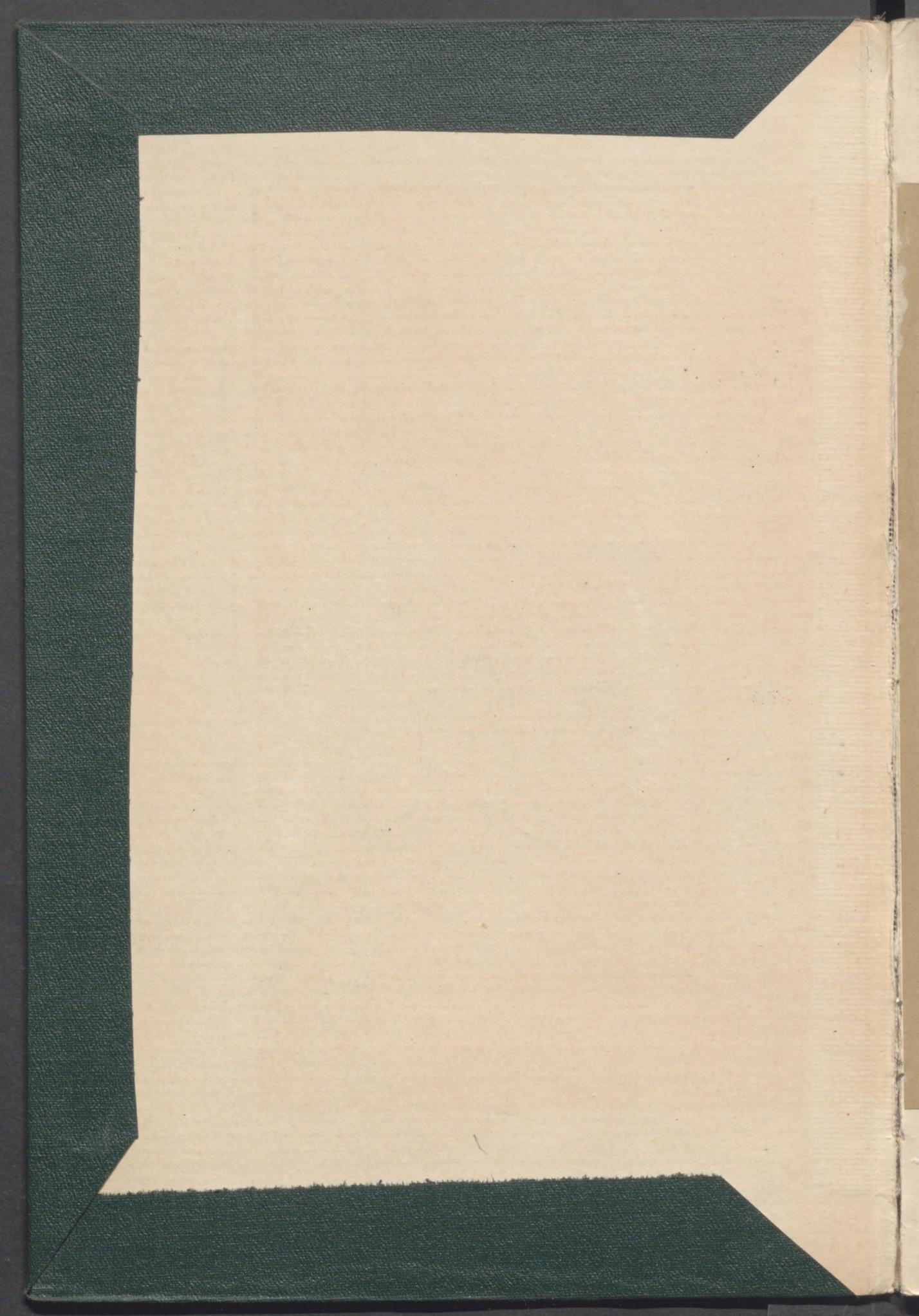


Biblioteka  
Toruń  
U. M. K.

53802

III

614

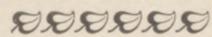




# Weltgeschichte in Charakterbildern

herausgegeben von

Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn

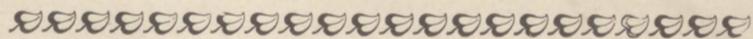


Zweite Abteilung

## Mittelalter



### Karl der Große



Mainz  
Verlag von Kirchheim & Co.  
1910





53.802

III



g 614

Kunstdruckerei Meisenbach Riffarth & Co.  
München

1931.586

# Karl der Große



# Inhalt

## I. Das Erbe

1. Die Idee des universalen Kaisertumes S. 1
2. Weltkirche und Weltstaat S. 11
3. Weltbildung und Weltkirche S. 19

## II. Die Erben

1. Der Wiedereintritt des nationalen Prinzips in die Weltgeschichte und die Gründung des fränkischen Reiches S. 29
2. Die Geistesmacht der Kirche und das werdende fränkische Weltreich S. 37
3. Die geistige Mitgift der Germanen und der römische Kultureinfluß S. 48

## III. Der germanische Cäsar

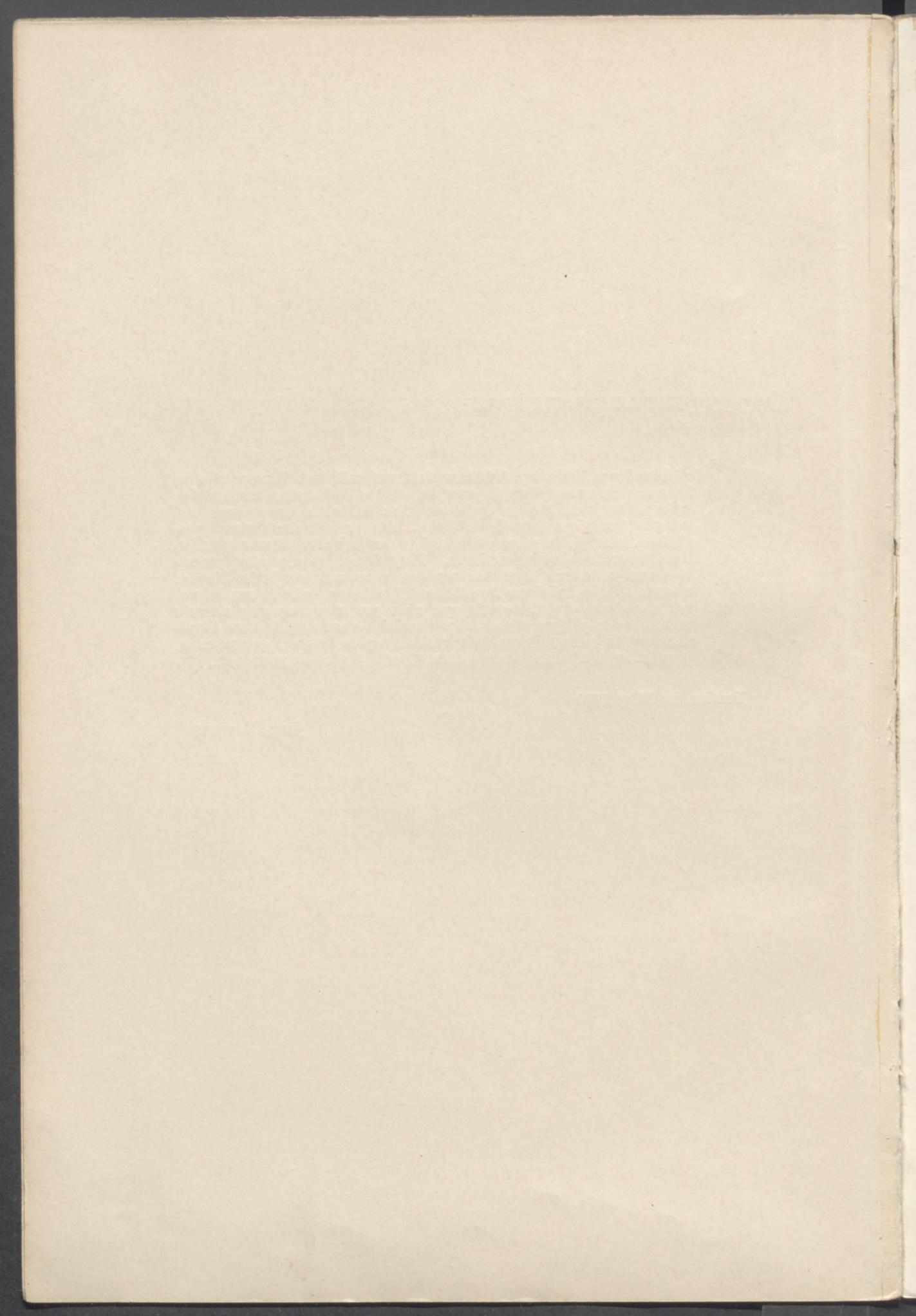
1. Karl als Begründer der Einheit des Staates S. 59
  - a) Die Unterwerfung Sachsens und Bayerns S. 59
  - b) Die italienische und die spanische Heerfahrt S. 70
  - c) Karl als Staatswirt S. 81
2. Karl als Schirmherr der Einheit der Kirche S. 93
3. Karl als Förderer der abendländischen Bildung S. 107

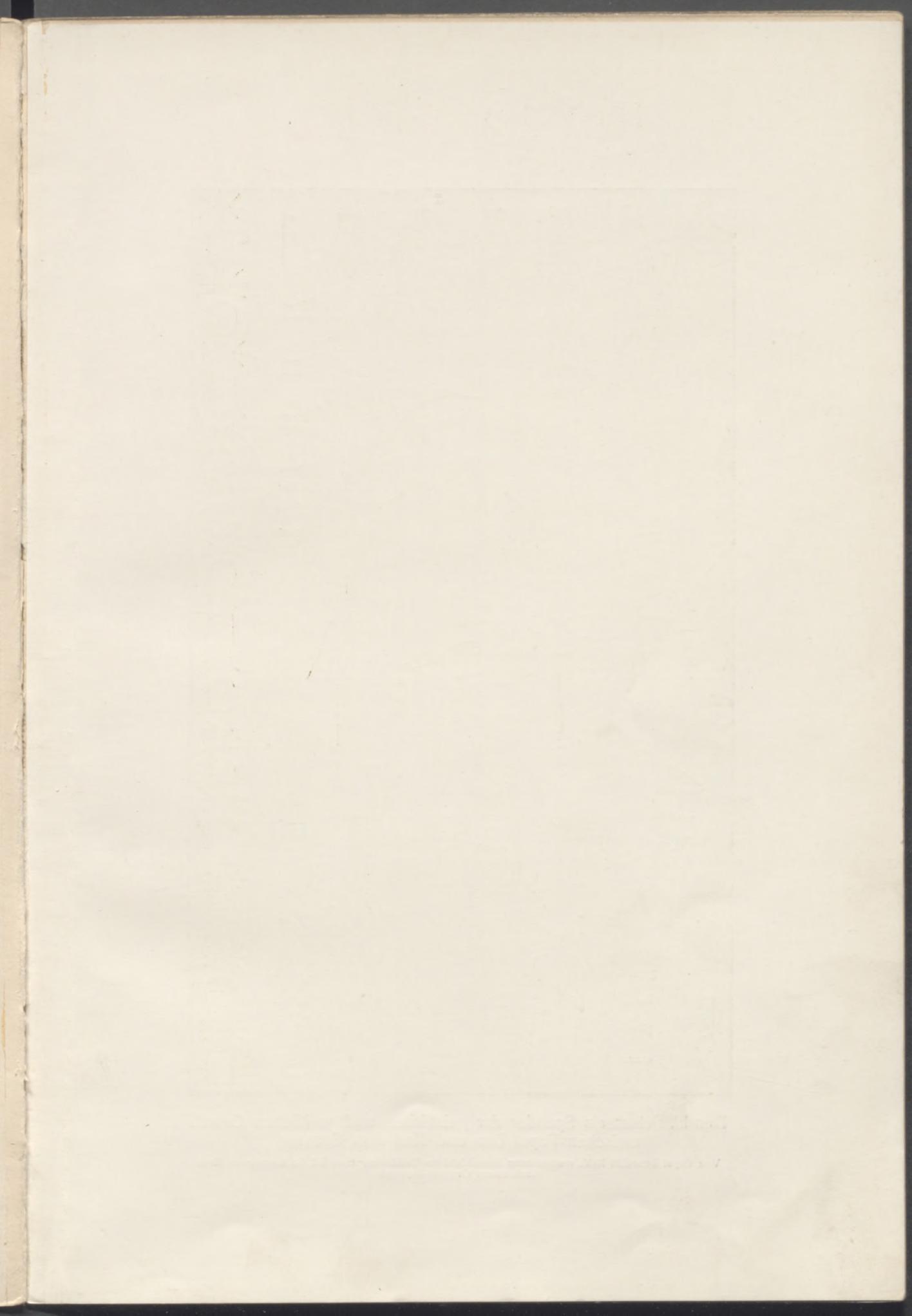
## Vorwort

ür die weiteren Kreise der Gebildeten bestimmt, will diese Monographie im Sinne der Sammlung, der sie angehört, in das Heldenalter des deutschen Volkes unter seinen Kaisern einführen. Das bestimmte ihre Anlage. Auf breiterer Grundlage sucht sie in Ueberblicken zunächst eine Entwicklungsgeschichte jener Faktoren zu geben, welche der Geschichte aller mittelalterlichen Kaiser das Gepräge verleihen. Mein Ehrgeiz war es nicht, wesentlich Neues zu bieten. Abgesehen von dem ersten und dem letzten Kapitel, in denen ich mich auf eigene Vorarbeiten stützen konnte, habe ich nur da und dort eine eigene Ansicht vorgetragen; mein ganzer Ehrgeiz ging vielmehr dahin, die mir gesichert erscheinenden Ergebnisse einer ausgedehnten Einzelarbeit unserer zeitgenössischen Geschichtsforschung in knapper, ansprechender, persönlich gefärbter Darstellung einem weiteren Kreise zugänglich zu machen. 

Breslau, im März 1910

Franz Kampers







Der hl. Petrus als Spender der geistlichen und weltlichen Gewalt zwischen Papst Leo und Karl dem Grossen

Von Papst Benedikt XIV. restauriertes Mosaikbild im Triklinium Leos III. im Lateran zu Rom  
Nach einem Original-Aquarell



# I. Das Erbe

## 1. Die Idee des universalen Kaisertumes



as romanisch-germanische Imperium, das Idol der mittelalterlichen Welt, steigt am Weihnachtstage des Jahres 800 aus den Trümmern

der Antike empor. Dem kraftvollen, siegegewohnten Volkskönig rufen die zerlumpten Enkel der einst weltgebietenden Quiriten den sorgfältig einstudierten Huldigungsgruß entgegen: ‚Karl dem Augustus, dem von Gott gekrönten, großen und friedeschaffenden Kaiser, der Römer Leben und Sieg.‘

**B**likartig erhellt die Feier dieser Kaiserkrönung an der heiligsten Stätte der Christenheit das melancholische Dunkel der barbarischen Zeit, das sich über die ewige Stadt breitete, seitdem das neue Rom am Bosphorus der Mittelpunkt des Reiches geworden war. Ihres Diadems war die einstige Herrin des Erdkreises beraubt, und trauernd hüllte sie sich in das düstere Gewand einer ergreifenden Tragik; aber trotzdem umgab sie noch ihre unzerstörbare Majestät. Wenn auch das der Väter unwürdige Volk Quadern um Quadern für seine rohen Bauten davonschleppte — jene Bauwerke schienen der Zerstörung zu spotten; sie blieben gewaltig, ihre gigantischen Maße waren immer noch ehrfurchtgebietend. Wenn auch die römischen Tagediebe kein Verständnis mehr zeigten für die Ewigkeitsgedanken, die hier ihren monumentalen Ausdruck gefunden hatten — ganz konnten die gewaltigen Erinnerungen, die sich an diese Schöpfungen der Alten knüpften, nicht gebannt werden.

Immer wieder, selbst in den Zeiten des schlimmsten Verfalles, sehen wir, wie einzelne ernster gestimmte, tiefere und weichere Gemüter leben und weben in jener romanischen Stimmung, welche am Ende des Mittelalters einen Petrarca wie einen Cola di Rienzo berauschte. Bald in diesem, bald in jenem Jahrhundert sucht irgend ein Träumer seine phantastischen Ideen von der Wiederkehr der einstigen Herrlichkeit der weltbeherrschenden Roma in die Wirklichkeit umzusetzen; bald hier, bald dort verquickt in weltferner, stiller Klosterzelle ein grübelnder Geist, schöpfend aus dem Ewigkeitszauber, der das alte Palladium der Menschheit umgibt, in seltsamen Prophezeiungen die Geschichte der gesamten Menschheit mit den Geschichten dieser einen Stadt. Und mochte auch die Masse des römischen Volkes kein Empfinden mehr haben für dessen große Vergangenheit — jetzt kamen in Scharen die Pilger aus den germanischen Reichen, und ob der erdrückenden Größe der Wunderwerke des alten Rom ergriff sie ein demütiges Grauen, und ihre Phantasie bevölkerte das verfallende Gemäuer mit Dämonen und Unholden; jetzt kamen in Scharen die barbarischen Recken über die Alpen, und die Riesen, die den Weltstaat zerbrochen, beugten sich in ehrfürchtiger Scheu vor der stillen Größe der antiken Welt. Der Genius des Altertums wachte über dessen Erbe. Wenn sich auch die Schatten der Vergessenheit tiefer und tiefer auf die Stadt senkten — es bedurfte nur des Zauberwortes, um die Geister zu wecken, die ungestüm der Auferstehung harrten.

**N**och ragten an jenem Weihnachtstage die meisten monumentalen Wahrzeichen des alten Rom empor. Ihres Schmuckes, der glänzenden Marmorbekleidung, und ihrer Zierden, der heidnischen Figuren, waren sie aber beraubt. Das Kolosseum war wie ehemals das auffallendste Wahrzeichen des antiken Rom. Verstummt aber war der Lärm der Spiele. Die Arena

füllte sich mit Schutt. Auf dem Forum, dem einstigen Weltwunder, herrschte der gleiche Verfall. Die Via sacra, die sich hindurchzog, war mit Gras bewachsen. Durch die zerstörten Dächer und die Mauerriße der Basiliken fielen gespenstige Lichtstrahlen. Ein ungeheures Trümmerfeld bildeten die alten Kaiserpaläste auf dem Palatin. Dem Verfall preisgegeben waren auch die Thermen. In der Hauptmasse erhalten waren nur noch das Pantheon, das Mausoleum Hadrians und mehrere Triumphbögen. Noch gürteten die alten Mauern die Stadt. An die vierhundert Türme und über dreißig Tore zählte eine Stadtbildbeschreibung dieser Zeit. Aber auch diese waren sicher schon zum Teile der Zerstörung anheimgefallen; denn bald hören wir, daß Papst Hadrian I. tausend Hände beschäftigte, um sie notdürftig wiederherzustellen. Noch spannten die verschiedenen Aquädukte ihre Riesenhöhen weit den Bergen entgegen. Die meisten waren längst unterbrochen. Auch hier hat Hadrian sich große Verdienste erworben. S S S S S S S S S S

**W**er von der Höhe des Kapitols aus diese Trümmerwelt überschaute, den muß, so sollte man meinen, die unendliche Tragik dieses Anblicks ergriffen haben. Der römische Aar entfiedert und der Schwungfedern beraubt — so nannte schon der große Gregor das alte Rom seiner Tage.

**U**nd doch! Diese Schwermut wird gemildert. Schon im 7. Jahrhundert erzählten sich die Christen, daß Oktavian hier auf dem Kapitol die Gottesmutter

geschaut habe. Man raunte sich zu, daß die Sibylle dem Kaiser geweissagt habe, nach ihm werde ein kleines Knäblein über die Welt herrschen. Eine tief sinnige Sage. Wer damals träumend seinen Blick gleiten ließ über das alte Rom, der sah, wie überall fremdartige Backsteinbauten roh, plump, ungefügt entstanden waren. Aus den Mauern der antiken Gebäude reißen die Christen den Marmor; die Säulen der Basiliken schleppen sie fort; der schützenden Dachziegel werden die Heidentempel beraubt. Nach dem Muster antiker Bauten werden die christlichen Kirchen errichtet. Wohl sind die Formen barbarisch, aber diese frühen Schöpfungen der christlichen Architektur müssen geädelt worden sein durch den Geist edler Einfachheit, der diesem Kinderglauben entsprach. Jubelnd hatte Hieronymus ausgerufen: ‚Das goldstrahlende Kapitol ist verodet, Jupiters Tempel und Zeremonien sind gefallen, Ruß und Spinnweben bedecken alle vormaligen Opferstätten, während an den halb verfallenen Bauten vorüber das Volk zu den Gräbern der Märtyrer eilt.‘ In der Tat! Inmitten der alten Welt steigt eine neue empor. Inmitten der versinkenden Herrlichkeit der Weltbeherrscherin offenbart das Prinzip der Weltverneinung seine sieghafte Kraft; inmitten der Zeugen der über den Tod der Nationen triumphierenden Roma erhebt sich der Gedanke der alles bewegenden, alles einenden Liebe. Inmitten des Zerfalles des römischen Reiches ist die Kirche die Hüterin des geistigen Erbes der Kaiserzeit geworden,

hat sie Besitz genommen von dem römischen Staatsgedanken der Zentralisation, ermöglicht sie nunmehr die Neubildung des Reiches aus der universalen Kirche heraus. S S S

**I**n dieser Welt des Vergehens, Werdens und Wiedererstehens krönt der Hüter der imperialen Idee, ein hilfloser Papst, den großen barbarischen Volkstönig zum römischen Kaiser. Die rauhen germanischen Krieger und die neugierigen Römer, die den weiten fünfschiffigen Bau von St. Peter füllten, waren sich der weltgeschichtlichen Bedeutung der Handlung, die sich an der Konfession des Apostelfürsten vor ihren Augen

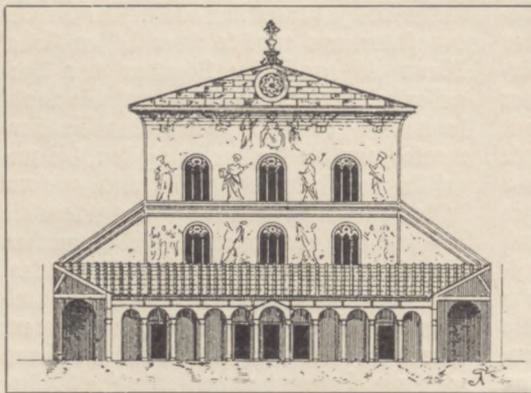


Abb. 1 · S. Pietro in Vaticano. (4. Jahrh.) Die Fassade wurde im 13. Jahrh. restauriert \* \* \* \* \*

abspielte, nicht bewußt. Kaum einer wird geahnt haben, daß eine große Epoche im Leben der Menschheit damit ihren Abschluß gefunden, daß eine neue damit begonnen habe. Kaum daß uns ein Hauch innerer Anteilnahme aus den Chroniken jener Tage entgegenweht. SSSSSSS

Von der hohen weltgeschichtlichen Warte aus tun sich hinter diesem Vorgange der Kaiserkrönung unendliche Perspektiven in die Vergangenheit und Zukunft auf. Jene mit Diokletian begonnene Uebergangsepoche in der Geschichte des Abendlandes erhält durch den feierlichen Akt in der Peterskirche einen hochdramatischen Abschluß: das Zeitalter des Völkerchaos ist vorüber. Der langwierige Prozeß des Hineinwachsens des Germanentums in den römischen Weltstaat ist beendet. Römische und germanische Völker bilden eine vorübergehende Einheit. Diese erst sollte den Grund zum Staatensysteme des Mittelalters abgeben; sie erst sicherte die völlige Durchführung der kirchlichen Einheitsidee im Abendlande; sie erst ermöglichte die Zusammenfassung aller Bildungselemente des Okzidenten. Der Traum des heiligen Augustinus, so meinten die denkenden Geister, war erfüllt: ein Gott, ein Kaiser, ein Papst, ein Gottesstaat. SSSSS

Das Rad der Geschichte scheint um mehr als ein Jahrtausend zurückgerollt zu sein. Die imperialistische Idee erwächst erneut, wie dereinst im Zweistromlande, auf dem Boden streng theokratischer Vorstellungen. In der Tat eine Kette von Gedankenreihen, wie sie die Ideengeschichte nicht wieder aufzuweisen vermag, schlägt eine Brücke von dem Kaisertum des großen Karl über das Kaisertum der römischen Caesaren hinaus bis zur Weltherrschaft der Gottkönige Babyloniens und Assyriens. Aber auch in die Zukunft zum Kaisertum der Ottonen, zum Kaisertume Dantes, ja, selbst zum neuen deutschen Kaisertum weisen jene an die Weltidee des universalen Imperiums anknüpfenden Gedankenreihen. Will man den Vorgang des Jahres 800 in seiner ganzen weltgeschichtlichen Größe erkennen, so muß man ihn auf dem Hintergrund der Geschichte der Kaiseridee betrachten, der schon die Jahrtausende den Charakter des Ehrwürdigen verliehen haben. SSSSSSSSSSSSS

Jene für menschliche Begriffe so unendlich große Zeit, welche alle Kulturepochen des Orientes der Alten und des Abendlandes in sich begreift, läßt sich von dem erhabenen Standpunkt der Monarchie des Mittelalters als eine große Einheit erfassen und umfassen, so unendlich tief auch die Perspektive dieses Bildes ist. Das kommt daher, weil ein und derselbe Ewigkeitsgedanke den sich ablösenden weltgeschichtlichen Dramen Einheit verleiht: der Gedanke der Welterlösung, der Gedanke einer allgemeinen, in Gott ausruhenden Menschheit. Die Welt, wie sie war, wie sie ist, und wie sie allzeit sein wird, träumt in ihrem Stürmen und Drängen von einer kommenden Völkerbeglückung. Und diese Träume verdichten sich. Bald dieser, bald jener scheint der Held zu sein, welcher der Welt die goldene Zeit wieder heraufführen wird. Die ins Maßlose gesteigerten Hoffnungen haben die Gemüter so sehr gefangen genommen, daß die Umriffe des erkorenen Helden in den Vorstellungen wieder verblassen. Der Träger der Hoffnungen und die Leistungen, die man von ihm erwartet, verschwimmen fast zu einer abstrakten und mystischen Idee. Ein messianischer Traumkaiser, der seine Herrschaft nach dem Vorbilde der göttlichen Weltregierung einrichten wird, verkörpert den Ewigkeitsgedanken der Welterlösung. Und doch! Die Harmonie, welche dieser Gedanke des ewigen Ringens nach Heil und Erlösung jenem großen geschichtlichen Bilde verleiht, ist nur eine scheinbare; immer und immer wieder wird sie gestört durch den Dualismus zwischen der zeitlosen Unermeßlichkeit des Göttlichen und der begrenzten Notwendigkeit des Menschlichen. So wird die im Mittelpunkte jener großen Welt Dramen stehende Idee einer Sabbataruhe der Welt zu einem Phantasma. In ruheloser Folge sehen wir eine Generation nach der anderen aus den Niederungen des Lebens aufstreben zu den reineren Höhen des Allgemeinmenschlichen und Ewigen. Wir sehen, wie sie dabei ihre Gebundenheit an die Scholle und an den Augenblick vergessen und ihren Wertmesser für die Wirklichkeit verlieren. Eine kleine Weile — und die Schwerkraft, die den Körper an die Erde fesselt, bindet auch den Geist. Dem Universalismus tritt der Individua-



Abb. 2 · Innenansicht der alten Peterskirche nach Raffael \* \* \*

lismus des einzelnen und der Nationen gegenüber. Der Widerstreit beider zerstört im Keime den erträumten Gottesfrieden der christlichen Republik des Mittelalters. Die Idee des nicht an Raum und Zeit gebundenen Imperiums wurde im Oriente geboren. Sie ward zuerst verkörpert durch die beiden Kolosse Assur und Babylon, deren gigantische Konstruktionen aus den sie umwallenden mythischen Nebeln nur undeutlich in Umrissen hervortreten. Beide haben ihr die Gestalt des starren, keiner Entwicklung mehr fähigen Gottkönigtums gegeben. Geschichtliches Leben aber gewinnt der universale Gedanke erst, als er sich mit der Vorstellung vermählt, daß der Staat das im Universum allwaltende Prinzip des einen Guten nachahmen müsse. Schon durch den Parsismus ward in dieser Richtung der plumpe Gedanke des seelenlosen Gottkönigtums durchgeistigt, vertieft und veredelt. Dieser

stellte in die Mitte des großen Widerstreites zwischen Helle und Finsternis den mit freiem Willen begabten Menschen; indem er es dann seinen Anhängern zur Pflicht machte, für das Prinzip des Lichtes die Welt zu erobern und sie nach dem Vorbilde des Lichtreiches zu ordnen, wird dem universalen Königtum eine weltumfassende Aufgabe, ein Weltberuf zuteil. Der große Dualismus zwischen dem himmlischen und dem irdischen Staate, der Jahrhunderte lang nach Versöhnung ringen sollte, liegt streng genommen schon dieser parsiistischen Auffassung zugrunde. Ungleich klarer erfaßt und tiefer durchdacht tritt er uns aber in den heiligen Schriften der Hebräer entgegen. Ueber die Grenzen des exklusiv Nationalen hinaus fand das kleine Volk Israel den Weg zur Menschheit. Die weltgeschichtliche Umwandlung der nationalsten Religion in die universalste, die für ihren Gott den Anspruch der ersten und einzigen kosmischen Macht erhebt, wird immer unter den großen Phänomenen des Weltgeschehens Verstand und Gemüt des Beschauers unendlich bewegen. Unter Ezechiel, der nach dem babylonischen Exil den Neubau des Gottesreiches in Israel begann, sind Religion und Nation noch verquickt. Der Versuch des Propheten, deren Grenzen abzustechen, erwies sich als unmöglich, so lange der Gott des in hochmütiger Abgeschlossenheit dahinlebenden Volkes auch eine politische Seite hatte. Als dann aber das nationale Leben versiegte, fiel jene politische Seite naturgemäß fort. Der nunmehr abgeklärte jüdische Begriff von dem einen Gott, der als Korrelat eine einzige Menschheit verlangt, bleibt übrig. Die ursprünglichen politischen und rechtlichen Lebensordnungen vergeistigen sich; sie werden zu einem ethischen und religiösen Bewußtsein und gestalten den Begriff einer nicht an natio-

nale Schranken gebundenen, sittlichen Persönlichkeit. Jene große Umwandlung der Grundfaktoren der jüdischen Weltanschauung: der theokratischen Staatsauffassung und des hebräischen Individualitätsbegriffes, hebt an, die Jesus vollenden sollte. Schon läßt die universalistisch-theokratische Theorie Israels jene Tendenz erkennen, die später unter der Herrschaft der christlichen Weltanschauung noch viel deutlicher hervortreten sollte: das Bestreben, die Sphäre der Allgemeinheit und

Gottesreiches gleichgesetzt; aber man ist pessimistisch genug, in beiden ein Ideal zu erkennen, dem die Wirklichkeit nicht entspricht. Der Gottesstaat hat ein Gegenbild auf dieser Erde. Diese stehen sich schroff gegenüber; aber zwischen beiden lebt der Gedanke des Welterlösers. Das instinktive Gefühl einer das gesamte Universum zusammenhaltenden Macht hatte seinen erhabensten und zugleich menschlichsten Ausdruck gefunden in dem Völkergedanken der Welterrettung. Die

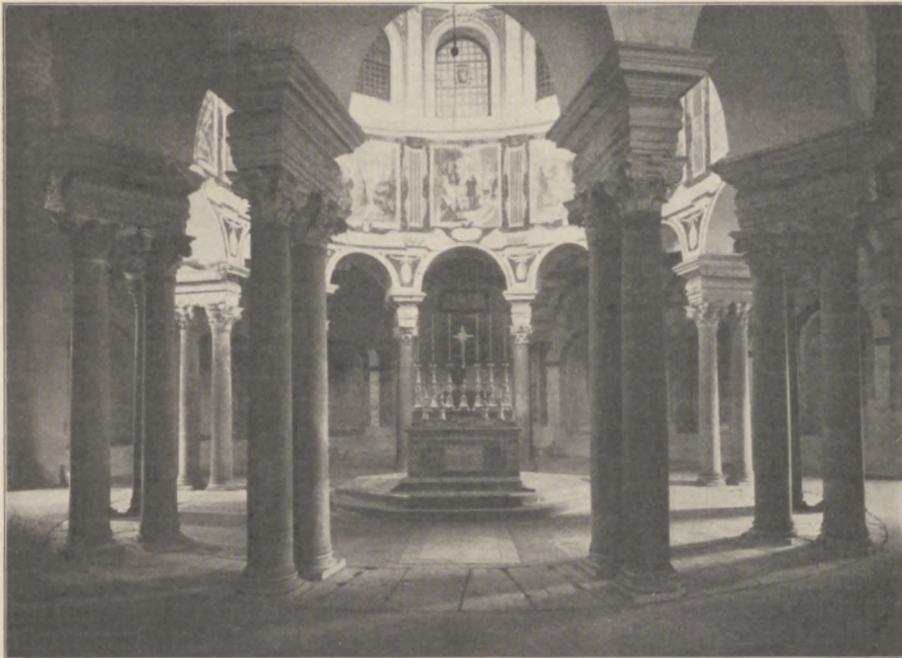


Abb. 3 · S. Costanza in Rom (Phot. Anderson) · Der älteste Teil ist vor 360 wahrscheinlich als Grabmal für Konstantins Töchter errichtet \*-c \*-c

des Individuellen auf Kosten aller Zwischenverbände zu erweitern. Die Idee eines Gottesreiches beginnt alles Nationale zu überschatten; über das Nationale hinaus sucht auf dem weiten Gebiete einer übersinnlichen Ethik das Individuum seinen Lebenszweck. Die gewaltigste Geschichtsauffassung der alten Welt, welche in Daniels Verheißungen ihren erhabensten Ausdruck gefunden hat, umfaßt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des einzelnen, des Staates und des gesamten Menschenverbandes. Die Idee des universalen Imperiums wird also der eines

große Frage des Mittelalters nach dem weltlichen Staate und seiner Stellung im göttlichen Heilsplane war damit gestellt und zugleich im theokratischen Sinne beantwortet. S S S S S S S S S S  
**D**a brauste das Frühlingswehen einer neuen Zeit über den Orient der Alten dahin. Alexander trug den Sieg in den Osten. In die Dämmerungsstimmung des Parsismus, in die ernste Welt des in eschatologischen Spekulationen sich verzehrenden Judentums fällt ein heller Strahl aus der sonnigen Welt von Hellas. Griechentum und Judentum vermählen sich: es entsteht

die Weltkultur des Hellenismus. Und in dieser Kultur wandelt sich erneut die Idee der universalen Herrschaft. Sie wird jetzt im Geiste der griechischen Philosophie geläutert. Die Vorstellung eines Welt- und Menschheitsganzen war der hellenischen Philosophie mit ihren nationalen Vorurteilen zunächst etwas durchaus Fremdes. Geleitet von der selbstbewußten Auffassung vom Rechte des Stärkeren betrachtete sich das kleine Volk der Hellenen als das Herrenvolk, das bestimmt sei, über die zu keiner höheren Kultur berufene Masse der Barbaren zu herrschen. Daß eine solche Herrenmoral den republikanischen Staatsgedanken durchbrechen und zur Behauptung der Notwendigkeit eines starken Alleinherrschers führen mußte, ist selbstverständlich. Wichtiger für die Staatslehre der Folgezeit wurde aber eine andere Gedankenreihe der griechischen Philosophie. Sokrates, Plato und Aristoteles erkennen in einem allwaltenden Grundprinzip der Weltordnung den Urquell des Gerechten und leiten aus diesem Prinzip ein Naturrecht, ein der Vernunft entnommenes Recht ab, für das der Anspruch erhoben wird, daß es allein wahr, ewig unwandelbar, ein stets und überall sich gleichbleibendes Menschenrecht sei. Wenn dieses allgebietende Naturrecht, das sich in der Folge als eine geschichtliche Triebkraft ersten Ranges erweisen sollte, auf der einen Seite die eigene Wesenseinheit des einzelnen anerkannte, so verlangt es auf der anderen, daß er restlos im Staate aufgehen müsse. Nach Plato ist das absolut Gute das ordnende Prinzip des Kosmos. Vom Mikrokosmos des Staates fordert er, daß er ein Abbild der Harmonie des Makrokosmos des lebendigen Weltalls darstelle. Der König eines solchen Idealstaates mußte natürlich über das Menschliche hinauswachsen: er wird zum göttergleichen Weisen, der sich selbst Gesetz ist. ❄❄❄❄❄

Diese unhistorisch gedachten Staatstheorien sind überaus widerspruchsvoll. Auf der einen Seite bedeutet die Anerkennung einer staatlichen Ordnung als Abbild der natürlichen Ordnung des Weltalls einen Staat beherrschendes Element; auf der anderen Seite aber wird der Staat wieder verneint durch die Tatsache, daß Plato dessen Zweck ganz in der ethischen Sphäre des Menschen, im Jenseitigen sucht.

Den realen Staat konnten solche utopistische Ideen natürlich nicht begründen helfen. Auch ging die weitere Entwicklung der philosophischen Anschauungen über diese Vorstellungen bald hinaus. Aus dem ästhetischen Empfinden wurden die Gebote des Geziemenden und Harmonischen hergeleitet. Der Individualitätsbegriff gewinnt eine ethische Grundlage, bleibt aber in seiner Ausprägung durchaus ästhetisch gerichtet. Vor diesem Begriffe weiten sich dann die Grenzen des nationalen Staates und versinkt der Zukunftsstaat des Weisen. In jedem Staate — so heißt es dann — kann sich jede Individualität ausleben, in jeder Kultur kann sie deren Gesetze und Harmonien in sich selbst zur vollendeten Ausgestaltung bringen, kurz, überall kann sie das Ich zu einem ästhetisch befriedigenden Kunstwerk erheben. Der Grund zum antiken Humanitätsbegriff war damit gelegt. ❄

In dieser romantisch-philosophischen Stimmung war der große Alexander aufgewachsen. Im Geiste dieser hellenischen Philosophie sollte er jetzt den orientalischen Gedanken des universalen Imperiums läutern. Erfüllt von der Vorstellung eines Welt- und Menschheitsganzen durchbricht der jugendfrische Welteroberer die starren Schranken des Hellenentums und erlöst damit den griechischen Geist, der jetzt erst seine weltgeschichtliche Kulturmission erfüllen kann. Durch ihn verknüpfen sich jene weltflüchtigen Vorstellungen der platonischen Philosophie, die in dem beschränkt nationalen Hellas sicherlich verkümmert wären, mit dem von ihm für kommende Zeiten umgeformten imperialistischen Gedanken. Und gerade das war es, was einzelne Kreise des Judentums in diesem göttergleichen Träger einer Weltkultur, in diesem Versöhner und Friedebringer den verheißenen Messias erkennen ließ. Schon zu Lebzeiten Alexanders ist sein Königtum in Beziehung gesetzt worden zu der gewaltigen Idee der Menschheit, wie sie aus Daniels Worten machtvoll zu uns spricht. Er wird zum Träger der letzten Danielischen Weltmacht, welche die Sabbatruhe wieder heraufführen soll. Hier erklingt zum ersten Male das Leitmotiv des nunmehr anhebenden Kaisertraumes. ❄❄❄❄❄❄❄❄❄❄

So vereinigte also Alexander unbewußt den hellenischen Gedanken von dem

göttlichen Adel der Menschenseele mit dem asiatisch-ägyptischen Glauben vom Gottkönigtum, mit den sittlichen Vorstellungen und den messianischen Verheißungen der Juden zu einer neuen Idee, die faszinierend auf die Jahrhunderte wirken sollte. Das hellenistisch-universale Königtum nimmt jetzt jene mystische oder, wenn man will, apokalyptische Färbung an, welche die Kaiseridee bis auf unsere Zeit mit ihrem poetischen, tief sinnigen, erhebenden Zauber verflärt. S S S S S



Abb. 4 · St. Clemens-Basilika in Rom (Phot. Anderson) · Mit Bauresten aus römischer Zeit und aus dem vierten Jahrhundert \*-c \*-c \*-c

Das Erbe des Hellenismus tritt der Weltstaat Rom an. Mit ungestümem Tatendrange zieht der römische Staatsgedanke der Zentralisation einen größeren Kreis nach dem anderen um den Mittelpunkt der Urbs quadrata. Je weiter sich des Reiches Grenzen dehnten, je schneller die Völker sich mischten, um so eher mußten auch die Schranken des nationalen Römertumes der Catonen durchbrochen werden. Je weiter sie ihre Adler trugen, um so machtvoller drängte sich den Römern das Bewußtsein eines großen Weltzusammenhanges auf. Freilich, der alte, am Stadtstaate ausgebildete Staatsbegriff erhält auch für den neuen römischen Erdkreis maßgebende Geltung. Das römische Volk bleibt das Rechtssubjekt des öffentlichen Rechtes und als solches im Mittelpunkt des staatlichen und privaten Lebens. In der Kaiserzeit ist es der Princeps, der sich an die Stelle der Volksversammlung als die sichtbare Verkörperung des allgemeinen Willens setzt. Wirklich, Roms originalste Schöpfung: das aus dem Volksgeiste geborene Recht, wird von dem eingetretenen Wandel nur in Aeußerlichkeiten berührt. Sonst aber verflüchtigt sich alles spezifisch Nationale, je weiter das Nationalrömertum aus seiner Vorzugsstellung durch die Verleihung des Bürgerrechts auch an Nicht-römer verdrängt wird. Was der Hellenis-

mus im Osten erstrebte: eine vollkommene Gleichmachung aller, das setzt mit eherner Gewalt der Romanismus durch. Kein nationaler Gedanke gibt dem beständig wachsenden Weltreich Leben und Formen. Für uns heutige eine ungeheuerliche Vorstellung. S Das weltbürgerliche Humanitätsideal der hellenischen Weisen schien durch den tatgewaltigen Wirklichkeitsinn Roms Wahrheit werden zu wollen. Die große Geschichte weckte naturgemäß auch im nüchternen Rom das Verständnis für das Allgemeinmenschliche; aber jene Vorstellungen von der Erhabenheit des Menschentumes, die in Rom aus dem Geiste der Stoa zunächst wiedergeboren wurden, sind rationalistisch und entfernen sich bewußt vom Ueber Sinnlichen und Göttlichen. Höher gestimmte aristokratische Kreise des republikanischen Rom berauschen sich an dieser Weltanschauung einer ästhetisch gerichteten Humanität. Die Pflichtenlehre, welche diese in Theorie und Lebenshaltung vertraten, umfaßte das Verhalten des einzelnen gegen die Mitmenschen, dessen Teilnahme an allen wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, die Sorge für den Ausbau der Außenseiten des Lebens, die kunstmäßige Pflege der Sprache und der Redekunst. Der Größe zwar entbehrte auch diese, eine jenseitige Bestimmung des Menschen leugnende Auf-





dian: „Die wird in Ewigkeit trauern, die stolz sich die ewige nannte.“ In der Folgezeit mehren sich die pessimistischen Grundtöne in der Volksstimmung, je weniger das Reich dem stoischen Ideale des weltbürgerlichen Friedensstaates entspricht. Indes beweist der Gedanke der Reichseinheit auch dann noch seine zähe Lebenskraft. Immer und immer wagt sich eine zukunftsfrohe Kaiserverheißung vor. Und dem Weltgedanken des Imperiums beugen sich auch die Soldatenführer an den Grenzen, die es nicht wagen, das kaiserliche Diadem an sich zu reißen. Ja, unter den tatkräftigen Kaisern Diokletian und Konstantin kann das alte Idol der Reichseinheit sogar noch einmal imponierende Gestalt annehmen. Alle spärlichen Reste der alten republikanischen Ueberlieferung, die der Kaiseridee noch anhafteten, werden jetzt endgültig beseitigt. Diokletian läßt den Gedanken des Prinzipates vollständig fallen und bringt so den hellenistischen Gedanken von der höchsten Gewalt, die ihre Rechtfertigung einzig in sich selbst sucht und findet, auf die folgerichtige Formel. Dieser Wandel in der Auffassung der Kaiseridee äußert sich auch in dem Wandel der Verfassungseinrichtungen. Es entsteht eine Beamtenhierarchie, die dem vielgestaltigen Leben des

Reiches einen inneren festen Halt geben und zugleich den Absolutismus des Herrschers, in welchem sie gipfelte, für die Dauer stützen sollte. Die letzten Schlußfolgerungen aus der Kaiseridee der diokletianischen Zeit zieht Justinian. Er gibt dem Weltstaate auch ein einheitliches Weltrecht, das für sich universale Geltung verlangt. **W**ohl litt die Kaiseridee in dem Völkerchaos, das jetzt die römische Einheit in den Zeiten der Wanderung zu vernichten drohte, unermesslichen Schaden. Und doch! Die Vorstellung, daß das römische Reich als Abbild der göttlichen Weltregierung der gesamten Menschheit noch einmal den Frieden geben müsse und ganz allein ihn geben könne, erhielt sich mit wunderbarer Fähigkeit. Sie lebte wieder auf an jenem Weihnachtstage des Jahres 800. Aber neben dem neuen Inhaber des imperium mundi stand jetzt ein geistlicher Cäsar. Noch beugte er sein Knie vor dem fränkischen Kaiser; aber schon regten sich die Geister, die, pochend auf die göttliche Sendung, schöpfend aus dem Ewigkeitszauber Roms, atmend in der von hellenischem Geiste durchtränkten patristischen Geisteswelt, für den Statthalter Christi den ersten Platz in der allgemeinen christlichen Republik des Mittelalters beanspruchten.



Abb. 6 · Santa Prassede in Rom · 9. Jahrhundert \* \* \* \* \*

## 2. Weltkirche und Weltstaat



einem Schreiben an Kaiser Valentinian legt Symmachus der um den alten Glauben trauernden Roma die Worte in den Mund: „Dieser Kultus hat den Erdkreis in meine Satzungen gefügt, diese Heiligtümer haben Hannibal von den Mauern, die Gallier vom Kapitol verjagt. Ich werde ja sehen, welcher Art das ist, was Euch neu einzurichten gefällt; doch es grämt, erst im Greisenalter sich bessern zu sollen. Darum erbitten wir Duldung den Göttern unserer Väter. Was alle ver-

ehren, muß doch das eine sein. Wir schauen auf zu denselben Sternen, gemeinsam ist der Himmel, dieselbe Welt umfängt uns. Was liegt daran, auf welchem Wege ein jeder die Welt sucht? Das Geheimnis ist zu groß, als daß ein Weg zu ihm führen könnte.“ — Diese Rede des großen Römers ist ergreifend ob der düsteren Schwermut, welche sie atmet. Die alte, selbstbewußte Kraft des Römertums hat hier einer matten Resignation Platz gemacht. Das unbefriedigte Gottsuchen, welches das Heidentum der ausgehenden Kaiserzeit ganz besonders kennzeichnet, kommt leise auch in dieser Rede zum Ausdruck. Symmachus erkennt, daß das Heidentum vor dem letzten hoffnungslosen Kampfe steht, und dennoch kann er nicht lassen von den Idealen des alten Römertums. SSS

**N**ur in wenigen Herzen lebte aber noch der altrömische religiöse Gedanke, der zugleich ein patriotisches Bekenntnis darstellte. Dereinst, als die römischen Waffen den Erdkreis noch nicht bezwungen hatten, war die Religion noch ein köstlicher nationaler Besitz. Als aber Hellas, als der Orient, unterworfen war, dringen fremde Elemente in das sorgfältig gehütete Heiligtum ein. Nicht nur die unterworfenen Völker, sondern auch deren Götter gelten jetzt nach der primitiven völkischen Religionsauffassung als besiegt und gehen in den Besitz des herrschenden Staates über. Die Religion hört damit auf, unbedingt,

in all ihren Aeufferungen, eine Betätigung des patriotischen Empfindens zu sein. Sobald das geschehen ist, sieht sich das Volk einer verwirrenden Vielgötterei gegenüber. Das religiöse Bedürfnis, dem der Halt nunmehr genommen ist, sucht in mystischen oder abergläubischen Verirrungen seine Befriedigung. Die orientalischen Kulte mit ihrer verführerischen Sinnlichkeit erlangen eine ungeheure Bedeutung. Dauernd aber können die Mysterien über die Oede und Zerissenheit des religiösen Lebens nicht hinwegtäuschen. Im Kultus des lebenden Kaisers will man ein einendes religiöses Band schaffen. Aber dieser Kultus war nicht auf dem Boden der nationalen Volksreligion erwachsen. Auf die Dauer mußte dieses wesenfremde Element immer mehr zur leeren Form ohne Inhalt werden, die ein ernstes, gottsuchendes Gemüt ohnehin kalt lassen mußte. Aber dennoch war jener Kaiserkult aus dem Bedürfnis der Zeit heraus erwachsen. Er war ein Versuch, das Verlangen nach einer einheitlichen Reichsreligion zu befriedigen. Durch die Massen, welche in diesem Weltreich zusammengehalten wurden, ging ein ungestümes Sehnen — das Weltreich bedurfte einer Weltreligion.

**S**chon die letzten Folgerungen aus dem antiken Kosmopolitismus mußten in die Forderung einer einheitlichen Religion münden. Dieses Weltbürgertum der Alten war zu der Ansicht vorgeschritten, daß der Born der Kultur auch den barbarischen Völkern zuströme. Nach der stoischen Philosophie ist der Mensch als denkendes Wesen ein Glied des vernünftigen Kosmos, der durch die Weltvernunft, durch den von Ewigkeit her bestehenden Weltgedanken, den Logos, zusammengehalten wird. In dieser philosophischen Idee liegt schon die Tendenz zur Vergeistigung der Religion, in ihr liegt auch der Keim jenes merkwürdigen Sehnsens des Heidentums nach dem Monotheismus. Ganz entschieden drängt sich die Idee von dem einen allwaltenden Gotte im Verlaufe der römischen Religionsgeschichte vor. Schon die Vermischung der Völker bedingte einen Ausgleich der Religionen. Kritische Geister erkannten, daß dieser verwirrenden Fülle von Religionsystemen doch nur eine einzige Weltreligion zugrunde liegen könne.





ten, als er es dem Christentum ermöglichen, zur Staatsreligion zu werden. Kaum war das geschehen, als auch die chiliastischen Erwartungen der Christen wieder lebendig wurden. Von dem Inhaber des christlichen Weltimperiums erwartete man, daß er der große, heilige Fürst sei, der das tausendjährige Reich des Friedens heraufzuführen werde. Unmerklich setzen die Apokalypsen dieser Zeit den Weltherrscher wieder an die Stelle des Weltheilandes. Der messianische Charakter des Imperiums der Augusti tritt also wieder, und zwar wesentlich verstärkt, in die Erscheinung.

**M**onarchie und Monotheismus schienen sich deckende Begriffe werden zu wollen — eine Verbindung von Staat und Kirche hub an. Doch diese Gleichsetzung der genannten beiden Begriffe konnte verhängnisvoll werden. Der Kaiser an der Spitze dieser Monarchie war als Nachfolger der römischen Cäsaren zugleich der Pontifex maximus. In der veränderten Sprache der Zeit war er der Nachfolger der alttestamentlichen Judenkönige, Davids und Salomons. Der Kaiser übernimmt den Schutz des allein wahren Glaubens im Interesse der ihm anvertrauten Gesamtheit der Menschen, denen er das Heil garantiert. Aus dieser Schutzgewalt ergeben sich naturgemäß Rechte über die Kirche. Während also der Staat das Christentum zu seiner Religion macht, verquickt sich der kirchliche Gedanke mit dem politischen. Wohl löst die dem Reiche eingegliederte Kirche den alten Kaiserkultus als völkereinendes Band ab, zugleich aber wird sie damit von einer völligen Romanisierung bedroht, die sie von ihrer Weltaufgabe hätte abziehen müssen. Dieser Bund zwischen Staat und Kirche, der dem Grundprinzip des christlichen Gedankens widerstrebt, konnte nicht von langer Dauer sein.

**W**ährend der Kirche im vierten Jahrhundert solche schwere Gefahren dräuten, war sie kraftvoll genug, trotzdem ihrer Universalität die letzten Bausteine einzufügen. Die ersten Jahrhunderte der christlichen Entwicklung hatten sich unter heftigen geistigen Kämpfen darin erschöpft, das metaphysische Christusgeheimnis und den Gottesbegriff möglichst rein herauszuarbeiten. Jetzt, im vierten Jahrhundert, ist das Gebäude des christlichen Dogmen-

glaubens vollendet. Die Philosophie, einst die Schöpferin des Sittengesetzes, ist die dienende Magd der Theologie, der von Gott bestellten Hüterin der alle Menschen verpflichtenden Moral geworden. Vom römischen Rechtsstaate hatten die Christen gelernt, ihre Organisationen durch für Jahrhunderte geprägte Kanones sicher zu stellen. Eine weise, nach dem Vorbilde des Kunstwerkes des Römerstaates gegliederte Hierarchie tritt an die Seite des Beamtenstaates; eine schon durch die Patristik begründete kirchliche Staatslehre sucht ihren festen Mittelpunkt in der Offenbarung, entlehnt zugleich aber auch aus der griechischen Weltweisheit eine Fülle von Gedankenelementen, die noch immer eine große Anziehungskraft ausübten und auf diese Weise zum Bestandteile der mittelalterlichen Weltanschauung werden sollten. Namentlich wird der Versuch vom Christentume unternommen, das natürliche Recht, in welchem die griechische Philosophie den Ausfluß der göttlichen Weltvernunft erkannte, dem mosaischen und dem sonst geoffenbarten göttlichen Gesetze gleich zu stellen. Dadurch wird es allmählich zum kirchlichen Rechte, das schon wegen seiner Herkunft dem menschlichen Rechte unendlich überlegen ist. Solange der weströmische Staat bestand, zog man aus dieser naturrechtlichen Theorie nicht die naheliegende Folgerung. Tatsächlich freilich war schon in den letzten Jahrhunderten des Kaiserreichs die antike Vorstellung von der Omnipotenz des Staates in ihrer wesentlichsten Forderung des Aufgehens des einzelnen im Bürger und der Gesellschaft im Staate durch das Postulat der Kirche durchbrochen, daß das Innenleben des Menschen keiner weltlichen Gewalt unterstellt werden dürfe. Wohl ist die Kirche der alten römischen Auffassung entsprechend zunächst noch ein Teil des weltlichen Staates. Der Kultus erscheint nach wie vor als Sache des Staates, das Priestertum als Staatsbeamtentum. Und doch verdichtet sich allmählich im Gegensatz zum geltenden Rechte der staatsähnliche Charakter der Kirche, der sich rasch zu dem Anspruch einer selbständigen Daseinsordnung verstärkt, die keine Grenzen, auch nicht die des römischen Erdkreises, anerkennt. **S** Gegen das Bestreben der

christlichen Kaiser, die Kirche zu einer Staatsanstalt zu machen, richtet der Wortführer dieser innerlich und äußerlich rasch erstarkten religiösen Gemeinschaft, der große Bischof von Hippo, seine tief sinnige und leidenschaftliche Polemik. Dem heiligen Augustinus erscheint der aus sündigen Wurzeln entstandene irdische Staat höchstens als ein dienendes Glied der einen in Christus geeinten Menschheit, die sich schon der Apostel Paulus als einen vom Geiste Gottes erfüllten einigen Leib, als den mystischen Körper Christi vorstellte. Der Heros der lateinischen Kirche war auf die

Zweck' erhabener als der Staat. Als freie Größe tritt neben das Imperium das Sacerdotium. Auch für ihr Recht beansprucht die Kirche jetzt selbständige Geltung und Ueberordnung über das menschliche Recht. Allmählich bereitet sich eine überragende Machtstellung der Kirche vor. Der Staat ist es, welcher sich der äußern Erscheinung der Kirche anzupassen sucht; denn erst unter den christlichen Kaisern wird das römische Reich in der Theorie wirklich zu einem universalen Reich mit theokratischer Färbung. Schon dadurch kommt der Staat der Forderung der Kirche, daß

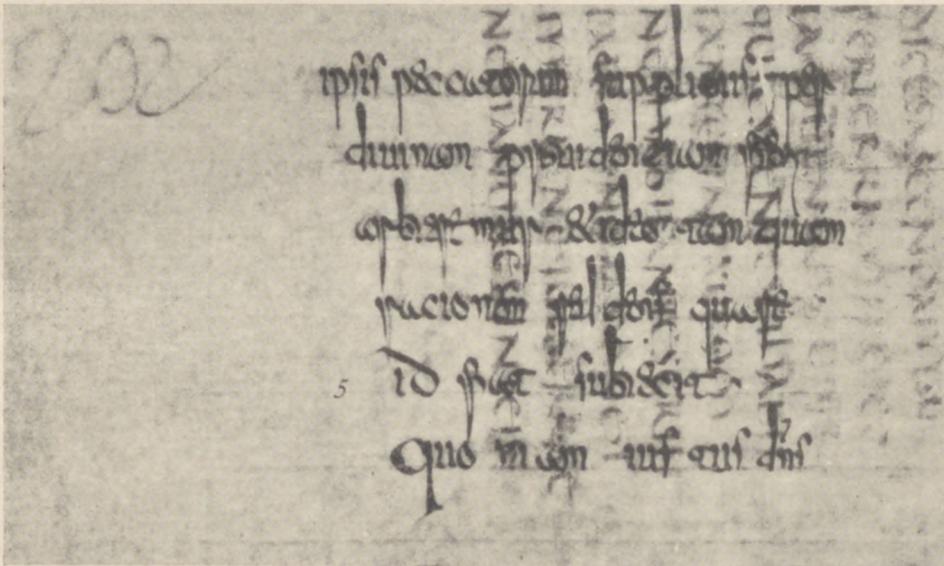


Abb. 8 · Der Würzburger Palimpsest mit merowingischer Handschrift über schöner alter Uncial-Schrift

Erde gesandt, um der alten Welt die Wegzehrung zu geben; er hatte geglaubt, ihr Arzt sein zu können. Sein Buch vom Gottesstaate, das für die alte Welt bestimmt war, sollte die Gründungsurkunde der Weltauffassung der neuen großen Epoche im Leben der abendländischen Menschheit werden. Das Mittelalter hat sich in fruchtlosen Versuchen erschöpft, diesen sich ins Uebersinnliche verlierenden Gottesstaat in die Wirklichkeit umzusetzen. Die Päpste des 5. Jahrhunderts ziehen bereits die Folgerung aus dem Postulate des Gottesstaates. Ihnen ist die Kirche eine selbständige Daseinsordnung neben dem Staate und ,nach Ursprung, Inhalt und

er einen Teil der Kirche darstellen müsse, entgegen. Diese römische Theokratie sollte in den Stürmen der Völkerwanderung zusammenbrechen, aber in der Fiktion lebte sie fort. Freilich, das Weltbild der Christen ist, seitdem die Volksstaaten auf dem alten Reichsboden entstanden, nicht mehr unbedingt an die Geschichte des ehemaligen Imperiums geknüpft. Die alte Theorie von der durch die Schranken des Raumes und der Zeit nicht gebundenen Weltaufgabe des römischen Reiches paßt sich der jungen Entwicklung an. Die alte Welt-heilandsidee war einen so innigen Bund mit der Weltherrschaftsidee eingegangen, daß sie auch in den Zeiten des großen



der Auffassung des Imperiums und der Stadt Rom. Das weströmische Reich ist endgültig untergegangen. Resigniert schreibt Marcellinus: 'Das weströmische Reich ging unter und vermochte sich nicht zu erheben.' Elegisch singt Sidonius von der 'einzigsten Königin der Welt'. Die Römer selbst sind der Meinung, der Kaiser in Byzanz genüge für beide Reichshälften. Man hält noch an der Einheit des Imperiums fest, aber nur, weil auch das Christentum eine Einheit darstelle. Lange Zeit bekunden die Päpste noch Respekt vor dem neuen Rom. Dennoch aber scheiden sich die beiden Reichshälften immer mehr von einander. Diese Scheidung ist zunächst freilich nur eine kirchliche, keine weltliche. Auf weltlichem Gebiete wird sogar noch einmal der Versuch unternommen, ganz im Sinne des alten Doppelkaiserturnes Rom zu neuem Leben zu erwecken. Zunächst will Eleutherios, der Vertreter des Reiches in Italien, ein westliches Kaiserturn mit dem alten Mittelpunkt Rom aufrichten. Er will sich an die Spitze der italienischen Bevölkerung stellen. Dabei begegnet uns schon die auffällige Erscheinung, daß dieser Eleutherios seine Legitimierung durch eine Krönung durch den Papst anstrebt. Eintörichter Plan! Jene, die er dafür in Italien erwärmte, konnten sich gar nicht einmal aus eigener Kraft der Barbaren im Norden Italiens erwehren. Dann kommt noch einmal ein wirklicher Kaiser im Jahre 663 nach Rom. Kaiser Konstantin will die Stadt in ihre alte Würde wieder einsetzen. Wie bald aber erkannte er, daß Rom zu einer Grenzstadt gegen die Barbaren herabgesunken und unfähig geworden sei, des Reiches Zentrum zu werden. Ja, die politische Bedeutung der Stadt war gesunken — aber die kirchliche war ins Ungeheure gestiegen. Noch immer bestand der große universale Zusammenhang, aber er hatte eine kirchlichen Charakter angenommen. Wie gründlich hatten sich die Ansichten gewandelt! Den ersten Christen war Rom vielfach das Babylon der Apokalypse, die Ursache des Bösen in der Welt. Auch später wird Rom noch mit Babylon verglichen, doch dann fügt Orosius bezeichnenderweise hinzu, daß Rom trotz der gleichen Schicksale nicht unterging, sondern durch das Christentum erneuert wurde. 'Nicht durch die Waffen, sondern durch die Religion', heißt es in einer

Predigt Leos, 'beherrscht Rom jetzt den Erdkreis'. Rom wird die Stadt der heiligen Apostelfürsten. Rom ist die 'Mutter aller Weisheit' und die 'Mutter der Städte'. Kurz, es ist die 'heilige Stadt'. Wenn auch einige Päpste ihren Respekt vor Neurom bekunden, so dringt doch auch dabei die neue theokratische Auffassung durch: Das römische Reich ist die 'heilige Republik', der Kaiser der 'christliche Fürst', das einende Band zwischen Byzanz und dem heiligen Stuhl ist die Religion. Der heilige Kolumban schreibt an Bonifazius IV. (608—615): 'Rom, so groß und berühmt Du auch bist, Du bist nicht groß und berühmt unter uns, als nur durch den Stuhl des heiligen Petrus.' Als geheiligte Stadt der Apostel wird Rom wiederum das Haupt der Welt. S S S

Ueber Unrast und Begehrlichkeit der irdischen Lebensgemeinschaften thront der geistige Verband einer Gottesgemeinschaft unter der Leitung des Papstes. Der Gottesstaatsgedanke erscheint als ein weites Heiligtum, in dem auch der erbärmlichste der Menschen Asylrechte besitzt, das aber durch das Menschliche doch so leicht entweiht werden kann. Die ganze Idealität dieser unendlich großartigen kirchlichen Idee, die bei aller moralischen und dogmatischen Gebundenheit doch die freieste Entfaltung

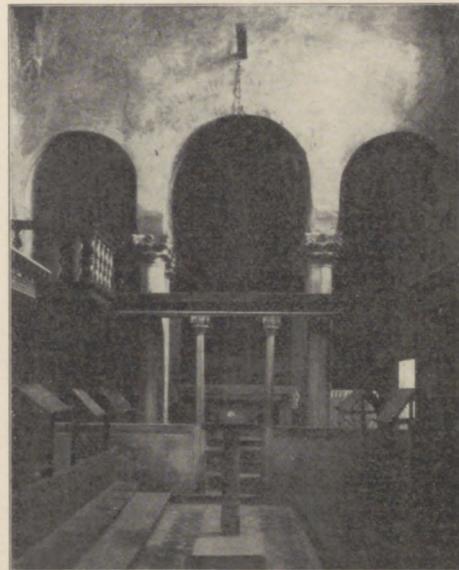


Abb. 9. Betkapelle des alten Benediktinerklosters zu Cividale in Friaul. Langobardenbau aus dem 8. Jahrh. \* \* \* \* \*



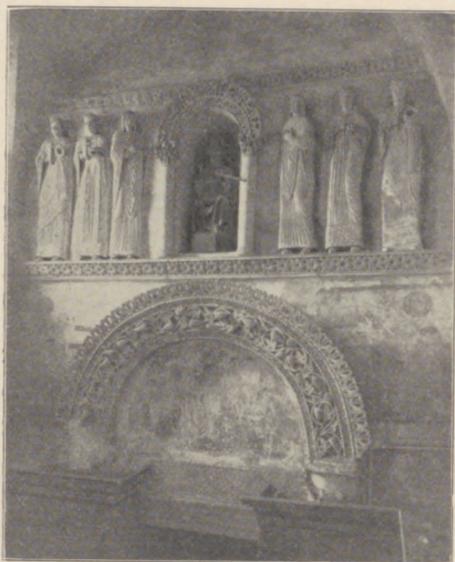


Abb. 10 · Betkapelle des alten Benediktinerklosters zu Cividale in Friaul \* \* \*

einer christlichen Humanität garantierte, wird auch von den berufenen Vertretern dieser Idee nicht immer erfasst. Nicht zuletzt ist das darauf zurückzuführen, daß die Päpste von dem einstigen Mittelpunkt des irdischen Weltreiches aus jenes grenzenlose Reich der Seelen leiteten. Was Wunder, wenn Gedanken jener versunkenen Welt des zeitlichen und weltlichen Universalismus mit ihren Hemmungen und Fesseln von einzelnen Päpsten auch auf den ewigen und geistigen Universalismus übertragen wurden. \* \* \* \* \*

Gerade die romanische Bevölkerung hatte sich in den sturmbewegten Zeiten allzusehr daran gewöhnt, im Papste nicht nur den Hort der Rechtgläubigkeit, sondern auch den letzten Vertreter der Idee des weltumfassenden Römertums zu erkennen. Das Christentum schien am Ende des 6. Jahrhunderts in der Tat die Religion der romanischen Völker zu sein. Seitdem die Barbaren in Spanien und Gallien zur katholischen Kirche übergetreten waren, versielen sie mit Ausnahme der Bewohner der alten salischen Kernlande im Nordosten Galliens der Romanisierung. So war damals der Katholizismus zur Alleinherrschaft in dem ehemaligen festländischen Gebiete des alten weströmischen Reiches gelangt. Rasse und Religion schienen zusammen zu gehören.

Wie einst der Kaiserkult, so stellte jetzt der orthodoxe Glaube das einende Band der abendländischen Provinzen des alten Reiches dar. Imperium Romanum und katholische Kirche schienen sich deckende Begriffe geworden zu sein. \* \* \* \* \*

Diese Romanisierung des kirchlichen Gedankens engt den grenzenlosen christlichen Universalismus wieder ein und erneuert den alten römischen Erdkreis. So fällt der Riesenschatten des römischen Imperiums auch auf das Heiligtum des christlichen Gedankens. Altnationale Ideen leben wieder auf und hüllen sich in ein kirchliches Gewand. Die Vertreter des übersinnlichen christlichen Kulturideals waren eben auch Menschen. Nur die erleuchtetsten Geister unter ihnen konnten sich über die irdischen Strebungen völlig erheben, die seit Jahrhunderten in jenem römischen Volkstum lebendig waren, das sich allein für existenzberechtigt hielt. \* \* \* \* \*

Es entsteht ein kirchlicher Romanismus, der vielfach eine Neigung zur Verweltlichung erkennen läßt und sich als ganz natürliches Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung darstellt. Die wirtschaftliche Grundlage der römischen Kirche wurzelt ja in der materiellen Kultur Roms. Die Machtstellung des römischen Bischofs fand einen willkommenen Rückhalt in der auf romanischem Boden seit Jahrhunderten gepflegten Gewöhnung des Menschen an feste Ordnung und kraftvolle Leitung. Der Primat der römischen Kirche erkannte im Autoritätsbewußtsein der römischen Gemeinde, in der Idee des Ewigkeitsberufes Roms einen mächtigen Helfer. Dieselbe Sprache Latiums, zur Kirchensprache erhoben, sollte wie vordem die Einheit der Welt repräsentieren, dieselbe christlich-lateinische Kultur sollte die Weltkultur werden. Der Ideenbau des Gottesstaates, dem sich die Germanen gegenübergestellt sahen, hatte äußerlich das Gepräge des selbstbewußten Geistes des altnationalen Römertums angenommen. Aber jene seit einem Jahrtausend in der Tiberstadt wirkenden Vorstellungen von der unabänderlichen Gesetzmäßigkeit der Weltherrschaft Roms haben in den mittelalterlichen Jahrhunderten nur die äußere Politik der Kirche beeinflussen können; die allgemeinemenschliche und ewige Idee der Gottesgemeinschaft aller Menschen

vermochten sie nicht zu verfälschen. Selbst in den trübsten Perioden der Kirchengeschichte offenbart diese ihre gewaltige heiligende, sittigende und zivilisatorische Macht. **S**o war der Romanismus in das Heiligtum der Gottesstaatsidee eingedrungen. An die Stelle der antiken nationalen Gebundenheit des Individuums trat die kirchliche. Von der Auffassung des mystischen Körpers Christi, dieser geistigen Gemeinschaft, in der jede einzelne unendlich hoch bewertete Seele in vollster Harmonie und Freiheit sich ausleben kann, abstrahierte man die Vorstellung einer staatsgleichen Anstaltskirche, die auch auf weltlichem Gebiete unbedingt die Führung verlangte und dadurch die antike staatliche Gebundenheit des einzelnen wieder erneuerte und das freie, lebendige Spiel der individuellen Kräfte hemmte. **W**ährend dieser kirchlichen Entwicklung im Okzidente trat der Vertreter des universalen Kaisertums im Osten in eine schroffe kirchliche Oppositionsstellung gegen den Westen. Außerlich war Byzanz eine Fortsetzung des römischen Kaiserreiches; aber welche Kluft trennte es von dem Rom der Augusti! Dort im Westen straffte Zentralisation unter Vernichtung jeglicher Nationalität. Hier ein buntes Völkergemisch: Syrer, Aegypten, Germanen, Slaven, Hunnen, Griechen. Wohl machte man den Versuch zu präzisieren. Dazu aber fehlten die historischen Vorbedingungen. Rom hatte mit seinen Waffen vordringend einen Kreis um den anderen innerhalb des Erdkreises geschlagen und ein barbarisches Volk nach dem anderen dem lateinischen Mittelpunkte angegliedert. So konnte das Lateinische die Weltsprache werden, welche die Einheit des Reiches auch äußerlich zur Darstellung brachte. Dieser bedeutsame Unterschied tritt auch bei der Christianisierung hervor. Im Westen wird ohne Widerspruch das Lateinische das Werkzeug der Propaganda. Das war im Osten unmöglich. So blieben hier nationale Verschiedenheiten, die noch durch kulturelle verschärft werden, bestehen. Daß Neurom sich trotzdem so lange halten konnte, liegt nicht zuletzt darin begründet, daß es das Erbe des alten Weltstaates zu nutzen verstand. Namentlich übernahm Byzanz von Rom den Staatsgedanken. Die römische Kaiseridee erhielt freilich auf dem Kultur-

boden des Ostens eine stark orientalische Färbung. Der Vollender des Absolutismus war hier Justinian. In seiner Person sollte sich nicht nur der universale Gedanke des Imperiums, sondern auch der der Kirche verkörpern. Es zeigte sich bald, wie geartet die letzten Konsequenzen der von Konstantin eingeleiteten Kirchenpolitik sein mußten. Der Cäsaropapismus des Ostens machte auch vor dogmatischen Fragen nicht halt. Diese Verquickung des Geistlichen mit dem Weltlichen hat im Bilderstreite den völligen Bruch zwischen Ost und West herbeigeführt.



### 3. Weltbildung und Weltkirche

**D**as Kulturleben der abendländischen Menschheit hat seine ersten Wurzeln im Orient. In langsame Wanderung ist es vom Rande der Wüste zu den Ländern der milderen Sonne Griechenlands und Italiens und dann zu den rauhen Breiten der germanischen und romanischen Völker, denen die Zukunft gehören sollte, vorge drungen. Die eigenartigen geographischen Verhältnisse des Mittelmeeres sind für diese kulturellen Verschiebungen von maßgebender Bedeutung gewesen. Das Meer der Alten hat der Weltkultur auf ihrer Wanderung eine allmähliche Anpassung an die verschiedenen geographischen Bedingungen der von ihm bespülten Küsten ermöglicht und so eine ganze Fülle von Kulturen gezeitigt, die teils sich einander ablösten, teils aber, wenn auch nur in ehrwürdigen Resten erhalten, nebeneinander fortbestanden. Dasselbe Meer, das so ein Ausleben der völkischen Eigenart in einer durchaus dem eigenen Wesen angepaßten Kultur ermöglichte, hat dann aber in der hellenistischen und noch mehr in der römischen Epoche als das völkervereinende Element, um das sich der Erdkreis der Alten gruppierte, wesentlich dazu beigetragen, daß alle diese Kulturen aufgingen in den gräko-italischen Kulturkreis. **N**icht wie im Bilde der Danielischen Weissagung vollzog sich die Ablösung der

Weltkulturen, sondern ganz allmählich geht die eine in die andere über, ganz allmählich fassen die lebensfähigen Keime der untergehenden Kulturwelten, die das Meer immer weiter nach Westen auf jungfräuliches Erdreich spülte, Wurzel, um sich den neuen Bedingungen gemäß zu entwickeln. Immerhin liegt der poetischen Vorstellung Daniels von den vier großen Welttragödien eine naive Wertung der geschichtlichen Wandlungen im Mittelmeergebiet zugrunde. Richtig hat er nämlich empfunden, daß die sich ablösenden Weltreiche in der Gesamtheit ihrer Lebensäußerungen in Politik, Religion und Kultur zu ihrer Zeit die geschichtliche Welt repräsentierten. Allen diesen Weltreichen gemeinsam ist die universale Tendenz, das ewig Nivellierende, die Vernichtung des nationalen Lebens. Allen gemeinsam ist aber auch das Ergebnis dieses Gleichmachungsprozesses: die Erstarrung des individuellen Lebens, das sich höchstens noch, des nationalen Untergrundes beraubt, in einen inhaltsarmen, öden, zersetzenden Subjektivismus verflüchtigt. Die Weltreiche auf ihrem Höhepunkte zeigen sämtlich den Zustand tödlicher Ermattung. Das Gefühl der Uebersättigung tritt in all ihren Lebensäußerungen zutage. Die Gegenwart mit ihren Aufgaben verliert das Interesse. In die Zukunft wirft die Phantasie keine die Hoffnungen und die Taten weckenden Lichtstrahlen. Da die politischen und religiösen Ideen aus dem Volkstume keine Nahrung mehr schöpfen können, so hüllen sie sich in seelenlose zeremonielle Formen. Die Wissenschaft und die Literatur erschöpfen sich in antiquarischem Sammeln; die Kunst verliert sich im Ornament.

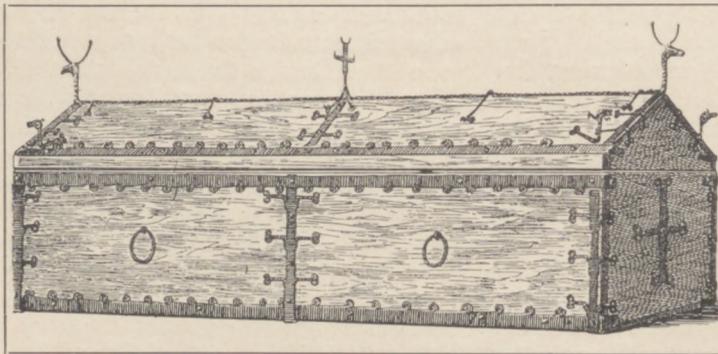


Abb. 11 · Sarg aus einem langobardischen Fürstengrabe \* \* \*

Das war in Babylon so, das war so in Persien, das war nicht anders in Rom.

Ohne die Triebkraft des Individualgeistes erstarrt das geistige Leben, wenn auch die materielle Kultur weiterblüht. Das allgemein vorhandene Streben nach besserer äußerer Lebenshaltung sichert einer materiellen Kultur die Fortdauer und Fortwirkung. Die geistige Kultur aber wendet sich an jeden einzelnen; sie will in jeder Seele ihre Wiedergeburt feiern, sie will aus der Persönlichkeit heraus die Kräfte für ihre Weiterbildung nehmen. Kultur und Volkstum stehen in inniger Wechselbeziehung. S S S S

Die gräko-italische Kultur bildet den Abschluß der weltgeschichtlichen Verschiebungen im Mittelmeergebiet; sie umfaßt nicht nur griechische und lateinische, sondern auch ägyptische und semitische Elemente. Das wertvollste, lebenskräftigste und wirkungsvollste unter diesen war nicht auf dem Boden der universalen Weltanschauungen erwachsen, sondern die Offenbarung des ausgeprägt persönlichen hellenischen Geistes, welche auch in ihrer durchaus nicht immer kongenialen römischen Umprägung ein Kulturgut darstellte, das Ewigkeitswerte barg. S S S S

Daß jene Schöpfungen des hellenischen Genius ihre Wirkungen auf das gesamte Abendland bis in unsere Tage hinein ausstrahlen konnten, das verdanken wir in erster Linie dem Hellenismus, jener bedeutsamen, von Alexander dem Großen eingeleiteten Mischung der östlichen Kulturen, jener bis zu einem gewissen Grade durch ihn angebahnten Vereinigung der sonnigen, idealen, freigeistigen Weltan-

schauung der Griechen mit der düsteren, zu mystischen Spekulationen neigenden der Semiten. Ein völlig harmonisches Kulturgebilde konnte sich bei einer derartigen Vermischung sich anziehender und sich abstoßender Elemente natürlich nicht gestalten. Es fehlte dieser hellenistischen

Kultur die Folgerichtigkeit — also gerade die Eigenschaft, welche den praktischen Sinn des Römers angesprochen hätte. Roms originale Kraft erschöpfte sich in der staatlichen und rechtlichen Ordnung des Menschengeschlechts. Bei dieser durchaus auf das Reale gerichteten Geistesart der Römer mußte ihnen die eindringende hellenistische Kultur, deren leuchtender Mittelpunkt das Ideal der vollkommenen hellenischen Schönheit war, wesensfremd erscheinen. Nach dem Falle der semitischen Weltmacht Karthago aber ward es offenbar, daß Hellenismus und Romanismus eine wahlverwandte Tendenz besaßen: das universale Streben, das sich hier als Konzentration, dort als Expansion äußerte. Dadurch wurde eine Hellenisierung Roms erst recht möglich. Ein Strahl aus der rein menschlichen und lebensfreudigen Welt des Hellenentums fällt jetzt auch auf das nüchterne Rom; zugleich hält auch etwas von der Dämmerungsstimmung und der Phantastik des Orients seinen Einzug in die Tiberstadt. Es entsteht ein Romanismus, der sich wunderbar zusammensetzt aus altnationalen römischen und aus hellenistisch-universalen Elementen. Derselbe begründet im ganzen Umkreis des Mittelmeerbeckens eine ebenmäßige Kultur und zerstört dabei jedwedes Volkstum. Wohl hatte sich das Individuum unter griechischen philosophischen Einwirkungen und auf Kosten der antiken Staatsidee emanzipiert, wohl konnte dadurch eine höhere Humanität zur Ausbildung gelangen, die selbst das Rechtsleben wohlthuend beeinflusste. Aber dem Tode der Nationen folgte schließlich wie in Babylon die Ruhe des Friedhofs. Zugleich mit dem resignierten Verzicht auf eine weitere Ausdehnung des Reiches stellte sich in Rom das Gefühl der kulturellen Uebersättigung ein. Die Quelle der römischen Kraft, der unwiderstehliche Tatendrang, ist damit versiegt. **SSS**

**D**er schon mit Augustus einsetzende Klassizismus versucht über die Inhaltsleere des Daseins hinwegzutäuschen. Ein eitel Unterfangen, da nach dem Heimgange Horazens, des literarischen Chorführers der Augusteischen Epoche, die Fähigkeit und der Wille, die Zeichen der Zeit zu deuten, erstaunlich schnell abnehmen.

Während das Verständnis für die Forderungen des Tages entschwindet, verliert das patriotische Hochgefühl, ein Kämpfer zu sein, ungemein an beseelter und beseigender Kraft. Man gewöhnt sich daran, seine Leitsterne nicht in der trotzigen, selbstherrlichen altrömischen Vergangenheit, sondern in der längst entschwundenen, schönheitsprangenden Glanzzeit des Griechentums zu suchen. Jenes hellenische fünfte und vierte Jahrhundert soll in Rom eine Wiederauferstehung feiern. Aber diese Männer des römischen Klassizismus sind nicht ergriffen von der stillen Einfachheit und edlen Größe des Hellenentums, sondern sie wurden nur geblendet von dem berückenden Reichtume der Formen, in dem sich diese von ihnen als klassisch bezeichnete Epoche der griechischen Kultur-entwicklung aussprach. So kann sich dieser Klassizismus, der allgemeingültige Normen, wie für das Leben, so auch für die Betätigung jedweder schöpferischen Kraft aufstellte, nicht zu originalen Schöpfungen erheben. Einigen tiefer Denkenden der ausgehenden Kaiserzeit dürfte aber doch jenes berückende, hoheitsvolle Schönheitsideal der Griechen schon klarer vor die Seele getreten sein. Man möchte das aus dem verklärten Schimmer erschließen, der auf die silberne Latinität fällt. Der erwachte Sinn für das individuelle Gepräge des Ausdrucks und der Formen gibt der Prosa eines Seneka und Tacitus modern anmutende Züge. Bezeichnend aber ist es, daß gleichzeitig mit einer einzigen nennenswerten Ausnahme das erstgeborene Kind des Subjektivismus, die Poesie, ohne Pflege bleibt. Seit dieser kurzen Nachblüte des römischen Geisteslebens gibt es ein selbstständiges literarisches und künstlerisches Schaffen in Rom nicht mehr. Nur einer, Claudian, der mit den größten Dichtern Roms um die Palme kämpft, steht in dieser Verfallzeit in einsamer Hoheit da. Der wirkliche in der Vernichtung des Volkstums zu suchende Grund des allgemeinen Niederganges entgeht freilich auch diesem weiterblickenden Römer, und so beklagt er wehmütig 'das Altern der geistigen Kraft der Menschen.' **SSS**

**D**er Sinn für Reichtum der Formen, den das Griechentum in Rom geweckt hatte, bleibt lebendig, während die inner-

liche Verarmung eine erschreckende wird. Eine sonderbare Sammelwut glaubt sich verpflichtet, alle Brocken unverdauten Wissens in großen Enzyklopädien der Nachwelt retten zu müssen. Dankbar wollen wir freilich anerkennen, daß uns so wirklich manches Goldkorn gerettet worden ist. Bezeichnend für dieses Zeitalter der Verflachung ist dann die Tatsache, daß die Rhetorik als die Chorführerin der sieben freien Künste fast souverän zu herrschen beginnt und den ganzen Nachdruck auf die Pflege der Form unter Vernachlässigung des Inhalts legt. S S S S S S S

Es war von Bedeutung, daß die Schulen dieser Rhetoren nicht nur in Italien, sondern auch in den römischen Provinzen als letzte Trägerinnen der geistigen Interessen der römischen Welt den Zusammenhang der neuen Zeit mit der alten wahrten. Der Wert solcher, wenn auch noch so schwacher Glieder ist bei der Oede des wissenschaftlichen und literarischen Lebens der ausgehenden Kaiserzeit gar nicht zu überschätzen. Diese Kontinuität der Gedanken wirkt in der Stille fort, Glied um Glied zur Kette der geistigen Entwicklung der abendländischen Menschheit fügend. Das ungeschärfteste Auge freilich sieht nur, wie das Vorherrschende geschraubter Formen, die Häufung prunkvoller Sentenzen, das inhaltslose Phrasengeklingel die Geister immer weiter von dem griechischen Ideal der Einfachheit entfernt und alles schöpferische Leben in Rom erstickt. Der Kreis, in dem die Rhetorenschulen wirken konnten, wurde ohnehin immer kleiner, seitdem diese Schulen nicht mehr, wie im alten Rom,

vornehmlich dem politischen Leben gewidmet waren. Die Erziehung des Volkes war wesentlich politisch gerichtet gewesen. Je mehr dem Volke die Regierung entwunden wurde, um so mehr mußte daher der allgemeine Bildungsdrang zurücktreten.

Das wirkliche antike Leben hörte in Griechenland mit dem Verluste der Freiheit, in Rom mit dem Untergange der Nationalität auf. Der Sinn für freie Größe und reine Harmonie war in den Epigonen nicht mehr lebendig. Der ohnehin schwache historische Sinn in Rom verkümmerte noch mehr, seitdem der Klassizismus das eigene Wesen, die eigene Gegenwart zu mißachten lehrte; die Poesie konnte in der unwahren Welt des Scheines nicht gedeihen. Und doch! Hin und wieder glauben wir in den folgenden Jahrhunderten ganz leise den Flügelschlag des antiken Genius zu vernehmen, wenn Boethius und Symmachus in formenschönen Briefen sich aussprechen, oder wenn Claudian in seinen Idyllen mit der Farbenpracht des Ovid zu wetteifern strebt. Von Zeit zu Zeit mußte ja der Grundton des antiken Empfindens wieder durchklingen. Ohne einen inneren Zusammenhang wäre die Wiedergeburt der Antike wohl kaum eingetreten. S

Die Kunst der Alten erfuhr dieselbe Ungunst des Schicksals wie ihre Wissenschaft und Literatur. Auch hier herrschte überall

die schöne Form, auch hier verkümmerte der Inhalt. Diese Entwicklung wurde noch gefördert durch die Vorliebe für das Kostbare. In reichem Maße wurden jetzt wertvolle Verblendsteine verwandt. Der Marmor reizte zum Ornament; andere, wie der Porphyr, hinderten durch ihre Härte den

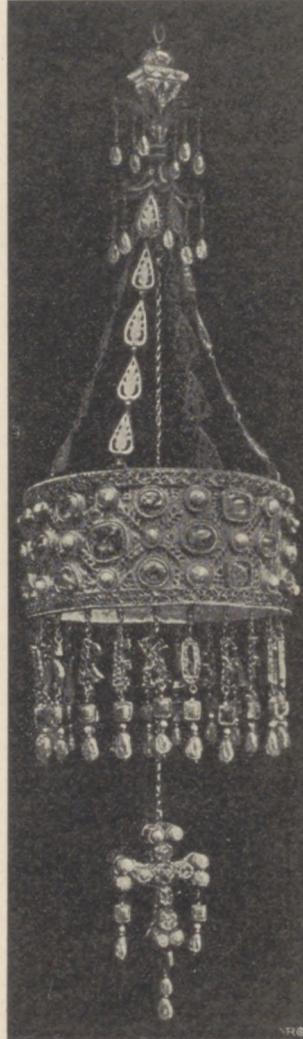


Abb. 12. Votivkrone des Königs Recesswinth im Cluny-Museum zu Paris \* \* \* \* \*

Künstler daran, ganz seiner Eingebung zu folgen. Dem aristokratischen Sinne des Römertumes entsprach die Beschäftigung mit Meißel und Pinsel nicht. Griechenland mußte Rom die Künstler senden; Griechenland schickte auch die zahlreichen Skulpturen, um die Sammelwut der Römer zu befriedigen. Nur in dem logischen und massigen Gefüge der Architektur offenbart sich die Energie jenes Römertumes, das sich seit Jahrhunderten abgemüht hatte, den ganzen Kosmos zu einem gesetzmäßigen Bauwerke zu gestalten. S S S S S S S S S S

**A**uch die ureigenste Schöpfung des römischen Reiches, das Recht für alle Zeiten, entging der allgemeinen Erstarrung nicht. Nachdem es noch unter den Soldatenkaisern durch Papinian und Ulpian weiter gebildet war, verlor es allmählich seine Fühlung mit dem Leben und erstarrte zu Dogmen. Der Verfall des Rechtslebens in Rom wird ja durch die eine Tatsache hinreichend illustriert, daß das römische Recht nicht dort, wo es bodenständig war, sondern auf dem ganz anders gearteten Boden der griechischen Welt kodifiziert wurde. Freilich war dieses Recht zu groß gedacht, als daß es mit dem römischen Reiche hätte untergehen können. S S S S S S

**D**ie zerfetzende Wirkung des Romanismus auf das geistige Leben tritt auch für die bedeutendste Sphäre desselben, für die religiöse, hervor. Sobald der ideal gerichtete religiöse Kosmopolitismus verfälscht wird durch die fortlebenden Tendenzen des materiell gerichteten nivellierenden Romanismus, wird die Seele fremd in ihrem geistigen Vaterlande, wird dem individuellen Glaubens-

leben sein Nährboden genommen. Ein öder Subjektivismus beginnt zu herrschen und erzeugt bange Zweifel und lähmende Gewissensnot. S S S S S S S S S S

**D**ieser allgemeine Verfall auf geistigem Gebiete war begleitet von einem trostlosen Niedergange des sittlichen und sozialen Lebens. Weichlicher Luxus paarte sich mit moralischer Verkommenheit. Die wirtschaftlichen Zustände waren traurigster Art. Das Flachland litt furchtbar unter den Großgrundherrschaften. Der Kleinbauernstand verfiel. Da neue Sklaveneinfuhren seit dem Niedergange der römischen Macht ausblieben, so fehlte es bald an den notwendigen Arbeitskräften. Das Institut der freien, aber an die Scholle gebundenen Kolonen konnte das wirtschaftliche Elend nur mildern. S S S S S S S S S S

**S**o geartet war das römische Kulturerbe in der ausgehenden Kaiserzeit. Daß es nicht in dieser Gestalt auf die Nachwelt kam, ist der Tätigkeit der christlichen Kirche zu verdanken. Wie die Kirche den großen Gedanken des Weltimperiums beim Falle Westroms in ihren Schutz nahm, wie sie diesen Gedanken in zäher Arbeit zur Idee des allumfassenden Gottesstaates ausbildete, so hat sie auch

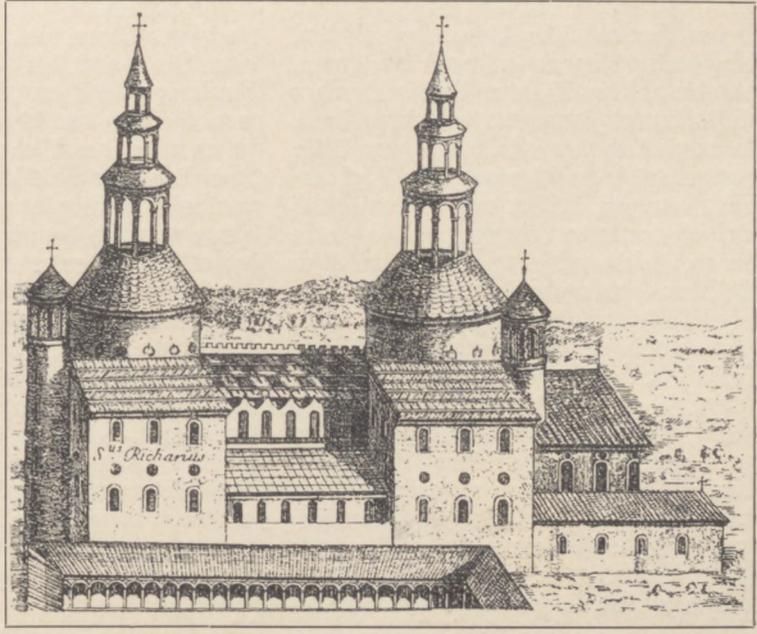


Abb. 13 · Abteikirche St. Riquier · 8. Jahrh. \*-c \*-c \*-c \*-c \*-c \*-c

die antike Bildung in ihre Hut genommen und sie zur lateinisch-christlichen Weltbildung gestaltet. S S S S S S S S

**C**hristentum und Römertum traten sich — so schien es — als unversöhnliche Gegner gegenüber. Hier die universale, alles niederhaltende Macht mit ihrer weltfreudigen, schillernden Kultur, dort eine alles in Liebe umfassende Lehre, welche nicht von dieser Welt war, welche die irdischen Güter gering schätzte und die wahren Kulturwerte außerhalb der diesseitigen Welt suchte. Es mußte zu einer geistigen Auseinandersetzung zwischen der Großmacht der alten und der Großmacht der neuen Zeit kommen. Daß aber diese Auseinandersetzung mit aller Gewißheit zu einer Versöhnung führen mußte, das ließ schon von Anbeginn an die widerspruchsvolle Haltung des Christentums der Antike gegenüber erkennen. Dieselben Christen, die gierig nach den von der griechischen Philosophie geschmiedeten Waffen zur Bekämpfung des Polytheismus greifen, die im Anschluß an die Problemstellung der antiken Denker ‚den Christenglauben zu einem System der Weltweisheit erheben‘, verzerren wieder in verzeihlichem Hasse das doch der Großartigkeit sicher nicht entbehrende Weltbild der griechischen Philosophie. Dieselben Christen, die frühzeitig ihre Ideen in das Gewand Vergilischer Verse kleiden, die sich einer blendenden Rhetorik bedienen, und die auf den Wänden der Katakomben Gestalten und Figuren der heidnischen Kunst, so namentlich das allmählich zum Bilde des guten Hirten sich wandelnde Orpheusbild, benutzen, blicken wieder verächtlich auf die formalen Schöpfungen der Antike herab. Dieselben Christen, welche den hohen sittlichen Gottesgedanken aus der platonischen Philosophie herausfühlen, haben kein Verständnis für den allgemein menschlichen Inhalt des antiken Kulturideals. Betonen hier Eiferer ihren kulturfeindlichen Standpunkt, so mahnen dort erleuchtete Geister zur klugen Besonnenheit. Und diese dringen durch. Der Versöhnungsprozeß zwischen den beiden geistigen Großmächten war eine weltgeschichtliche Notwendigkeit. Er wurde dadurch erleichtert, daß der allgemeine, rein menschliche Inhalt des antiken Kulturideals in der rein formalen Bildung immer mehr zurücktrat. Man faßte den sich auf-

drängenden Widerspruch zwischen der sinnesfreudigen Weltbejahung der Antike und der weltverneinenden Kirche nicht in seiner ganzen grundsätzlichen Bedeutung; man glaubte mit dem heiligen Augustinus sich der klassischen Zeugen eines großen sittlichen Verfalles doch notgedrungen als Helfer zur Erreichung der ästhetischen und formalen Bildungsziele bedienen zu dürfen. Diese Auffassung Augustins von der proprädeutischen Bedeutung der weltlichen für die heiligen wissenschaftlichen Studien hat die Richtung des wissenschaftlichen Betriebes und des Unterrichtswesens des Mittelalters bestimmt. S S S S S S S S

**I**m Oriente versuchte man es zuerst, die neue Lehre mit dem Zeitbewußtsein in Einklang zu bringen, indem man sie philosophisch begründete. Im zweiten Jahrhundert entsteht hier eine ausgesprochen kirchliche Theologie, die sich schon im dritten zu einer systematischen Wissenschaft auswächst und sich in das Gewand der herrschenden literarischen Kunstformen hüllt. Die griechische Philosophie, dieses echteste Kind des hellenischen Wesens, gibt der kirchlichen Literatur des Ostens einen eigenartigen Charakter. Auf allen Gebieten des theologischen Lehrbetriebes fanden die literarischen Wortführer des Christentums in dieser Weltweisheit wahlverwandte und fruchtbare Ideen. Das begeisterte Streben eines Plato nach der übersinnlichen Welt, die strenge Ethik der Stoa, die Fülle von monotheistisch gerichteten Vernunftwahrheiten über das Wesen Gottes und der Seele boten der christlichen Gedankenarbeit wertvolle Anknüpfungspunkte. Gern bediente man sich der überlegenen Methode der attischen Denker und, wo es anging, überhaupt ihrer Beweisführung bei seiner spekulativen, systematischen und apologetischen literarischen Tätigkeit. Nicht immer besaß die junge griechische Theologie dabei die Kraft, alle wesensfremden Elemente der platonisch-stoischen Philosophie auszuscheiden; so lassen die Schriften des gewaltigen Origenes bedenkliche Einwirkungen antiker philosophischer Lehrmeinungen erkennen. S S S S S S S S

**A**lexandria, der Hauptsitz der hellenistischen Weltbildung, wurde auch die Mutterstadt der jungen griechischen Theologie. Hier war Clemens namentlich be-

müht, das heidnische Denken mit dem christlichen Glauben in Einklang zu bringen. Von Alexandria gelangte die aufblühende theologische Wissenschaft, dem ehernen Zuge nach Westen folgend, in die römische Provinz Afrika. Nachdem ihr hier in kühnen Neubildungen von Worten eine hinreichend geschmeidige Kirchensprache geschaffen worden, konnte sie ihren Uebergang aus diesem von hellenischem Geiste durchsättigten Gebiete nach Rom bewerkstelligen, wo die Kenntnis des Griechischen immer mehr abgenommen hatte. So

entstand eine lateinische Literatur, die schon bald ihre erste und niemals wieder erreichte Blüte in den Werken des geistesgewaltigen Dichterphilosophen Augustinus erlebte.

Ein dauerndes Abhängigkeitsverhältnis der westlichen Theologie von der des Ostens konnte sich nicht gestalten; denn die Träger beider waren grundverschiedene Charaktere. Durch die östliche Literatur geht — wenn man will — ein idealistischer Zug: das metaphysische Christusgeheimnis und den Gottesbegriff sucht man hier bis in seine kleinsten Einzelheiten zu ergründen. Die römische kirchliche Literatur dagegen wurzelt in der Gegenwart und wendet sich den praktischen theologischen Fragen zu. Der alte Gegensatz zwischen Griechentum und Römertum tritt in theologischer Gewandung erneut in die Erscheinung.

Durch die Entwicklung der theologischen Literatur wurde die Kirche geradezu gezwungen, nicht nur das Erbe des Reiches und seiner Organisation, sondern auch das Erbe der antiken Kultur anzutreten. Die kirchliche Bildung fällt seit dem 5. Jahrhundert mit der Weltbildung zusammen. Ihre Zentren sind die früheren Mittelpunkte der römischen Verwaltung, die großen Städte, welche jetzt als Bischofsstädte die Mittelpunkte der kirchlichen Verwaltung werden. Indem die neue kirchliche Bildung die Sprache Roms zu der ihrigen machte, blieb sie in einem lebendigen Zusammenhange mit der späteren Latinität, sodann aber wurde ihr gerade dadurch der Gedanke vertrauter, die alten

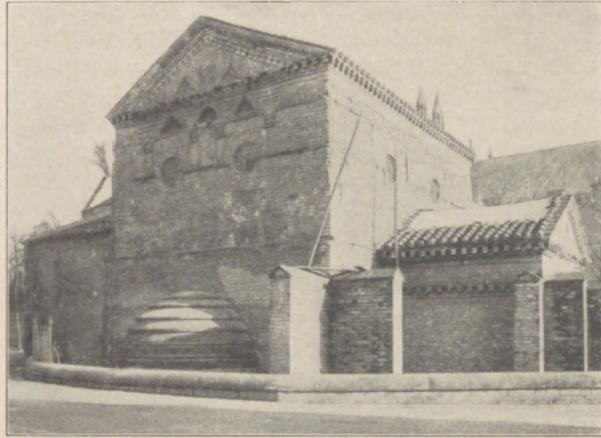


Abb. 14 · St. Johann zu Poitiers (Merowingisch)

literarischen Monumente dieser ihrer Sprache auch in ihre Obhut zu nehmen. Vielleicht darf man die Hymnen des Prudentius als die ersten Blüten dieser christlich-lateinischen Bildung ansehen. Hier wird ein neuer Inhalt in alte Formen gegossen. Und dieses Neue trägt durchaus einen christlichen Stempel: es ist die Schlichtheit, das Lebendige, das wirklich Empfundene. Bald sprengt dieser Inhalt die abgenützte Form: der gereimte, nach dem Rhythmus der Volkslieder gestaltete Vers kommt auf. Wie die Dichtkunst, so muß sich auch die Architektur in den Dienst des lebendigen kirchlichen Gedankens stellen und sich dessen Bedürfnissen anpassen. Freilich löst die Basilika der Christen diese Aufgabe nur mit den Mitteln und Formen der antiken Kunst. Anders stand es um die Malerei und Skulptur. Deren Verfall war ein so tiefer, daß auch die großen Stoffe, welche das Christentum ihnen zur Verfügung stellte, sie nicht zu neuem Leben erwecken konnten. Noch auffälliger ist es, daß die sittigenden Ideen des Christentumes nicht sofort eine Gesundung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse einleiteten. Der materiell gerichtete Romanismus hat das verhindert und im Gegenteil auf diesen Gebieten seine bedenklichen Wirkungen auf die Kirche selbst ausgestrahlt. Nach dem Vorbilde des antiken Großgrundbesitzes vermehrt die Kirche in ihren Patrimonien ihren Güterbestand und macht sich zur ersten wirtschaftlichen Macht Italiens. Die Organisation und Verwaltung des Betriebes auf diesen Gütern

gestaltet sie ganz nach römischem Muster. Namentlich bleibt auch das Institut der freien und halbfreien Kolonen bestehen. So konnten die fortgeschrittenen wirtschaftlichen Prinzipien und Methoden der Alten von den päpstlichen Patrimonien auf die Klöster und von diesen auf das germanische Mittelalter übergehen. Dieses rasche Emporsteigen der wirtschaftlichen Macht der Kirche, ohne welches freilich in jenen Zeiten ein Aufsteigen der moralischen Autorität des Papsttums undenkbar gewesen wäre, barg natürlich — und darin liegt eine packende Tragik — schwere Gefahren für die Reinerhaltung der Gottesstaatsidee. Schlimmer noch war es, daß die römische überfeinerte und sittenlose Gesellschaft, welche die Kirche nicht reformieren konnte, ihre unheilvollen Wirkungen auf diese selbst ausüben konnte. Erst auf germanisches Neuland verpflanzt, der Hemmungen des Romanismus ledig, konnten die gewaltigen sittigenden Kräfte der Kirche nach allen Seiten hin wirksam werden. Diese lateinisch-christliche Weltbildung verbreitete sich nun nicht direkt in der Form, die sie in Rom angenommen hatte, über die einstigen Provinzen des Reiches. Auf ihrer Wanderung mußte sie vielmehr



Abb. 15 · Inneres von St. Johann zu Poitiers

die bodenständigen heidnischen Kulturen überwinden oder sich assimilieren. Das wichtigste Vermittlungsland für das Uebergreifen dieser neulateinischen Kultur war natürlich Gallien, wo schon vor Jahrhunderten ein reges wissenschaftliches und literarisches Leben geblüht hatte. Die frühzeitige und häufige Berührung mit dem deutschen Individualgeiste, die Möglichkeit in der späteren Zeit, durch die staatlichen Bande zwischen Gallien und Germanien aus dem Osten des Reiches immer wieder gesunde Kräfte heranzuziehen, gab der gallischen Kultur noch ein gewisses individuelles Leben. Dieses war freilich roh und ohne ästhetisches Empfinden, und es näherte sich sofort wieder einem trostlosen Tiefstande, als das germanische Element zurückgedrängt wurde. S S S S S

Das Gesamtbild dieser römischen Kultur in Gallien ist nicht verschieden von dem im Mutterlande. Auch hier tritt die trostlose Verflachung ein; auch hier bevorzugt man in den Rhetorenschulen, den letzten Zufluchtsstätten der Bildung, die Form vor dem Inhalt, übt man sich im Zitieren und Deklamieren und büßt man immer mehr das Verständnis für den Geist des Altertums ein. Auf die kleine und hochmütige Kaste der Rhetoren beschränkt, ohne jede Fühlung mit den breiteren Volksschichten und den in diesen vorhandenen lebenspendenden Kräften, mußte diese Bildung an der Inhaltsleere dahinsiechen. Da aber macht die junge kirchliche Literatur energisch Front gegen diese Scheinwissenschaft. Mit allem Nachdrucke betont sie, daß der Gedanke höher zu bewerten sei als der Ausdruck für diesen. 'Klugen Männern', sagt Prosper, 'gefällt nicht das Zierliche, sondern das Tüchtige; denn die Dinge sind nicht der Worte wegen da, sondern die Worte der Dinge wegen.' Doch auch dieser energische Vorstoß der christlichen Theologie konnte nicht verhindern, daß die gallische Kultur in den Wirren der Völkerwanderung zusammenbrach. In diesen Zusammenbruch wurden auch die Rhetorenschulen mit einbezogen. Damit schwanden auch die elementarsten Kenntnisse. Ein starker asketischer Zug ergriff in jenen an das Ende der Tage gemahnenden Zeiten die gallische Kirche.





Abb. 16 · Reiterstatuette Karls des Großen aus Metz, jetzt im Carnavalet-Museum zu Paris



## II. Die Erben

### 1. Der Wiedereintritt des nationalen Prinzips in die Weltgeschichte und die Gründung des fränkischen Reiches

**I**n Völkerchaos, das nur dem Gesetze der Beharrung folgend noch notdürftig zusammenhielt, ein Völkerchaos, das des Herzschlages eines belebenden nationalen Empfindens entbehrte und deshalb an der Inhaltsleere des Daseins krankte, ein Völkerchaos, das in seiner trostlosen Agonie das große Kulturerbe verkümmern ließ: das ist das römische Reich am Ende der Kaiserzeit. S S S S S

**D**a brach das Weltreich zusammen; nicht, wie Daniel es geweissagt hatte, von einem gewaltigen Steine zertrümmert, sondern seit Jahrhunderten unterwühlt und unterwaschen von jenem neuen Prinzip, das jetzt tatgewaltig in die Weltgeschichte eintritt: von dem Instinkte der Rasse. S

**M**it dem Falle Westroms war freilich die Kaiseridee mitnichten beseitigt. Die Kirche nahm sie in ihren Schutz. Ja, seitdem der heilige Augustinus hinübergeleitet hatte zu der Vorstellung, daß das Weltreich äußerlich zusammenfalle mit dem alles, auch die Barbaren umfassenden Gottesreiche, griff die Kirche über den immer noch begrenzten orbis Romanus hinaus. So hat sie streng genommen erst den Begriff einer römischen Universalmonarchie geschaffen, deren Begründung sie nicht aus der politischen Notwendigkeit, sondern aus ihrem religiösen Prinzipie herleitete. Wir sahen, wie im Westen ein theokratischer Universalismus imponierend in die Erscheinung trat. Derselbe verleugnet seine römische Herkunft nicht: vom alten Weltstaate nimmt er das antinationale, völkernivellierende, alles gleich-

machende Prinzip mit hinüber in die neue Zeit. Seit dem Falle Westroms aber erstarkt zugleich auch der germanische Staatsgedanke, der im Gegensatz zum römischen, welcher nur eine Abstufung von oben nach unten kennt und das individuelle Leben unterbindet, der Sonderart den weitesten Spielraum gewährt, von der Freiheit des einzelnen in seinem Hause ausgeht und von unten an aufbauend eine stets sich erweiternde Stufenfolge freier Genossenschaften erzeugt, die sich in der Gemeinde, der Mark, dem Gau und dem Stamm im Königreiche zusammenfinden, alle ihre Angelegenheiten selbst erledigend und nur beschränkt, soweit es das große Ganze gebieterisch fordert. Unversöhnt stehen sich jene beiden Gedanken seitdem gegenüber. Ihr lebhafter Widerstreit füllt die Geschichte des Mittelalters aus, ja, spielt hinein bis in die Tage Bismarcks.

**J**ene Zeit freilich wurde sich dessen noch nicht bewußt, daß es hüten wie drüben zwei ganz neue Mächte waren, die sich zum großen Waffengange anschickten. Die römische Kaiseridee, so lehrte man, bestehe ja im Osten noch fort. Hier und da in den nachfolgenden Jahrhunderten wurde auch in dem kleinen Völklein der Nationalrömer, das sich bis in das späte Mittelalter erhielt, der Traum von einer Wiedererneuerung des antiken Staates des Westens geträumt. Boethius in den letzten Tagen des großen Theoderich war sicherlich nicht der einzige, der solchen Gedanken Raum gab. Dieweil aber sank der Bildungsstand Roms immer mehr, und damit schwand von selbst das stolze Bewußtsein einstiger Größe. So ehrlich und so weitblickend wie Marcellinus, der im Lapidarstile seiner Chronik schreibt: 'Das hesperische Reich ging unter', waren wohl nur wenige unter den wenigen, welche noch durch literarische Beschäftigung den Zusammenhang mit der großen Vergangenheit aufrecht hielten. In diesen immer kleiner werdenden Kreisen lebte vielmehr

die Tradition vom Fortbestande des Imperiums weiter. Auch in den weltfernen Klosterzellen, wo man in den trockenen Chroniken noch immer einen Kaisernamen an den anderen fügt, findet jene Tradition noch eine Heimstätte; aber sie erstarrt hier zu einer Buchtradition, welche hinfort fast ausschließlich von Klerikern gepflegt wird, die in universalistischen Anschauungen groß wurden. Die Kirche hatte ja ein Interesse daran, an dieser Fiktion vom römischen Reiche festzuhalten, seitdem sie ihren Weltberuf nicht zuletzt von der Würde der Stadt Rom herleitete, seitdem ihre Organisation etwas Reichsähnliches geworden war. Ganz richtig sagte Bischof Frechulf von Lisieux, der auch darin sein feines Verständnis für den Gang der historischen Entwicklung befundete, daß er es wagte, 'die neuen Reiche auf römischem Boden als etwas wirklich Neues, ihre Stiftungen als den Beginn einer neuen Zeit zu betrachten', daß das römische Reich nur gegründet sei zur Vorbereitung des christlichen. ❄❄

**J**e mehr die Kultur im Westreiche verfiel, um so mehr mußte hier der Zauber der antiken Kaiseridee verblasen. Wie be-

zeichnend dafür ist die Tatsache, daß die Gesandten, welche für Odoaker in Byzanz das Patriziat begehrten, zugleich erklärten, daß ein Kaiser für beide Hälften genüge; sie denken also gar nicht daran, das Kaisertum für die ewige Roma zurückzufordern. Unter Papst Gregor II. trägt man sich in Italien mit der Absicht, erbittert über die kirchenseindliche Politik Ostroms, einen neuen Kaiser zu wählen und diesen nach — Konstantinopel zu führen. Die verlassene Kaiserburg auf dem Palatin verfällt weiter; das geheiligte Kapitol ist nicht mehr das Palladium der Menschheit, seitdem in Rom ein geistlicher Cäsar residiert. Der alte Kaisergedanke ist im Westen ein blutleeres Phantom geworden, das die Gemüter der Massen nicht mehr, wie früher, mit unwiderstehlicher Gewalt an sich fesselt. Und dennoch! Indem die Kirche das Kulturerbe der Antike in die Stille der Klöster hinüberrettete, hat sie den Zusammenhang der neuen Zeit mit der alten gewahrt; dadurch hat sie eine literarische Renaissance ermöglicht, welche sofort wieder den alten Zauber der Kaiseridee zu neuem Leben erwecken sollte. ❄❄❄❄❄❄❄❄❄❄

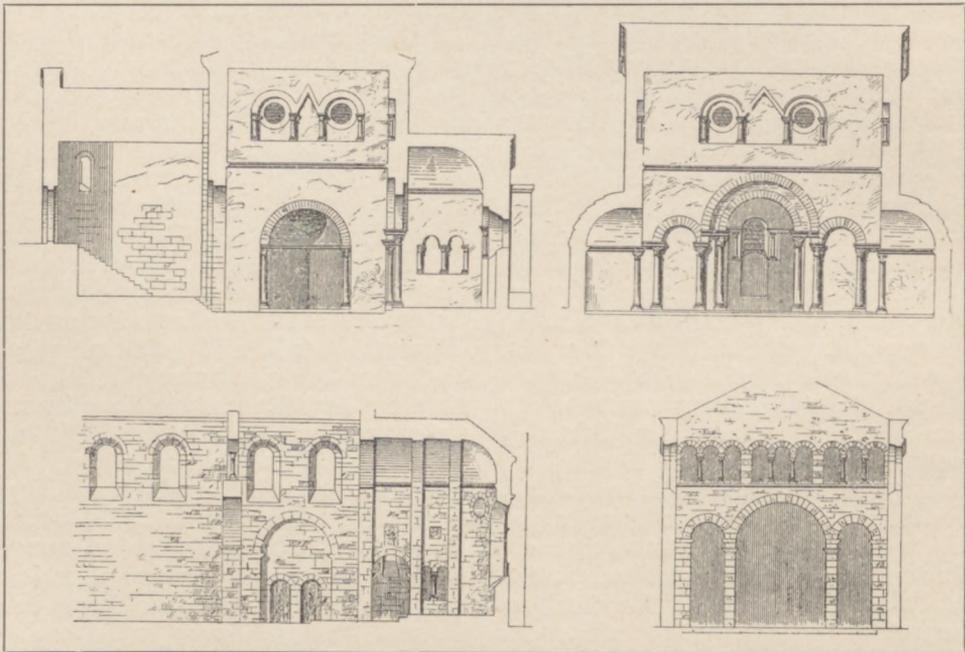


Abb. 17 · Baurisse von St. Johann zu Poitiers ❄ ❄ ❄ ❄ ❄ ❄ ❄ ❄ ❄ ❄ ❄ ❄ ❄ ❄

Die große Frage der Zukunft war jetzt: wie wird sich das neue, zunächst germanische Prinzip des Nationalismus mit jenem theokratischen Universalismus und den Resten des Römertumes, die in dem geistlichen Cäsar ihren Mittelpunkt suchten, und die jenem geistlichen Universalismus eine romanische Färbung gaben, abfinden. Auch das Nationalitätsprinzip tritt nicht plötzlich in die Weltgeschichte ein. Seit den Tagen der Kimbern und Teutonen ergreift eine beständige Unruhe die germanische Völkerwelt. Ein ewiges Vorwärtsfluten und Zurückebben hebt an, wobei Tausende und Abertausende von den Polypenarmen Roms ergriffen werden und im unterschiedslosen Weltstaate verschwinden. Doch aus dieser gärenden Völkerwelt tritt bald hier, bald dort ein ragender, führender Volkskönig auf, in dem sich der instinktive Wille der Masse zur nationalen Staatenbildung zu verkörpern scheint. Zunächst, in dem Helden-tume eines Armin, äußert sich dieser Wille nur in dem Drang nach Freiheit. Die Leidenschaftlichkeit eines Claudius Civilis will aber schon durch eine selbständige Reichsgründung in Gallien dieses Land in vergeblichem Bemühen vor der Romanisierung bewahren. Wieder eine Etappe in diesem großen Wandel der Dinge ist die Herrschaft Odoakers in Italien. Seine Stellung zum Imperium und im Imperium ist freilich eine höchst unklare; er greift nicht nach dem kaiserlichen Diadem, verschmäht es aber nicht, sich wie ein römischer Cäsar auf seinen Münzen Flavius zu nennen. Wäre er ganz im Banne der alten Kaiseridee gestanden, so hätte er wohl nicht so nüchternen Sinnes die vollen Konsequenzen aus den tatsächlichen Machtverhältnissen in Europa gezogen und sich nicht einzig auf Italien unter Preisgabe des gesamten übrigen römischen Westens beschränkt. Seit seiner Regierung ist Italien ein selbständiger Mittelmeerstaat, oder besser, eine Gruppe selbständiger Staaten am Mittelmeer, die das kirchliche universale Prinzip bis in unsere Zeit nicht zur Einheit kommen ließ. Die Verbindung Italiens mit dem oströmischen Reiche wird seit den Tagen Odoakers nur höchst dürftig, zum Teile sogar nur theoretisch aufrecht gehalten. S S S S S S S S S

In aufrichtiger Bewunderung der staatlichen und kulturellen Schöpfungen des antiken Reiches will Theoderich alsdann ein Verweser und Erneuerer des Reiches im Okzidente sein. Sein Königtum soll der antiken Kultur einen Hort bilden. Wirklich! Ohne seines treuen Ministers Cassiodor Sorge für die Dervielfältigung klassischer Autoren in den Klöstern wären die späteren Versuche einer Renaissance der Antike wohl unmöglich gewesen. Dieser Reichsverweser unterschied sich aber unendlich von den früheren Soldatenkaisern barbarischer Abkunft. Voll Stolz blickte er auf sein gotisches Volkstum, das er an Alter, Abstammung und Kriegsrühm als den Römern ebenbürtig betrachtete. Er wußte genau, daß sein Königtum sich unbedingt auf den gotischen Kriegerstand stützen müsse. Außerlich erschien sein Reich als eine Fortsetzung des römischen Imperiums; in Wirklichkeit aber treibt er eine Politik, welche dem Grundgedanken der römischen Politik, die den Tod der Nationen begehrte, widerstrebte. Theoderich empfand nämlich eine tiefe Achtung vor nationaler Unabhängigkeit. Wiederholt hat er mit Waffengewalt eingegriffen, um diese zu schützen. Vor seiner Seele tauchte das Projekt auf, alle damals noch auseinanderstrebenden Barbarenstaaten zu einem einheitlichen Mittelmeerstaaten-system zusammenzuschweißen. Und diese Politik des Gotenkönigs stützt sich nicht auf seine Rechte als Stellvertreter des Kaisers, sondern, wie er sagte, auf die ‚Leges gentium‘. Derselbe König, der im Dienste des Kaisers nach Italien gekommen war, sucht am Ende seines Lebens eine national-römische Reaktion gegen seine gotische Herrschaft mit heidnischer Grausamkeit zu ersticken. S S S S S S S S S

So tritt, wenn auch drapiert mit imperialistischen Ideen, auch unter Theoderich das nationale Prinzip deutlich in die Erscheinung. Daß es schon tiefere Wurzeln im Volke geschlagen hatte, beweist nach dem Tode des großen Königs der Zorn der national-gotischen Partei gegen Athalarich und dessen Mutter Amalasintha, deren Sympathien nach Byzanz hinneigten. Das freilich muß wohl festgehalten werden, daß das Gemeinheitsgefühl nicht nur innerhalb der Gesamtheit der germanischen

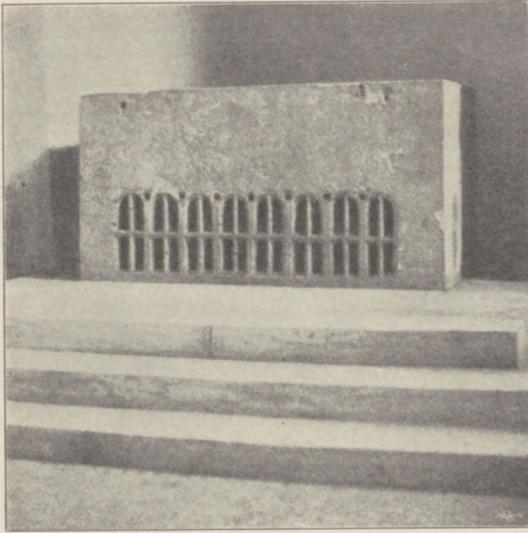


Abb. 18 · Frühchristlicher Altar aus der Stephanskapelle des „alten Doms“ zu Regensburg \*~\*~\*~\*~\*~\*

Völker, sondern auch innerhalb des einzelnen Stammes ein höchst geringes war, daß der Rassestolz in den Massen sich zu meist nur instinktmäßig äußerte und nur in einzelnen hochbegabten Individuen eine selbstbewußte Verkörperung erfuhr. S

**A**uch das Reich der Westgoten in Spanien ließ das Nationale als das eigentlich staatenbildende Prinzip erkennen. Zähle hielt dieses Volk unter der heißen Sonne der neuen Heimat an der alten Tracht und Sitte fest und lebte hier noch lange nach dem Rechte der Väter, das man weiterbildete. Freilich soll der Nachfolger Alarichs, Athaulf, gesagt haben, sein Plan sei gewesen, den römischen Namen ganz zu vertilgen und den Erdkreis aus einem römischen in einen gotischen zu verwandeln. Doch die Barbarei seiner Goten, die nicht an den Gehorsam den Gesetzen des Staates gegenüber zu gewöhnen seien, habe ihn daran verhindert. So habe er denn beschlossen, seinen Ruhm darin zu suchen, daß er ein Erneuerer und Mehrer des römischen Reiches sei. Der Spanier Paulus Orosius legt dem tapferen Gotenkönige diese Worte in den Mund, derselbe Orosius, der so ganz in den augustinischen Ideen vom Gottesstaate lebt und unbedingt die Auffassung vertritt, daß das römische Reich das letzte der von Daniel geweissagten Weltreiche sei, der die andersgläubigen fremden Eindringlinge haßt und

geringschätzt. Diese angebliche Äußerung des Goten ist ebenso unhistorisch gedacht wie das Geschichtswerk des spanischen Provinzialen. Eines aber beweist sie uns, daß tatsächlich der Gedanke schon aufstauen konnte, neue staatliche Gebilde an die Stelle des römischen Reiches zu setzen. Auf den selbständigen Charakter dieses westgotischen Reiches wirkt auch manche Äußerung des gelehrten Bischofs Isidor von Sevilla aus den ersten Jahrzehnten des 7. Jahrhunderts ein helles Licht. Ein Freund hat diesen Lehrer des Mittelalters als den Mann bezeichnet, „den Gott nach so vielen Verlusten Spaniens diesen letzten Zeiten erweckt hat, wie ich glaube, um die Monumente des Altertums wieder herzustellen, und den er als Stütze entsandte, damit wir nicht völlig verbaunten und veralteten.“ Um so

schwerer fällt es ins Gewicht, wenn derselbe Isidor vieles zum Lobe des gotischen Volkes zu erzählen weiß. SSSSS  
**V**ollends kein Zweifel besteht an der nationalen Selbständigkeit des vandalschen Volkes in Afrika. Der erobernde Volksherr Geiserich hatte einzig durch das Recht der Waffen auf altrömischen Boden sich sein Reich begründet. Kein militärisches, kein Föderatenverhältnis zu Rom band ihm die Hände; so macht er die unterworfenen Römer zu Sklaven, so verkehrt er mit dem Kaiser als unabhängiger nationaler König. Wohl sollte diesem Reiche nach dem Wunsche Geiserichs die germanische Art erhalten bleiben; dieser Wunsch aber hatte mit germanischem Rassestolz auch rein gar nichts zu tun. Derselbe Geiserich hatte ja den Plan, mit Hilfe der Hunnen die Reste des westlichen Imperiums zu überwältigen. Das heiße Klima und die sittenlose Ueberkultur haben diesem ersten selbständigen Versuch eines völlig nationalen Staates auf römischem Boden bald den Todesstoß versetzt.  
**V**ielleicht wohl der urwüchsigste, von höherer Kultur noch am wenigsten verfälschte germanische Stamm, der Stamm der Langobarden, hat mit bemerkenswerter Fähigkeit gegen den Romanismus sein starkes Eigenbewußtsein gefehrt. Wie die Vandalen brachen auch die Langobarden nicht als Föderaten des Reiches, sondern nur mit dem

Rechte des Stärkeren in das römische Reich ein, um hier ein Staatswesen zu begründen, das gänzlich auf germanischer Grundlage ruhte. Von der Stunde freilich an, wo die Langobarden vom Arianismus zum orthodoxen Glauben übertraten, wo also die wichtigste Scheidewand zwischen den Nationalitäten gefallen war, erlagen auch sie den Lockungen der immer noch gewaltigen Kultur. § § § § § § § § § § § §

**M**it elementarer Kraft sehen wir somit in allen Mittelmeerstaaten den deutschen Individualgeist sich regen und recken. Was will dieser gefunden Naturkraft gegenüber das Bestreben weltfremder Chronisten besagen, nach dem Danielschen Periodenschema ein System der Weltgeschichte zu konstruieren, ängstlich den altchristlichen Gedanken zu konservieren, daß mit dem Zusammenbruche des römischen Reiches das Ende der Welt kommen müsse und so späteren Zeiten die Fiktion vom Fortbestande des Imperiums zu überliefern. Gewiß bedeutet diese anachronistische Geschichtsphilosophie noch für Jahrhunderte eine schwere Belastung für die eminent staatenbildende Kraft des deutschen Individualgeistes; aber auf welcher Seite die lebendigen Kräfte der Zukunft lagen, das dämmerte schon damals dem Wirklichkeitssinne einiger tieferer Naturen. Der Prediger Salvianus, ein römischer Provinziale in Gallien, hatte seine Augen schon so geschärft, daß er die einzelnen Stammesindividualitäten unterscheiden konnte und als das charakteristische Merkmal der germanischen Rasse die Tatsache erkannte, daß alle Barbaren eines Stammes einander liebten. Auch Prokop, der freilich auf dem Boden der Reichsidee steht, muß doch anerkennen, daß der ganze Westen sich in der Hand der Barbaren befinde. Darin liegt das Zugeständnis, daß die Einheit des Imperiums zerstört, daß der Westen vom Osten schon durch die Gewalt der Tatsachen geschieden ist. Freilich, wenn ein Bischof von Trier dem Kaiser Justinian zu schreiben wagte, daß ganz Italien, Afrika, Spanien und Gallien einmütig seinen Namen verfluchten, so übertreibt er; denn jene Barbarenstaaten des Westens lebten isoliert, ein jeder für sich. Und doch ist diese Nachricht von Interesse; sie besagt ebenso wie eine spanische Chronik des achten Jahrhunderts, nach der nicht

die Römer, sondern die Europäer die Araber besiegten, daß dieser äußerlich so zerrissene Westen doch noch als eine Einheit angesehen wurde, deren Mittelpunkt aber nicht mehr das römische Kaisertum war oder doch wenigstens nicht unbedingt sein mußte. §

**N**icht nur der Widerstreit zwischen dem Cäsaropapismus und dem Papalismus, nicht nur die dogmatischen Gegensätze haben die Scheidung zwischen dem Osten und dem Westen schließlich herbeigeführt, sondern die Tatsache, daß an die Stelle des lateinischen Weltreiches des Westens sich individuelle germanische und romanische Staaten bildeten, denen die alte, alles gleichmachende Reichsidee als wesensfremd erscheinen mußte. § § § § § § § § § § § §

**I**n all diesen germanischen Mittelmeerstaaten sehen wir schließlich den Romanismus zum Siege gelangen. So könnte es scheinen, als ob die ungeheuere individuelle Kraft, die bei diesen Staatengründungen wirksam wird, nutzlos für das Germanentum vergeudet sei. Mitnichten! Jene große germanische Flutwelle, die gegen das Westreich brandete, erschütterte und zerstörte die alte Weltmacht, welche das Aufkommen eines fränkischen Großstaates, das Zusammenraffen aller bis dahin auseinanderstrebenden innergermanischen Stämme und somit die Grundlegung zu unserer heutigen deutschen Nation verhindert haben würde. Jene Völkerwelle grub dem neuen individualistischen Strome des geschichtlichen Lebens erst das Bett; sie macht dem unterschiedslosen Konglomerate von Völkern ein Ende, wandelt die römische Bevölkerung in den Provinzen durch eine glückliche Blutmischung in eine romanische und befähigt die abendländische Welt zur Annahme des neuen staatenbildenden Prinzips. Die Völkerwanderung hat die Möglichkeit geschaffen, daß sich die germanischen Stämme als eine Einheit erkannten. Der Weg bis zu diesem Ziele war freilich ein weiter; es vergingen noch Jahrhunderte, ehe sich dieses Zusammengehörigkeitsgefühl festigte. Die gemeinsame Sprache führte nicht zur Einheit; denn die eingetretene Lautverschiebung trennte eher den Norden vom Süden. Bayern und Alamannen standen den Sachsen und Franken seitdem fremder als je gegenüber. Auch die germanische Mythologie bildete kein einheitliches Band;

eher verstärkten die Stammesheiligtümer den Partikularismus der verschiedenen Stämme. Nicht einmal ein gemeinsamer Name war allen Stämmen geläufig. Den Namen ‚Germanen‘ haben die Fremden geprägt; er war und wurde nicht bodenständig. Erst im achten Jahrhundert dehnt der Name ‚Franken‘ wohl seinen Bereich auch über die Grenzen der fränkischen Stämme aus, und im 9. Jahrhundert kommt erst die Bezeichnung ‚theodist‘ für die deutsche Sprache auf. Von da bis zur Verallgemeinerung, bis zur nationalen Bezeichnung war der Weg noch lang. Schon aber erstarbte jener deutsche Stamm, der diesen Weg weisen sollte. S S S S

Das Volk der Franken, der Freien oder der Kühnen, betritt die Weltbühne plötzlich in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts. Keine Ueberlieferung kündigt, wo dieser beständig gegen Rom vordringende Stamm seine ursprünglichen Sitze gehabt hat. So viel scheint sicher zu sein, daß er

das Ergebnis eines lang andauernden, durch gemeinsame Interessen herbeigeführten Zusammenschlusses verschiedener mittel- und niederrheinischer, also ober- und niederdeutscher Stämme darstellt. Eine unstrittene Frage ist es, wie weit dabei Chauten, Bataver, Chatten oder andere als die stammbildenden Elemente angesprochen werden dürfen. Unter dem Namen Ripuarier, Uferleute, machen Franken um die Mitte des 3. Jahrhunderts Raubzüge und drängen die römischen Grenzen südwärts bis hinter Bonn zurück. Hier um den Mittelrhein nehmen sie zuletzt ihre Sitze, um von da aus sich weiter nach Süden, namentlich mosel- aufwärts, auszudehnen. Neben diesen ripuarischen Franken treten vornehmlich auch die salischen (Inselbewohner?) hervor. Vom Mündungsgebiet der Maas aus sind diese im beständigen Vorrücken gegen den Unterlauf der Seine. Die Verschmelzung verschiedener völkischer Bestandteile innerhalb des fränkischen Stammes hatte aber nicht

zur Folge, daß daraufhin alle Teilgewalten, alle Gaukönige zugunsten eines einzigen führenden Volkskönigs zurücktraten. Der rücksichtslosen Gewalt des Gründers des fränkischen Staates blieb es vorbehalten, diese Einheit herbeizuführen.

Das Dunkel der Sage lagert über der ältesten Geschichte der Merowinger. Als das Licht der glaubwürdigen historischen Ueberlieferung zum ersten Male auf dieses leidenschaftliche Geschlecht fällt, ist es durch die seit Jahrhunderten gegen den römischen Staat drängende fränkische Flutwelle bereits emporgehoben. Die ersten Merowingerkönige, die aus dem Dunstkreise der Sage mehr hervortreten, erscheinen nämlich eher als Soldatenkönige denn als Volkskönige. Häufiger hat man den von ihnen beherrschten Stamm mit dem Militärstaat Sparta verglichen. Scharf scheidet man hier zwischen den altgedienten Leuten und der Jungmannschaft. Gestützt auf eine nach den Grundsätzen römischer Kriegszucht und Disziplin organisierte militärische Macht beginnen die Merowinger frühzeitig damit, zunächst im Bunde mit Rom



Abb. 19 · Säule in der Krypta der 822 vollendeten Michaelskirche in Fulda \* \* \*

und dann gegen Rom ihre Autorität im Innern zu stärken. Schon unter Chlodwigs Vater Childerich treten die Tendenzen der merowingischen Politik nach einer Steigerung der königlichen Machtfülle deutlich hervor. Chlodwigs Königtum und Staatengründung wurzeln schon nicht mehr im Volkstum, sondern stellen ganz neue geschichtliche Gebilde dar. Als Volkskönig und zugleich als Gefolgsherr der überschüssigen Jungmannschaft, welche die alte Heimat nicht mehr zu ernähren vermochte, nicht aber wie Theoderich und Geiserich als volkführender König eines ganzen Stammes, war Chlodwig ausgezogen. Das war bedeutsam; denn jetzt hatte der König und nicht das Volk die Eroberungen in Gallien gemacht. Noch ein Zweites kam hinzu, um den persönlichen Charakter der Herrschaft Chlodwigs zu verstärken. Schon früher waren kleinere germanische Horden unter irgendeinem fecken Abenteuerer planlos in das römische Reich eingedrungen. Als bald sind sie gestorben, verdorben. Kein Lied weiß von ihnen zu singen und zu sagen. Die geschlossene Ueberzahl der Römer machte eine friedliche Ansiedlung solcher versprengter, raubender Scharen unmöglich, und die überfeinerte Kultur tat ein übriges. Diese fränkische Jungmannschaft, welche jetzt den Snagrius stürzte, war nicht besser und nicht schlechter als jene früheren barbarischen Heerhaufen. Dennoch aber sollten ihr dauernde Erfolge beschieden sein. Der Grund liegt einmal darin, daß diese Franken die Brücken zur alten Heimat nicht so völlig abbrechen, wie jene; der Hauptgrund aber liegt in den wirtschaftlichen Verhältnissen. Die Besitzergreifung Galliens durch Chlodwig konnte sich ohne Raub, ohne Gewalttat, ohne zwangsweise Bodenenteignung vollziehen; es waren so viele Staatsländereien und Wüstungen vorhanden, daß Chlodwigs Krieger reichlich befriedigt werden konnten. Die Bedingungen für eine friedliche Ansiedlung waren hier somit gegeben. Chlodwig läßt die Römer in ihrem Besitze; er läßt ihnen sogar ihre römische Verwaltung. Nur nimmt der Frankenkönig jetzt die Stelle des unterworfenen kaiserlichen Statthalters ein. Auch diese Tatsache befördert die Tendenz des merowingischen Königtums, sich von der Volksgemeinde zu emanzipieren.

Der große eingetretene Wandel in der Stellung des fränkischen Königtums äußert sich sofort bei der Verteilung der Wüstungen und des Staatsgutes. Gerade hierbei wird es offenbar, wie Chlodwigs Königtum über das frühere Volkskönigtum schon weit hinausgewachsen ist. Der König ist nach fränkischem Rechte der Eigentümer der vorhandenen Staatsländereien, deren Umfang durch die der Initiative des Königs zu verdankenden Eroberungen sich rasch ins Ungeheure steigert. In diesem größten Grundbesitz des Landes ist der König der Herr; hier ist 'sein mundium die Quelle aller Gewalt'. Unterstützt von kirchlichen und römischen staatsrechtlichen Vorstellungen, dehnt er sein Herrenrecht allmählich auch über die Grenzen seines großen Hof- und Hausverbandes aus. Während das Königtum so auf der einen Seite die Tendenz verrät, durch straffe Zentralisation den Grundtrieb des germanischen staatlichen Bewußtseins nach Selbstverwaltung zu fesseln, gibt es auf der anderen Seite diesem unausrottbaren germanischen Assoziationsgeiste neue Nahrung. Es behält nämlich den großen Grundbesitz nicht ganz in seiner Verwaltung, sondern nimmt für sich das Recht in Anspruch, Ländereien an die Krieger zu verteilen, besonders verdiente und angesehene Männer in reicherm Maße auszustatten als andere. So legt es die ersten Keime zum Benefizialwesen und zum Lehensstaate des Mittelalters. S S S S S

Das fränkische Staatswesen ist also nicht durch die politische Klugheit eines rauhen Kriegshelden begründet, sondern es ist das naturgemäße Ergebnis der wirtschaftlichen Verhältnisse. Der Staat der Merowingerkönige wird ganz von selbst ein militärisch regierter und darum 'ein merkwürdig persönlicher Staat'. Auf eigenartiger und gänzlich neuer germanisch-romanischer Grundlage baut sich in der Folgezeit der fränkische Einheitsstaat auf. Eine völlige Romanisierung dieser staatlichen Neubildung auf dem alten römischen Kulturboden wäre unvermeidlich gewesen, wenn nicht der Nachzug frischer Jungmannschaft aus der alten Heimat die Erwerbung von neuem Weidland zur gebieterischen Pflicht gemacht hätte. Da solches in Gallien jetzt nicht mehr vorhanden war, suchte man es bei den rechtsrheinischen Germanen. Wirklich hat die Eroberung

des Ostens, welche sich unter Chlodwigs Nachfolgern fortsetzt, die gänzliche Romanisierung des jungen fränkischen Staates verhindert. ~~~~~

**A**m Schlusse dieser staatlichen Entwicklung setzt sich das Frankenreich zusammen aus den altitalischen Stammlanden, dem romanisierten Gallien und aus den besiegten germanischen Stämmen. Das Neuartige dieses Barbarenstaates mit seinem bunten Völkergemisch liegt darin, daß der König in seiner Person die Einheit in der Mannigfaltigkeit aller Teile repräsentiert. Für die Stammlande bleibt er der Volkskönig. Ist auch seine Macht in raschem Aufsteigen zur unbeschränkten Gewalt begriffen, so muß er doch mit dem starken germanischen Einzelbewußtsein rechnen, das sich in freiheitlichen, von unten herauf sich aufbauenden Verbänden ausleben möchte, und das einem absoluten, von oben herab zentralisierenden Königtume widerstrebt. In der Tat ist ja die Geschichte des Merowingerreiches bestimmt durch diesen Gegensatz zwischen Einheit und Freiheit, der dort romanische Färbung annimmt und hier als starke Eigentümlichkeit der Rasse sich äußert. Für die Römer ist der Frankenkönig an die Stelle des gestürzten Statthalters des Kaisers getreten; das frühere römische System der Verwaltung bleibt zunächst unangetastet. Für die Germanen ist er der Zwingherr, der das Land jenseits des Rheines nur durch militärische Kolonisation dem fränkischen Großstaate zu erhalten vermag. Weite Stücke Königsgut werden in den germanischen Kernlanden ausgemarkt und auf diesen militärische Kolonien begründet. Allmählich werden die Führer solcher Gründungen zu Verwaltungsbeamten, und die Gründung selbst wird zu einer friedlichen, Ackerbau treibenden Genossenschaft. ~~~~~

**S**o ist der Charakter des alten Merowingerkönigtums durchaus kein einheitlicher. Ueber alle staatsrechtlichen Unklarheiten sollte die beständige Steigerung der königlichen Machtvollkommenheiten hinweghelfen. Wirklich verliert die altgermanische Volksgemeinde fast ganz ihre Bedeutung. Der König scheint das Ziel der absoluten Gewalt erreichen zu sollen. Das Königtum selbst wird zu einem privatrechtlichen Besitze des Herrschers, den dieser nach Gutdünken verteilen kann. ~~~~~

**E**ine solche Ueberspannung des Einheitsgedankens war nur möglich, solange starke Persönlichkeiten auf dem Throne die Kunst des weisen Maßhaltens übten und namentlich mit dem Freiheitsinne der Germanen rechneten, solange ferner dem königlichen Kriegsherrn durch die Aussicht auf Neuland noch frische Jungmannschaft aus der alten Heimat zuströmte, auf die er seine Einheitsbestrebungen stützen konnte. Aber zu bald kam die Zeit, wo die wilde Leidenschaft dieses Königsgeschlechtes alle Rücksichten über Bord werfen zu dürfen glaubte und eine maßlose Willkürherrschaft begründete. Jene furchtbare Epoche des Wütens gegen die eigene Sippe im Merowingerhause bricht an. Es beginnt der unaufhaltsame Niedergang dieses königlichen Stammes.

**W**ie der byzantinische Hof das Aufsteigen der Merowinger nicht verhindern konnte, so vermochte er auch nicht Nutzen aus dem Verfall dieses Geschlechtes zu ziehen. Die listreiche Politik von Byzanz hat freilich noch wiederholt gegen die germanischen Barbaren das alte römische 'Divide et impera' anzuwenden versucht, ohne jedoch die selbständige Entwicklung der germanischen Welt dadurch wesentlich aufhalten zu können. Das räumlich den Blicken des Abendlandes entrückte Imperium, dessen Lebensäußerungen die Germanen nicht mehr wahrnahmen, verliert seinen Zauber. Die römische Kaiseridee fristet in den Rhetorenschulen Galliens ein kümmerliches Dasein, begeistert hier und da noch einen Ideologen, hat aber ihre siegende Macht auf die Gemüter eingebüßt. Was will es besagen, wenn im fränkischen Diplomatenstile der Zeit der byzantinische Kaiser hier und da mit „Vater“ angeredet wird, wenn das durch seine Prachtbauten berühmte neue Rom am Bosporus auch im Westen gern als die königliche Stadt bezeichnet wird, wenn dieser und jener Frankenkönig seinem Namen kaiserliche Attribute beilegt. Irgend welche Anerkennung der Hoheitsrechte des römischen Imperiums drückt sich in alledem nicht aus. Als gleichberechtigte Macht sehen wir die Franken mit Byzanz gegen die Germanen in Italien ein Bündnis schließen. Diese Tatsache allein charakterisiert hinreichend das Verhältnis zwischen dem Kaiserreich und dem fränkischen Großstaate. In völlig freier Entwicklung hat

sich das Frankenreich gebildet. Das gehobene Selbstgefühl der Franken nimmt in der Sage, daß sie mit demselben Rechte wie die Römer ihre Herkunft aus Troja herleiten dürften, frühzeitig Gestalt an. Bald tritt dieses Selbstgefühl in grotesker Form auf. In König Theudeberts Seele werden imperialistische Gedanken lebendig. Zum ersten Male taucht der Gedanke eines universalen



Abb. 20 · Darstellung der Taufe · Aus der Handschrift des Wessobrunner Gebets \* \* \* \* \*

germanischen Weltreiches auf. Dieser hochgemute König, der auf seinen Goldmünzen an die Stelle des kaiserlichen Namens den seinigen setzte, der sich Augustus nennen ließ, wollte nicht nur Goten und Byzantinern zugleich Italien wegnehmen, sondern er scheint allen Ernstes daran gedacht zu haben, mit Waffengewalt Byzanz zu bezwingen und sich an die Stelle des Kaisers zu setzen. Für solche Cäsarenträume eines barbarischen Königs haben die Chroniken noch kein Verständnis. In ihrer trockenen Weise berichten sie, daß der Frankenkönig das römische Reich mit Krieg überzogen habe. \* \* \* \* \*

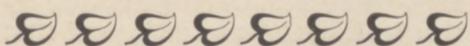
Dieser Kaisertraum des Merowingers war, wie man will, ein Anachronismus oder die dunkle Ahnung einer kommenden Entwicklung. Für das Fortleben der Kaiseridee würde man Theudebert als Kronzeugen nennen dürfen, wenn er Nachfolger gehabt hätte. Seit dem fünften Jahrhundert wird die Kaiseridee immer mehr aus einer lebendigen Ueberlieferung zu einer Buchtradition, die freilich hier und da ein empfängliches Gemüt noch zu begeistern vermag. Die Chroniken des Westreiches, deren Mittelpunkt früher das Kaisertum war, haben kein Interesse mehr am Imperium. Das universale Papsttum scheint ganz den alten imperialistischen Gedanken aufgefressen zu haben. Der Papst und der fränkische Großkönig sind die Mächte der Zukunft. \* \* \* \* \*

## 2. Die Geistesmacht der Kirche und das werdende fränkische Weltreich



Christus selbst hat der römischen Kirche den Primat verliehen. In einem Schreiben an Kaiser Anastasius zieht Papst Gelasius I. (492—496) aus dieser römischen

Grundauffassung den Schluß. ‚Zwei Autoritäten‘, sagt er, ‚gibt es in der Welt: die geheiligte priesterliche Autorität und die königliche Gewalt. Von diesen ist jene der Priester die ungleich wichtigere, da diese im Jüngsten Gericht auch über die Könige Rechenschaft ablegen müssen‘. Damit war in Rom die große Frage, wer denn in dem universalen Gottesstaate die Führung haben solle: der Papst oder der Kaiser, beantwortet, aber nicht aus der Welt geschafft. Noch Jahrhunderte lang sollte sie das großartige Thema der mittelalterlichen Geschichte bilden. Zum ersten Male ward sie gestellt in dem Augenblicke, wo das Prinzip der universalen Gewalt der christlichen Kirche, welche die ganze Welt dem göttlichen Beherrscher des himmlischen Gottesstaates unterwerfen wollte, dem Prinzip der Weltherrschaft des römischen Reiches, das da den Beruf hatte, die Erde zu befrieden, zur Seite trat. Denn es liegt ja im Wesen des Universalismus



schon die Strebung beschlossen, alle Macht in einer einzigen Hand zu vereinigen. Der grundsätzlich gegebene Wesensunterschied zwischen kaiserlicher und päpstlicher Gewalt kam der Zeit, die in Übereinstimmung mit der antiken Auffassung in Staat und Kirche noch eine weite Einheit erkannte, noch nicht tiefer zum Bewußtsein. Nach dem Falle des Reiches ging dann das weltliche Prinzip des Universalismus in langsamer, ganz natürlicher und durchaus nicht gewaltsamer Weise in dem geistlichen auf. Sobald das geschehen war, erhebt sich das römische geistliche Prinzip des Universalismus gegen das wieder in die Welt getretene Prinzip der Rasse mit einer solchen Majestät und einer solchen Machtfülle, daß gar kein Zweifel darüber aufkommen konnte, welches von beiden schließlich in der mittelalterlichen Welt die Führung übernehmen werde. S S S S S

**D**er christliche Glaube war überaus fest gefügt. Von bewunderungswürdiger Logik war sein dogmatischer Aufbau. Die Zuversicht der Befenner des neuen Glaubens übte eine große Werbekraft aus, nicht minder auch die vergeistigte christliche Humanität. Phantasievolle Gemüter wurden berückt von der Poesie der Liturgik und der Pracht des Kultus. Ihre überragende Autorität verdankte die Kirche der folgerichtigen Gestaltung ihres Rechtes auf römischer Grundlage und ihrer nach römischem Vorbilde gestalteten hierarchischen Organisation. Was für jene Zeiten vielleicht das Wichtigste war: die Kirche bot sich als Trägerin der Kultur zur Erzieherin der kulturarmen Barbarenstämme an. Für die romanische Welt war die Kirche ohnehin die allen Stürmen trotzen Brücke, welche die große Vergangenheit Roms mit der barbarischen Gegenwart verband. Vollends als Inbegriff aller Kultur mußte aber die Kirche den Barbaren erscheinen.

Nicht der schwächste Faktor der kirchlichen Macht war dann weiter die starke wirtschaftliche Grundlage, welche sie sich geschaffen hatte.

**W**as diese machtvolle Kirche für die Propaganda ihrer Ideen brauchte, war staat-

liche Einheit; was sie beim Eintritt in das Mittelalter vorfand, war aber staatliche Zersplitterung. In gewaltiger Arbeit beginnt sie damit, nach dem Beispiele des zerfallenen Römerstaates alle Gegensätze der Kulturen und Nationalitäten in eine neue geistige und staatliche Einheit aufzulösen. Das konnte sie mit dem Romanismus, der unter dem geistigen und staatlichen Zersezungsprozeß fürchterlich gelitten hatte, allein nicht ermöglichen. Der Staatsgedanke der jugendfrischen innergermanischen Völker und die religiöse und kulturelle Geistesarbeit der deutschen Stämme jenseits des Meeres auf den britischen Inseln wurde in den Dienst des hierarchischen Prinzips gestellt. Mit den großen Naturkräften, die in der germanischen Welt beschlossen lagen, suchte der romanische Universalismus sich den germanischen Individualgeist zu unterwerfen. S S

**S**rühzeitig waren die Franken bei ihren Vorstößen nach Süden mit christlichen Gründungen in Berührung getreten. Manche vielversprechende Pflanzstätten hatten sie dabei vernichtet. Aber je weiter man in rein christliches Gebiet vordrang, um so mehr konnten auch die Einflüsse der überlegenen Kultur auf die barbarischen Eroberer ihre Wirkung ausstrahlen. Schließlich steht der kleinen kulturarmen fränkischen Jungmannschaft eine Majorität von christlichen Romanen, die sich im Besitze des antiken Kulturerbes wähnt, gegenüber. Wohl fehlt diesen die Kraft des Widerstandes, aber auf ihrer Seite steht die straff organisierte und innerlich festgefügte Macht der Kirche. Die Notwendigkeit eines politischen und religiösen Ausgleiches zwischen der germanischen und der römischen Welt auf gallischer Erde drängte sich auf. Ohne einen solchen Ausgleich wäre ein Staatswesen, das nach dem Willen des erobernden Königs Romanen und Germanen umschließen sollte, undenkbar gewesen. Die Gegensätze waren groß, aber nicht unüberbrückbar. Der Glaube der Väter an das geheimnisvolle Walten der Götter war den Franken bereits auf ihren Eroberungszügen erschüttert worden. Fern der Heimat und den heimatlichen Kultstätten der alten Götter, ohne eine Priesterkaste, welche auch in der Fremde die geheiligten Traditionen lebendig zu erhalten



Abb. 21 . Siegel Pippins \*~\*~\*~\*

vermochte, verblaßten die vom Zauber einer mächtigen Poesie umgebenen Göttergestalten zu Schemen, die das religiöse Bedürfnis des Volkes nicht mehr befriedigen konnten. § § § § § § § § § §

**D**er tatgewaltige Wille König Chlodwigs hat die religiösen Scheidewände zwischen Germanen und Romanen in Gallien niedergelegt. Die weltgeschichtliche Bedeutung der Taufe Chlodwigs ist schon von weiterblickenden Zeitgenossen richtig eingeschätzt worden. Bischof Avitus von Vienne erkannte deutlich die drei großen Wirkungen dieses Uebertritts: einmal auf religiösem Gebiete den Sieg des Katholizismus über den Arianismus, zu dem sich die südgermanischen Stämme bekannten, weiter die Christianisierung Deutschlands, und endlich auf politischem Gebiete: die Einigung der deutschen Stämme unter das fränkische Königtum und die selbständige Stellung dieses Königtums zum oströmischen Kaiser. In der Tat! Das Abendland hatte jetzt wieder einen katholischen Herrscher. Das war das hervorstechendste Ergebnis des Uebertritts. Man hat frühzeitig und später noch öfter Chlodwig gern mit Konstantin verglichen. Nicht ganz mit Unrecht. Ein ähnlicher Beweggrund führte beide dem neuen Glauben zu, dem beide innerlich noch fremd gegenüberstanden. Aber die Zeiten waren inzwischen ganz andere geworden. Mit Konstantin hatte die Uebergangsepöche des Hineinwachsens der germanischen Welt in die römische begonnen; mit Chlodwig hebt recht eigentlich das christlich-germanische Mittelalter an. Unter Konstantin war die christliche Kirche eine Reichskirche, deren Grenzen sich mit denen des Reiches deckten; jetzt unter Chlodwig trat die Kirche neben den Staat als eine selbständige, in der Theorie den Osten und Westen gleichmäßig umspannende universale Macht. In dieser Tatsache lag die Exposition zu dem großen staatskirchlichen Drama des Mittelalters.

**M**it gehobenem Selbstgefühl schreibt der Verfasser des Prologs zum salischen Geseze: 'Es lebe Christus, der die Franken liebt; er bewahre ihr Reich und erfülle ihre Fürsten mit dem Lichte der Gnade. Er beschirme das Heer und verleihe dem Glauben Schutzwehr. Freude und Glück des Friedens, viele Jahre der Herrschaft gewähre

der Herr Jesus Christus in Treuen. Denn sie sind das Volk, das tapfer und stark das harte Joch der Römer von seinem Nacken schüttelte und, nachdem es durch die heilige Taufe erleuchtet war, die Leiber der heiligen Märtyrer kostbar mit Gold und Edelsteinen schmückte.' Das Volk ist sich zunächst bei der Ueberwindung des weltlichen universalen Prinzips und dann im Dienste eines kirchlichen Universalismus seiner eigenen Trefflichkeit bewußt geworden. Das fränkische Volk wird zum christlichen Volke schlechthin. Die Kräftigung dieses christlichen Gemeinsamkeitsbewußtseins im Rahmen des Großstaates bedeutet natürlich ein Eindringen des universalen Gedankens in die germanische Anschauungswelt. Aber es sollte längere Zeit dauern, bis daselbe so erstarrt war, daß ganz von selbst die Fülle der Zeiten für das germanische, in der Theorie aber die gesamte Christenheit umspannende Imperium des großen Karl gekommen war. Nur allmählich begann der nordische Bär damit, das fremde Geisteskind des allgemein menschlichen Gedankens des Christentums 'bildend zu belecken'; nur allmählich reiften in den gesunden innergermanischen Stämmen jene Kräfte heran, welche der fränkischen Kirche die fehlende Organisation gaben und damit die drohende Auflösung der christlichen Welt verhinderten. Diese Verbindung des leidenschaftlichen germanischen Naturfaktors mit jenem ihm wesensfremden allgemeinmenschlichen Prinzip hat sich in Germanien kaum ohne schweren Kampf vollzogen; vollends zum Zerstörer des religiösen Lebens wurde der deutsche Individualismus in Gallien überall dort, wo er sich in den großen Zersezungsprozeß des entnerzten, sittenlosen und unzuverlässigen romanischen Elementes hineinziehen ließ. Aber schließlich ist es doch hüben wie drüben der Vogesen die größere ethische Mitgift unserer Rasse, welche dem kirchlichen Leben und damit der kranken Zeit die Mittel der Gesundung bietet. § Nach zwei Richtungen hin äußert sich die Einwirkung des germanischen Sondergeistes innerhalb des Umkreises des religiösen Lebens: einmal will er auch der Kirche gegenüber seine Staatsauffassung zur Geltung bringen, sodann gibt sein gemütsstiefes Gedankenleben dem Gottesstaatsideal mehr und mehr eine germanische



Abb. 22 · Glasbecher aus fränkischen Gräbern \* \* \* \* \*

Färbung. Frühzeitig treten grundsätzliche Einwirkungen germanischer Anschauungen in der sozialen Stellung der kirchlichen Vertreter und im Rechts- und Verfassungsleben der Kirche hervor. Die Verkünder der neuen Heilsbotschaft erfreuten sich wohl bald eines ganz besonderen Ansehens; da man aber andererseits an dem Grundsatz der Wehrpflicht des freien Mannes festhielt, so wurden dem niederen Klerus keine politischen Rechte zuerkannt. Der Bischof auf der anderen Seite hatte schon in der römischen Zeit kirchliche und weltliche Befugnisse und Besitzungen erhalten; jetzt übernimmt er die Pflichten und Rechte eines germanischen Gutsherrn. So erringt er sich, gestützt auf seine wirtschaftliche Macht, eine hervorragende Stellung im Staate. Die grobsinnliche Vorstellung von der Möglichkeit, sich durch Schenkungen an die Kirche Vergebung der Sünden im Jenseits zu erkaufen, steigert den kirchlichen Besitz ins Ungeheure. Auch die Könige spenden reichlich, um sich die Gunst dieser einflussreichen Träger einer geistigen und wirtschaftlichen Macht zu sichern. Vielleicht schießen diejenigen nicht über das Ziel, welche behaupten, daß zeitweilig ein Drittel des ganzen Landbesitzes in der Merowingerzeit sich in den Händen des Klerus befunden habe. Mit diesem Landbesitz wuchs naturgemäß auch die Zahl der abhängigen Kolonen und Hörigen. Diese kirchliche wirtschaftliche Macht war wohl organisiert; ihre Mittelpunkte waren die Bischöfe, welche als die geborenen und vielvermögenden Anwälte des Volkes, der Unterdrückten, der Witwen und Waisen gegenüber der Will-

für der Herrscher, wenn auch nicht rechtlich, an die Spitze der Städte treten. Frühzeitig bildet sich also die zweifache weltliche Stellung des mittelalterlichen Bischofs heraus. Schon Chlodwig benutzte diese Doppelgestalt zur Festigung seiner Herrschaft über die Römer, als er, ohne das herrschende System anzutasten, an den Platz des römischen Kaisers trat. Noch mehr äußert sich der germanische Individualgeist in dem sonderbaren rechtlichen Gebilde der ‚Eigenkirche.‘ Ursprünglich verstand man darunter den heidnischen Haustempel, in welchem der Hausvater für seine Familienangehörigen opferte. Die Rechtsverhältnisse dieses Haustempels wurden dann später auch auf die christlichen Kirchen übertragen, welche auf dem ländlichen Eigenbesitz eines Grundherrn standen. Ueber diese Kirchen besaß der Grundbesitzer ein Eigentums- und Verleihungsrecht. Indem dieser germanische Begriff der Eigenkirche auch auf die vom Könige zu besetzenden Bistümer ausgedehnt wurde, schuf man den Grundsatz der Laieninvestitur und den im Mittelalter so bedeutsamen Gedanken des königlichen Eigentums an den Reichskirchen. Wir sehen also überall, wie der fränkische Staatsgedanke, der seine Wurzeln in dem Treuverhältnis zwischen König und Volk hat, mit Erfolg gegen die außerhalb seiner Rechtsphäre lebende universale Kirche reagiert. Entsprechend der germanischen Staatsanschauung wird jeder Priester, auch der Bischof, als Untertan des Königs angesehen. Wohl fügt man sich den Entscheidungen Roms in Glaubensangelegenheiten, aber eine rechtliche Gewalt über den fränkischen Klerus gesteht man einer außerstaatlichen Macht nicht zu. Was Wunder, wenn sich da das Band, das die fränkische Kirche an Rom kettete, immer mehr lockert. Daß sich die fränkische Landeskirche in der Folgezeit nicht völlig von Rom trennt, ist nur dem Umstand zuzuschreiben, daß sie sich nicht unter einem bestimmten Metropolitensitz als Wesenseinheit zusammenschloß.

Alles in allem: bei dieser Durchdringung des kirchlichen Verfassungslebens im Frankenreiche mit germanischen Anschauungen mußten sich von selbst die in dem Verhältnis zwischen Papst und Großkönig bislang verhüllten Gegensätze mit ihren Keimen schwerster Verwicklungen herausarbeiten. Zuerst waren es aber nur wenige auf fränkischer Seite, welche diese Dissonanzen dunkel empfanden. Während man sich innerhalb der Kurie schon eine scharf umgrenzte Auffassung über das Verhältnis der Gewalten gebildet hatte, suchte man sich im Frankenreiche über jene Unstimmigkeiten mit bildlichen Vorstellungen und gewagten rechtlichen Konstruktionen hinwegzuhelfen. Man verglich hier den Frankenkönig mit den alttestamentlichen Judenkönigen, oder man leitete die kirchlichen Rechte des Königs aus der römisch-rechtlichen Auffassung ab.

Die fränkische Landeskirche war zur Staatskirche geworden. Das bedeutete eine ungeheure Schwächung des universalen Gehaltes der kirchlichen Idee. Das straffe Gefüge der Hierarchie war in gefährlicher Weise durchbrochen worden. Der König beanspruchte ein Ernennungsrecht der Bischöfe. Auch die Konzilien, diese echten Lebensäußerungen der allgemeinen Kirche, mußten sich Eingriffe des fränkischen Königs gefallen lassen. Daß freilich trotz ihres äußeren Niederganges die alten kirchlichen Gedanken lebendig blieben und gelegentlich auch wirksam wurden, zeigen die Konzilsbeschlüsse des 7. Jahrhunderts, durch welche Geistliche der weltlichen Gerichtsbarkeit in wesentlichen Dingen entzogen wurden. Vorerst aber war diese Lebenskraft der hierarchischen Idee noch wesentlich gebunden durch den äußeren und inneren Niedergang der fränkischen Kirche. Die Priester verweltlichten, und das wirkte wieder auf das gesamte Leben entsittlichend ein. Dieser entartete Klerus hatte für die hohen Ziele der Politik des Königtums oder des Papsttums kein Verständnis. Wie mußte da das Glaubensleben Schaden leiden! Ohnehin war die Zeit noch nicht gekommen, wo auf gallischer Erde das letzte Feuer eines heidnischen Opfers aufleuchtete in dunkler Nacht und erlosch; ohnehin war der Tag noch in weiter Ferne, wo der Funke des Christentums in den germanischen Herzen allgemeiner zur Glut entfacht wurde.

Die heiligende Kraft des Christentums hatte die Geister noch nicht tiefer ergriffen. Für die übersinnlichen Geheimnisse der Dogmatik des Christentums fehlte das Verständnis. War ein religiöses Bedürfnis vorhanden, so suchte es zumeist in Wundersucht und Aberglauben seine Befriedigung. Grobsinnliche Freuden verhiess der Volksauffassung der christliche Himmel, welcher an die Stelle Walhalls getreten war. Im Aberglauben lebten die alten dämonischen Vorstellungen wieder auf. So barbarisierte der Glaube und mit dem Glauben die Kirche und mit der Kirche das politische, geistige und literarische Leben. Die im frassesten Materialismus aufgehende Zeit entbehrte des sittlichen Haltes. Alle Leidenschaften der Menschen entfesselten sich. In gleicher Weise fanden sich bei Romanen und Germanen Hunger nach Macht, zügellose Sinnlichkeit, Habgier und Trunksucht. Ein Kampf aller gegen alle gibt der größeren Hälfte der Regierungszeit der Merowinger das Gepräge. S S S S S S S S S S

Es scheint demnach, daß dem deutschen Individualismus beim Beginn des Mittelalters nur die Kräfte und der Wille zum Zerstören innewohnten. Wo er, der Zügelbar, sich auslebte, hat er in der Tat mehr niedergerissen als aufgebaut; wo er aber einen Bund einging mit der allgemein menschlichen und ewigen Idee des universalen Prinzips, da hat er auch ehrlich geholfen, dem religiösen und sittlichen Leben einen festen Grund zu legen. Wie segensreich war nicht an vielen Orten die auf jene germanische Strebung nach Dezentralisation zurückzuführende Bildung von Pfarreien, welche ein innigeres Band zwischen dem Seelenhirten und seinen Gemeindegliedern herstellten. Ueberhaupt barg diese anscheinend in sich selbst zusammenbrechende Welt doch noch die Kräfte der Gesundung. Auch in Gallien erheben sich in den allerwirrsten Zeiten Männer, die nach innerer religiöser Wiedergeburt glühende Erwecker der Geister zu einem sittlichen Glaubensleben werden möchten. Bischöfe und Geistliche finden sich immer noch in größerer Zahl, welche gegen die Uebel der Zeit durch Wort und Beispiel ankämpfen, welche sich als Anwälte der Elenden und Bedrückten zu Trägern des wahren christlichen Humanitätsideales erheben. S S

In dieser wankenden Welt hatte das Geschlecht der Merowinger sein Staatswesen errichtet. Die Könige aus diesem Hause sind durchweg Unholde. Eine grenzenlose Sucht, ihre Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, erfüllt sie. In diesen merowingischen Herrschergestalten, deren Physiognomien bei aller Dürftigkeit der Quellen nachrichten sich so scharf voneinander sondern, scheint sich der Wille zur Macht verkörpert zu haben. In ihnen erhebt sich mit voller geschichtlicher Aktivität gegen die alte genossenschaftliche Verfassung unseres Volkes die von jeher vorhandene Herrschafts- und Dienstidee. Der eine König will nunmehr in dem herrschaftlichen Verbande das sein, was in der Genossenschaft alle sind'. Durch seine Schutz- und Dienstherrschaft über sein großes Gefolge, über die christliche Kirche und über die unterworfenen Stämme wird aus dem Richter und Führer ein Herr, durch das wachsende Königsgut wird der Volkskönig zu einem Gebietsherrn. Ein Souveränitätsrecht nach dem andern wird der Volksgemeinde entwunden, aber dennoch erweist sich auf die Dauer das Volksrecht stärker als das Königsrecht. Der große Dualismus zwischen den genossenschaftlichen Verbänden und dem Herrschaftsverbande, der bis in unsere Zeit den Gang unserer geschichtlichen Entwicklung beeinflussen sollte, hebt also schon unter den Merowingern an. Diese fürchterlichen Menschen sind talentvolle Politiker, die ohne jedwede Rücksicht und ohne sittliche Scheu aus dem rohen und ungefügigen Material sich auf dem verwüsteten Boden des Imperiums ihr Reich errichteten und dieses geradezu genial organisierten. Sie konnten so den Grund zum fränkischen Großstaat legen, indem sie die Reiche der Westgoten

und der Burgunder überwandten, indem sie den Thüringern und Alamannen ihre Selbständigkeit nahmen. Noch hatte die Historiographie dieser Epoche nur stammeln gelernt; unmöglich konnte sich den halbwissenden Geschichtsschreibern bei all ihrer Subjektivität schon der machiavellistische Gedanke aufdrängen, daß die Zeit sich zum Heile jene königlichen Unholde gebär. Und doch! Niemand anders als ein rücksichtsloser Tyrann, der kein Gewissen besaß und sich selber Gesetz war, konnte in dieser chaotischen Zeit die im Vordergrund des gesamten Lebens stehenden politischen Fragen lösen. Freilich, dieselbe Unbändigkeit, die das Geschlecht erhoben hatte, mußte es auch zugrunde richten. Das Wüten gegen das eigene Haus und gegen die eigene physische Kraft, Ruchlosigkeiten und Ausschweifungen führten zur völligen Entartung. Als geistig und körperlich entnernte Puppen eines Königs fristen die letzten Merowinger im verborgenen Dunkel des Harems ihr Leben. Nur gelegentlich auf dem Märzfelde sieht das Heer noch seine Scheinkönige im altertümlichen Schmucke der langen Locken auf dem Ochsenwagen einherfahren. Dieweil sank das Ansehen des Reiches. Auf der Pyrenäenhalbinsel begründeten die Westgotenkönige Leovigild und Rekkared ihre Monarchie. Die Avaren besetzten Ungarn, und ihre wilden Horden drangen raubend in das Reich. In der Poebene errichteten die Langobarden ihr Königtum. **U**nrecht aber wäre es, die Merowinger für den allgemeinen Zusammenbruch der stolzen Schöpfung Chlodwigs allein verantwortlich zu machen. Der tiefste Grund dafür liegt in den trostlosen sozialen Verhältnissen, in dem Aufstreben eines übermächtigen Besitz- und Amtsadels und einer demont-

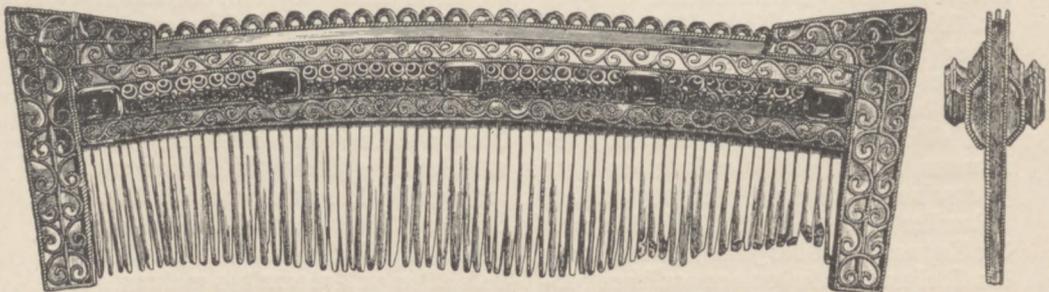


Abb. 23 · Kamm der Königin Theodelinde im Domschatz zu Monza \* \* \*

sprechenden Abnahme der Gemeinfreien. Die selbstsüchtigen Strebungen der Parteilänger des Königs und der Prätendenten und die Mißwirtschaft der von der Zentralregierung nicht mehr überwachten Gaubeamten, der Grafen, tragen die eigentliche Verantwortung für jenen Niedergang. Während sie für diese oder jene Partei zu ergreifen scheinen, kämpfen sie in Wirklichkeit schon um die Macht im Staate. Die geistliche wie die weltliche Aristokratie hat in den Fehden der Teilkönige die Schwäche der königlichen Macht und die Stärke der eigenen erkannt. Was Wunder, wenn da der alte genossenschaftliche Geist in diesen Kreisen wieder erwacht und sich gegen das Herrschaftsrecht des Königs durchzusetzen strebt. Der ungebändigte deutsche Individualgeist und sein Prinzip der freien Selbstverwaltung kehrt sich zum Unheil für die Einheit des Reiches gegen die überspannte Herrschaftsidee. Dem Merowingergeschlecht war es nicht gegeben, jene beiden Triebkräfte unseres nationalen Lebens: Einheit und Freiheit, zu zügeln und sie vereint in den Dienst des Wohles des Ganzen zu stellen. Drum ward der Untergang dieses Hauses zur Gewißheit und das Fortbestehen des fränkischen Reiches in Frage gestellt. Die letzte Vorkämpferin des Herrschaftsverbandes war die gewaltige und fürchterliche Brunichilde. Das sozial geknechtete Volk hat ihr das gedankt und ihr Bild in der Sage festgehalten. Ihr Widerstand konnte aber die schließliche Anerkennung der Selbständigkeit der Aristokratie nur aufhalten.

**A**us diesem Adel ragt namentlich nach dem frevelhaften Treiben der Regentinnen des Ostens und des Westens, der Fredegunde und der Brunichilde, der Major-domus hervor als Vormund oder leitender Minister des Königs. Ursprünglich war er der Meier, der oberste Leiter der königlichen Gutsverwaltung. Seine überragende Stellung verdankte er dem Umstande, daß er in der Lage war, das Königtum gegen die Aristokratie oder nach Belieben die Aristokratie gegen das Königtum auszuspielen. Dieses Amt wird in der Flucht der Erscheinungen dieser gärenden Zeit zum ruhenden Pole. Besonders bedenkliche Ergebnisse zeitigte diese große Gärung in den rechtsrheinischen Gebieten des Frankenreiches, in Austrasien. Hier festigten die Stammes-

herzoge ihre Macht. In deren Hand lag die Landesverwaltung, und zwar gab es in jedem rechtsrheinischen Stamm nur je einen Herzog. Ihren früheren Beamtencharakter hatten diese in den wirren Zeitläufen fast ganz abgestreift. Da ein solcher Herzog einem führenden und beliebten Geschlechte entnommen wurde, so konnte er sich eine Popularität erwerben, die dem Reichsgedanken gefährlich werden mußte. Schon im 7. Jahrhundert erhebt ein rechtsrheinischer Partikularismus das Haupt. **SS**

**S**o schien es, als ob der wieder der Zügel s bare germanische Individualgeist diesseits und jenseits des Rheines selbstzerfleischend sich ausleben sollte. Der Universalismus war eine Weile völlig zurückgedrängt. Aber dereinst hatten die Gräueltaten der Bürgerkriege der Triumvirn den Imperialismus der römischen Cäsaren gezeitigt, und später gebaren die Schrecken der französischen Revolution den korsischen Imperator. Zeiten eines maßlosen Egoismus bilden einen vortrefflichen Nährboden für die weltbürgerliche Humanitäts- und Friedensidee. Auf politischem und kirchlichem Gebiete stoßen wir am Ausgange der Merowingerzeit auf eine Strömung, die schließlich in einen weltlichen und kirchlichen Universalismus einmünden sollte. **SS**

**A**ls die slavische Flutwelle sich dräuend gegen die deutschen Kernlande wälzte, gewann bei einsichtigen austrasischen Großen der Gedanke an Kraft, daß die Sicherheit der einzelnen Stämme nur durch festeren Zusammenschluß aller dieser Völker und Teilvölker gewährleistet werden könne. Ein solcher Zusammenschluß war aber nur möglich durch die Wiederherstellung einer starken Regierungsgewalt. In dem Bestreben, diesem Einheitsgedanken zum Siege zu verhelfen, ist das Geschlecht der Karolinger erstarkt. **SSSSSS**

**D**ie Wiege dieses Geschlechtes, als dessen Stammvater man gewöhnlich den Bischof Arnulf von Metz und Pippin den Älteren bezeichnet, stand im Mosellande. Erst das Majordomat gab ihm seine Bedeutung. In den Kriegen der Hausmeier gegeneinander, die mit demselben leidenschaftlichen Ingrimme geführt wurden, wie früher die Bruderkriege der Merowinger, wuchs sein Ansehen und war fest begründet, seitdem Karl Martell nach dem Tode Pippins



Abb. 24 · Fächerkapsel der Königin Theodelinde im Domschatz zu Monza \* \* \* \* \*

sich im Kampfe mit der Witwe des Verstorbenen sein väterliches Erbe wieder erworben hatte. Sofort zog dann diese aus der Zeit des Sturmes und Dranges geborene und für diese geschaffene Kraftnatur des 'Hammers' das Band, welches die beiden Reichshälften umfing, wieder fester an. Den Absonderungstendenzen, die hüben und drüben in den Wirren sofort wieder lebendig geworden waren, steuerte Karl Martell kraftvoll und umsichtig. Der Einheitsgedanke erstarkte wieder, und das war notwendig; denn dräuend loderte schon an des Reiches Grenzen der islamitische Brand. Schon war das Land der Westgoten den Söhnen des Propheten zum Opfer gefallen. Auch die Bergriesen der Pyrenäen geboten den siegewohnten Arabern nicht Halt. Wenige Jahre zuvor hatte Byzanz einen ähnlichen Vorstoß dieser neuen Weltmacht des Südens auszuhalten. Gleichzeitig aber erstand der Zivilisation in Ost und West ein Vorkämpfer. Leo der Maurier schirmte Byzanz, Karl Martell siegte bei Tours und Poitiers. Dieses doppelte Ereignis hat die Gemüter der Zeit in Aufregung versetzt. Das Bewußtsein eines universalen Zusammenhanges wird sofort wieder lebendig, stärkt von nun an in dem führenden Reiche des Westens das Gefühl der Einheit einer zusammengehörenden Christenheit, erweckt dort die alten prophetischen Weltherrschaftsträume und schürzt so den Knoten der ergreifenden mittelalterlichen Tragödie. Seitdem ist die Geschichte des Abendlandes beherrscht von dem unendlichen Widerspruch zwischen jener theoretischen Einheitsidee und dem Selbstständigkeitsbewußtsein der Stammes- und Volksindividualitäten. S S S S S

Die weltgeschichtliche Bedeutung des Sieges Karl Martells wurde auch in Rom erkannt. Der Papst schickte dem Hausmeier die Schlüssel der Konfessio des Apostels und verleiht ihm den Titel, 'Konsul'

— Auszeichnungen ohne eine tiefere symbolische oder praktische Bedeutung. Immerhin hatten damit die weltgeschichtlichen Beziehungen zwischen dem Papst und dem fränkischen Königtum begonnen. Zunächst zwar wurden sie ernstlich in Frage gestellt durch die großen Säkularisationen von Kirchengut, welche Karl Martell in der Not vornehmen mußte. Es galt für ihn, gegen die Araber, welche auf ihren schnellen Pferden wie die Windsbraut einherstürmten, Reiterheere zu schaffen. Dieselben konnte nur der Großgrundbesitz stellen, der aber für seine Dienste entlohnt werden wollte. Da nun kein Königsgut mehr vorhanden war, griff man im Drange der Verhältnisse zum Kirchengut. Ein bescheidener Vorläufer Dantes aus der Schar des grollenden Klerus hat den Hausmeier deshalb in einer Vision in die Hölle versetzt. S S S S S S S S S

Trotzdem kann die Zeit Karl Martells als der Wendepunkt der abendländischen Kirchengeschichte bezeichnet werden. Es trat ein Stillstand in dem reißenden Niedergange des kirchlichen Lebens ein. Die alte Gottesstaatsidee bewies eben ihre sieghafte Kraft. Gerade in den Hoffnungen der gequälten und geknechteten Menschen im Frankenreiche fand sie einen vortrefflichen Nährboden. S So mannigfaltig auch die Verstrickungen der Sittenlosigkeit und Unkultur waren, die den papalen Gedanken diesseits und jenseits der Alpen fesselten, die Kurie hat jene große Idee auch in den dunkelsten Jahrhunderten nicht aus dem Auge verloren. Wie ein Prophet des Alten Bundes, lebend in der Gedankenwelt des auserwählten Volkes, hatte der große Gregor den kommenden Jahrhunderten jenes Ziel der alleinigen Führerschaft der Seelen, des unbestrittenen Königtums in dem allgemeinen Gottesstaate, gesteckt. Dieser Traum vom Reiche des göttlichen

Friedens erfüllte frühzeitig ernstere Gemüter im Frankenreiche. Die naive Frömmigkeit der merowingischen Epoche schied ja noch nicht zwischen der religiösen und der politischen Sphäre; sie erkannte nicht, daß zwischen dem germanischen Staatsgedanken und der nach Befreiung vom Staate, nach völliger Unabhängigkeit und nach Weltherrschaft strebenden kirchlichen Idee ein klaffender Gegensatz bestehe. So war es möglich, daß das Papsttum seit dem 7. Jahrhundert auf jenem Wege, den Gregor gewiesen, vorsichtig und schrittweise vorwärts kommen konnte. Vermochte es auch zunächst die Schatten der Barbarei von der ewigen Stadt nicht zu scheuchen, so war es ihm doch vergönnt, seit Gregor dem Großen infolge der byzantinischen Mißwirtschaft in Italien als einziger Beschützer der Unterdrückten und dadurch fast als wirklicher Regent aufzutreten. Er ist auf dem Wege, die führende Macht auf der Halbinsel zu werden. § § § § § § § §

**D**iese italienische Politik der Päpste stieß zunächst auf eine gleichgerichtete der Langobarden im Norden der Halbinsel. Das Papsttum, jetzt und später zu schwach, Italien zu einem Reiche zusammenzuschließen, sucht nun wie jetzt, so auch später, eine Einigung Italiens durch eine weltliche Vormacht zu verhindern. In seiner Bedrängnis durch jene Barbaren Italiens wendet sich das Papsttum an die Franken um Hilfe. Gregor der Große schon hatte das fränkische Königtum als das erste der Welt gefeiert. Pelagius II. dachte bereits daran, die Franken gegen die Langobarden auszuspielen. Die Durchführung dieser Absicht gab der Geschichte des Abendlandes die weltgeschichtliche Wendung. Die Verbindung zwischen dem universalen Gedanken der Kirche und der fränkischen Staatsidee sollte den Niedergang des kirchlichen wie des staatlichen Lebens aufhalten. Und dann konnte sofort die Befehrung der noch heidnischen deutschen Stämme beginnen, wodurch es Staat und Kirche wieder ermöglicht wurde, die mangelnden gesunden Lebenskräfte in erstaunlich kurzer Zeit zu ersetzen. § § § § § § § §

**N**och unter Karl Martell hatte Rom damit begonnen, die Früchte der Befehrung der Angelsachsen zu ernten.

Erfüllt von der christlich-lateinischen Weltbildung, sah die junge angelsächsische Christenheit in Rom ihr Haupt. Hier lebten die Gedanken und Ideen des großen Gregor fort. Von hier aus dringt der weltstaatliche kirchliche Gedanke mit seiner ganzen Macht in das Frankenreich ein. Sein tatgewaltiger Vertreter ist Winfrid-Bonifatius. § Der fränkische Hausmeier sah zunächst nur den Segen, den eine Reformation der Kirche für den Staatsgedanken haben müsse. Deshalb unterstützte er Winfrids Bestrebungen. Die mönchischen Missionare boten mit ihrer überlegenen geistlichen und weltlichen Kultur der fränkischen Herrschaft auch wirklich neue Stützen. Die Organisation der Kirche wurde von dem großen Angelsachsen zunächst in Deutschland durchgeführt. Zuvor grub er die letzten Wurzeln des Heidentums in Ostfranken, Hessen und Thüringen aus. Auch Bayern wurde dann in die allgemeine Neuordnung mit einbegriffen, und den Sonderbestrebungen des Stammes erstand seitdem in der von der Bedeutung der Einheitsidee durchdrungenen Geistlichkeit hier und anderswo in Germanien ein kräftiger Gegner. So schritt Bonifatius in Deutschland von Erfolg zu Erfolg. Das Geheimnis desselben liegt nicht zuletzt in seinem feinen Gefühle für die Interessen und Bedürfnisse der bäuerlichen Bevölkerung. Bonifatius war für Aufrasien nicht nur ein kirchlicher, sondern auch ein wirtschaftlicher Organisator. § Die kirchliche Zucht und Ordnung, die er hier begründen mußte, konnte er im Westreiche wieder erneuern. An den rechtlichen Verhältnissen, die sich hier zwischen Staat und Kirche auf der Grundlage des germanischen Staatsgedankens herausgebildet hatten, änderte seine reformatorische Tätigkeit nichts. Und doch führte er einen bedeutsamen Wandel herbei: die gereinigte und geeinigte Kirche wird durch ihn bestimmter, als das bisher der Fall war, der Gewalt des päpstlichen Stuhles unterstellt. Der Nachfolger Karl Martells, Pippin, der nach der Weltflucht seines Bruders Karlmann dem Reiche die alten Grenzen wiedergab, beanspruchte die unbeschränkte Herrschaft in der Kirche und will selbst der Leiter der Reform sein. Die treibende Kraft derselben war aber

der große Heilige ganz allein; er hat die Verbindung des Staates mit der Kirche und damit, wie die geschichtliche Entwicklung zeigen sollte, die Einigung des großfränkischen Reiches durch seinen unbeirrten und manchmal harten Willen, durch die Folgerichtigkeit und Kühnheit seiner Entschliefungen ermöglicht. Das Lebenswerk des Apostels der Deutschen war die Erhöhung der päpstlich hierarchischen Idee, die er nicht bloß um ihrer selbst willen, sondern vornehmlich zur Durchführung und Sicherstellung der kirchlichen Zucht und Ordnung erstrebte. Seit dem Wirken des genialen Heiligen wurde die Kirche in der Tat auch von den Franken als die von Gott gesetzte mystische Macht allgemeiner anerkannt. Bald sollte ihre rasch wieder erstarkte Autorität einen unerhörten Triumph erleben: den heiligsten Grundsatz des germanischen Staatsgedankens sollte sie unter Zustimmung des Volkes beugen. Mußte sie da nicht als die höchste moralische Autorität in der Welt erscheinen?

Die Chronisten erzählen, daß Pippin die meisterhaft stilisierte Frage an den Papst gerichtet habe, wegen der Könige im Frankenreiche, die zu dieser Zeit die königliche Gewalt nicht mehr haben, ob das gut sei oder nicht? Von den Langobarden bedrängt, begrüßte Papst Zacharias diese Annäherung der Franken, durch welche ein unhaltbar gewordener Zustand beseitigt und für die Ausübung der Regierungsgewalt die notwendige verfassungsmäßige Grundlage geschaffen werden sollte. Der Papst entschied, daß es nicht gut sei. Nur den Wert hatte das päpstliche Urteil für Pippin, daß es den Platz für erledigt erklärte, den er einnehmen wollte. Die Krone wurde ihm nicht vom Papste, sondern von den Franken übertragen. So betrachtete man die Sache in der nächsten Umgebung Pippins' (Hauck). 'Nach altem Brauche' wird Pippin dann 751 von der Reichsversammlung zu



Abb. 25 · Merowingische Münze von Rennes \* \* \*

Soissons zum Könige gewählt und darauf von Bonifatius nach alttestamentlichem Vorbilde gesalbt. Diese Heiligung des neuen König-

tums durch einen kirchlichen Akt sollte die letzten Bedenken wegen der mangelnden Legitimität beseitigen. Eine staatsrechtliche Bedeutung irgend welcher Art wohnt ihm nicht inne. Im Gegenteil! Das stolze Gefühl, daß das fränkische Schwert die Christenheit vor dem Islam gerettet habe, löste bei diesem Stamme das Gefühl aus, daß ihr Königtum seine Autorität direkt Gott verdanke. Stolz nennt sich der Frankenkönig wenig später 'Dei gratia rex Francorum.' Immerhin aber mußte auch diese äußerliche Mitwirkung des Papstes beim Uebergange des Königiums auf die Karolinger das Ansehen der Kirche erhöhen. SSSSSSS

Rasch entwickelten sich die Beziehungen zwischen den beiden höchsten Spitzen der Christenheit weiter. Sie erhielten das Gepräge durch ein merkwürdiges Erstarken der universalen Vorstellungen. Auf fränkischer Seite drängte der lebendige religiöse Gedanke dahin, die Grenzen des Reiches zur Aufnahme einer allgemeinen Christenheit immer mehr auszuweiten. Die Gottesstaatsidee gibt dem Reichsgedanken die namentlich unter dem großen Karl hervortretende expansive Tendenz. Auf kirchlicher Seite aber erheben altnationale römische Auffassungen wieder lecker das Haupt. Die niemals ganz aufgegebenen Vorstellungen von den ewigen Souveränitätsrechten Roms und von der einzigen zentralen Rechtssubjektivität des römischen Volkes drängen sich vor. Die Päpste selbst stehen im Banne dieser Ideen, wenn sie in den Tagen Pippins mit sonderbarer Betonung immer wieder von ihrem römischen Volke, von ihrer römischen res publica und deren Restitutionsansprüchen reden. Die kirchliche, politische und wirtschaftliche Entwicklung hatte die Päpste als die tatsächlichen Leiter an die Spitze des römischen Dukates gebracht. Das war bedeutsam; denn der große universale Zusammenhang, von dem alle Geister wieder träumten, war ohne die ewige, geheiligte Roma undenkbar. Nicht nur in den selbstbewußten Ueberzeugungen der Nationalrömer, sondern auch in der ganzen christlich-romaniischen Welt des Westens war der Glaube niemals völlig untergegangen, daß das römische Reich bis ans Ende der Tage bestehen solle. Die heterodoxen Inhaber des oströmischen Imperiums

Konnten unmöglich allein diesen Gottesstaat des alleinseligmachenden Glaubens vertreten. Schon das gibt der Vorstellung vom Fortbestande auch des weströmischen Imperiums neue Kraft. Was Wunder, wenn da in den Päpsten der Gedanke Leben gewann, als Herren der Stadt Rom und als Statthalter Christi sich als Rechtsnachfolger der Kaiser des Westens zu betrachten. Gewiß war das eine Fiktion, aber eine Fiktion, aus der man für die Weltstellung des Papsttums und für die Propaganda des Glaubens Nutzen ziehen, aus der man aber auch immer wieder weltliche Ansprüche herleiten konnte. Auch ließ sich diese Fiktion vortrefflich als wirksames Verteidigungsmittel gegen die langobardischen Gelüste nach der Hegemonie in Italien, ja, selbst gegen die fränkische Vormacht ins Feld führen, wenn diese etwa den weltlichen Besitz der Kirche antasten würde. In der sogenannten Schenkung Konstantins sollte wenig später jenes gewagte staatsrechtliche Konstruieren seinen Höhepunkt erreichen. Der Fälscher dieses Dokumentes — wenn man den Mann, der die schon lange an der Kurie herrschenden Auffassungen niederschrieb, so bezeichnen darf — will wörtlich verstanden sein. Der ganze Westen wird danach von Konstantin den Hoheitsrechten des Papstes unterstellt. Damit war das Programm des kirchlichen Romanismus entworfen. Natürlich geht die päpstliche Politik nicht sofort auf das Ganze. Man begnügt sich zunächst damit, die päpstlichen Ansprüche auf die mittellitalienische Provinz Italien, und zwar in den Grenzen, welche sie vor den Eroberungen Liutprands hatte, durch vorgebliche Besitztitel des heiligen Petrus an die Stelle der kaiserlichen zu setzen. Noch tritt der Papst dabei in der Rolle des Bittenden auf. Bei einer Zusammenkunft Stephans II. mit König Pippin zu Ponthion (Januar 754) ersleht der Papst Hilfe gegen seinen Bedränger, den Langobarden Aistulf, und zugleich bittet er um den Schutz der Gerechtfame des heiligen Petrus in der Form und in dem Umfange, wie ihn bisher der byzantinische Exarch in Italien ausgeübt hatte. Der König willfahrt. In der bald darauf zu Quierzy ausgestellten ‚Gründungsurkunde des Kirchenstaates‘ verspricht er, diese Gerechtfame wiederherzustellen. S S S S S S

Diese verschwommenen staatsrechtlichen Konstruktionen, mit denen zunächst



Abb. 26. Merowingische Münze der Kirche von Limoges

das neue Gebilde des Kirchenstaates legitimiert wird, haben ihre Wurzeln im Ueberirdischen. Nicht der demütig schutzfliehende, der Oberhoheit von Byzanz unterstehende Papst, sondern der heilige Petrus bittet um die Rückerstattung seines Besitztums. Dieser heilige überträgt dem Frankenkönig mit dem Titel des früheren Inhabers der oströmischen Regierung in Italien, des ‚patricius‘, auch die Schutzpflicht seiner Gerechtfame. Ja, bei der Salbung Pippins und seiner Söhne durch den Papst erscheint schon der Apostel als der mystische Spender der irdischen Gewalt. Bei dieser Betonung des religiösen Charakters der staatskirchlichen Beziehungen mußten die rechtlichen Verhältnisse verschwommen bleiben und eine endgültige Klärung heischen. Tatsächlich ist der Papst nach der Anerkennung seiner territorialen Ansprüche Landesherr. Aber er hat sich dem Frankenkönige kommentiert und ihm mit seinem Volke Treue gelobt. So ist seine Souveränität von vornherein namentlich nach außen hin beschränkt.

Während dieser weltgeschichtlichen Entwicklungen auf italienischer Erde hatte Pippin den Arabern Septimanie abgenommen. Wiederholt versuchte er auch die Grenzen gegen die allzu unruhigen Sachsen zu schützen. Auch die Unterwerfung abhängiger oder doch lose mit dem Reiche verbundener Herzogtümer hat er durchzusetzen versucht. Das aufständische Aquitanien konnte er wieder ans Reich bringen. Bayern dagegen verharrte in seinem Sonderdasein und sah unter Tassilo einen kulturellen Aufschwung. S S S S S S S S S S

Am 24. September 768 ist Pippin gestorben. Das kraftvolle Geschlecht der Karolinger hatte namentlich in diesem Vertreter die Schöpfung Chlodwigs vor dem drohenden Untergange bewahrt. Der großen, durch die sozialen Verhältnisse hervorgerufenen Krisis des Frankenreiches vermochte Pippin dadurch die Spitze zu bieten,

daß er die durch die allgemeine Reform gekräftigte kirchliche Aristokratie gegen den ungebärdigen Laienadel benutzte. Als Pippin die Augen schloß, waren dem größeren Sohne die Machtmittel geschaffen, mit denen er an die Lösung der großen Reichsaufgaben herantreten konnte. Auch diese Aufgaben waren Karl schon durch die Politik seines Vaters vorgezeichnet: Befriedung der Sachsen, Unterwerfung der Herzogtümer, endgültige Regelung der kirchlichen und damit zugleich der italienischen Frage.

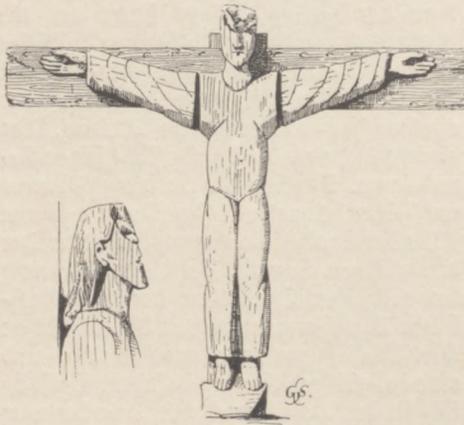


Abb. 27 · Ein Kreuzifix aus Karolingischer Zeit

### 3. Die geistige Mitgift der Germanen und der römische Kultur- einfluß

**D**rei Kulturen stehen sich in der Merowingerzeit gegenüber: die von Byzanz, die des Islam und die des Abendlandes. Die bunte Völkermischung des oströmischen Reiches hat den wirksamsten Bestandteil des antiken Romanismus, den Staatsgedanken, als das die Völker zusammenschweißende Prinzip übernommen. Wohl besaß der Romanismus die Kraft, im Osten eine Staatseinheit zu begründen; aber die verschiedenen, im Rahmen des Reiches zusammengeschlossenen Volksindividualitäten vermochte er nicht zu tilgen. Es erhielt sich hier unter der Herrschaft des Romanismus noch ein Rest von individuellem Leben, der stark genug war, um eine völlige Ver-

wilderung der geistigen Kultur zu verhindern, der aber zu schwach war, um diese Kultur schöpferisch zur Höhe der Antike zurückzuführen. Mit den Männern von Alexandria hätten sich die Literaten der byzantinischen Kultur wohl verständigen können, aber nicht mit den deutschen Humanisten. Erst der Individualgeist des Westens konnte das nach dem Zusammenbruche von Byzanz hinübergerettete Erbe zur Grundlage einer neuen Geisteskultur machen. S S S

**E**in ganz anderes Bild bietet die Kultur des Islam. In dem Weltreiche, das die Söhne des Propheten zu begründen strebten, wurzelten Politik, Religion und Kultur im Volkstum. Deshalb erreichten hier Literatur, Wissenschaft und Kunst in erstaunlich kurzer Zeit, geleitet von den großen Gedanken des hellenischen Geisteslebens, eine hohe Blüte. Weitere Kreise lasen in arabischen Uebersetzungen die Werke eines Aristoteles, Ptolemäus, Euklid, Galenus. So wurden diese Geisteskräfte nutzbar und fruchtbar für das Leben. Die Wissenschaft erhob sich zu schöpferischen Leistungen, namentlich auf philosophischem und mathematischem Gebiete. In innigster Fühlung mit den wirksamen Kräften des Volkslebens, insbesondere mit der durchaus volksmäßigen Religion, ward die Kultur zu einem köstlichen Eigenbesitz. S S S S S S S S S

**W**ieder anders lagen die Dinge im westeuropäischen Kulturkreise. Jenes die Nationen erdrückende Prinzip hatte mit seinen Polypenarmen Italien und die römischen Provinzen ergriffen. Wo das Volkstum vernichtet ward, hebt ein trostloser Verfall der Geisteskultur an. Nach der Zerstümmerung der Weltmacht erhielt sich jenes Prinzip, und ein geistlicher Cäsar sucht die Reste des Römernamens zu jener sonderbaren Romania zusammenzuhalten, von der Orosius spricht, und die da berufen sein sollte, ein neues, vergeistigtes Imperium Romanum darzustellen, das nicht an räumliche und zeitliche Grenzen gebunden werden durfte. Die Idee war groß gedacht; aber wenn sie auf der einen Seite sich in Himmelsfernen verlor, war sie auf der anderen durch frühzeitig eindringende altrömische nationale Elemente allzusehr an das Irdische gebannt. Das zu starke Vordringen dieser weltlichen Seite hat vielfach dem heiligen Gedanken der Kirche seine erzieh-

erische Aufgabe erschwert und die Entfaltung eines völkischen Sonderlebens mit innerer Religiosität und lebendiger Kultur verlangsamt — aber niemals verhindert. Der religiöse Gedanke mit seinem unerschöpflichen inneren Reichtum hat auch in den Zeiten der Verstrickungen mit zäher Geduld an der Bändigung jenes zügellosen Individualgeistes gearbeitet, der zuerst die germanische Völkerwelt leidenschaftlich bewegt und dann auch in den Romanen wirksam wird; er hat die Reste der Barbarei beseitigt und dem mittelalterlichen Menschen die für das staatliche und geistige Leben notwendigen gesellschaftlichen Tugenden anezogen. Gegen Ende des Mittelalters scheint der also gewandelte Naturfaktor des mittelalterlichen Lebens Fleisch und Blut angenommen zu haben in dem lebenswürdigen Heiligen von Assisi, mit dem die unendlich persönliche, unendlich bewegte und unendlich schöpferische *Vita nuova* des abendländischen Geisteslebens beginnt. **S** Die großartige Natur, in welcher das germanische Volk seine Jugendzeit verlebte, hat in ihm das starke Persönlichkeitsbewußtsein großgezogen. Das Meer, das bald schimmernd und flimmernd unendliche Größe widerspiegelt, das bald in seinen Tiefen sich aufwühlend unbändige Kräfte offenbart, der Wald, der oft mit geheimnisvollem Raunen und Rauschen des Menschen Sinn umfängt, der oft wieder mit fürchterlichem Krachen den starken Odem der Gottheit ahnen läßt — beide haben die Volksart unserer Urväter formen helfen. Zwiespältig wie die Natur, die ihn umgibt, ist auch der Charakter der Germanen. Das Leben mit der Natur hat ihn hier verinnerlicht, dort wieder verhärtet. Die gemütvollste Seite seines Wesens offenbart sich am reinsten in seinem tiefsinnigen, von großartiger Poesie umwobenen Götterglauben. Das germanische Naturgefühl hat frühzeitig den durch die Majestät des Todes geweckten Glauben an das Fortleben der Seele mächtig beeinflusst. Die Seelen der Verstorbenen leben fort in den heiligen Gewässern, in den gottgeweihten Hainen. Die ganze Natur wird beseelt. Und jene unendlichen Gewalten, die das Meer aufwühlen und den Wald erschauern machen, wandeln sich zu Gottheiten, welche allmählich zu Trägern sitt-

licher Ideale werden. Im Sturme fährt Wodan, der Führer der Seelen der Verstorbenen, mit seinem wilden Heere dahin, in dräuende Gewitterwolken hüllt sich Donar. Am rauschenden Quell, im Dunkel des Waldes, auf ragendem Felsblock opfert der Germane mit ahnungsvoller Scheu diesen personifizierten und vergeistigten Naturgewalten. Aber die Allmacht dieser Götter, die das Menschliche und Allzumenschliche des deutschen Charakters — freilich ins Großartige gesteigert — wieder spiegeln, ist beschränkt. Mit der Naivität der Jugend sich in das unendliche Geheimnis der Natur versenkend, grübelt der Germane über das ewige Mysterium des Werdens und Vergehens. Und da erhebt sich über Götter, Menschen und Natur das eherne Schicksal, dem sich alles beugen muß. **D**ie religiöse Vorstellungswelt unserer Vorfahren offenbart einen ausgesprochenen idealistischen und gemütvollen Grundzug, der auch sonst dem Charakter des Germanen das auffallende Gepräge gibt und namentlich in seinem Familienleben die gemütvollste Seite so stark hervortreten läßt. Wohl waren dem selbtherrlichen Manne von dem Gesetze unfreie Knechtsweiber neben der rechtmäßigen Frau gestattet, wohl erhielt sich die barbarische Auffassung von der unbeschränkten Gewalt des Familienoberhauptes über Frau, Kinder und Knechte. Aber derselbe Mann, der für sich das Recht verlangte, seine Frau gegebenenfalls töten oder verkaufen zu dürfen, der ihr rücksichtslos die schwerste Last im Kampfe ums Dasein auf die schwächeren Schultern legte, der dem Weibe keine Rechts selbständigkeit zusprach, der von seiner Gattin unbedingte Treue verlangte, ohne aber die Pflicht anzuerkennen, diese zu erwidern, beugt sich der Würde des Weibes. Die Deutschen, so sagt Tacitus, „legen den Frauen etwas Ehrfurchtgebietendes und Vorausschauendes bei und verschmähen weder ihren Rat, noch vernachlässigen sie ihre Zukunftsprüche.“ Derselbe scharfsichtige Berichterstatter schreibt: „Ihre Nähe in der Schlacht ist den Germanen wie Weihe, ihr Lob das höchste; ihren Müttern, ihren Frauen zeigen sie die erhaltenen Wunden, und diese haben keine Scheu, nachzusehen, wie viele es sind und wie schwer; sie tragen

den kämpfenden Speiße und Aufmunterung ins Gefecht.' Der nordische Barbar erkennt bereits im Weibe die verständnisvolle Gefährtin seines inneren Lebens, und die germanische Frau wieder ist stolz und glücklich, wenn sie zum Schirmherrn des häuslichen Herdes, zum einflußreichen Berater in der Volksgemeinde, zum Helden im männermordenden Kampfe emporblicken darf. SSSSSSSSS

Indes treten diese weichen Seiten am Charakterbilde unserer Ahnen nur zu oft völlig hinter jene rauhen Eigenschaften zurück, welche der Kampf mit der ungebärdigen Natur in ihnen notwendig entwickeln mußte. Derselbe Mann, der so zart empfinden konnte, wallte leicht auf in blindwütigem Zorne. Derselbe Mann, in dem die Natur den Sinn für das Höhere weckte, der alles und jedes mit würdigem Ernste durchgeistigt und philosophisch zu erkennen sucht, wird, überwältigt von den Geheimnissen der Außenwelt, leicht zum Grübler, und der Grübler wieder neigt zur Schwerfälligkeit und zur Rechthaberei. Derselbe Mann, der gleichzeitig, wie Tacitus verwundert berichtet, 'die Ruhe haßt und die Untätigkeit liebt', ist erfüllt von ungestümer Kampfesfreudigkeit. Die Natur hat ihn zum Krieger erzogen. Unter dem rauhen Himmel und bei seiner höchst einfachen Lebensweise haben sich Körper und Seele gehärtet. Seltsam genug ist die überall hervortretende Zwiespältigkeit des Wesens unserer Vorfahren. Die ungestüme Wildheit jener Krieger, die halbnackt vorwärtsstürmten, ohne besonnen des Kampfes Ausichten abzuwägen, macht allzu leicht, wenn der erste Vorstoß mißlingt, einer lähmenden Bestürzung Plaz. Ins 'Elend' geführt, wird der freie Germane erstaunlich schnell zum dumpf gehorchenden Sklaven. Wiederrum die Natur, die den deutschen Menschen so lange auf sich selbst stellte, hat bei ihm eine maßlose Selbstsucht ausgebildet. Der Egoismus gibt dem Naturkinde seinen grenzenlosen Eigenwillen und seinen unbändigen Freiheitsinn, seine Selbstherrlichkeit, mit ins Leben. 'Germanen gehorchen keinem Befehl, keiner Leitung, sondern handeln durchaus nach eigener Willkür', meint schon Tacitus. Indes, Treue, Ordnungsgeist und ein ausgespro-

chener Sinn für genossenschaftliche Bildungen haben dem deutschen Individualgeiste Zügel angelegt. Völlig unterdrückt aber wurde er niemals. Gewiß, der einzelne verschwindet im Staate, er geht in der Sippe auf; das Handeln des deutschen Menschen nimmt den Charakter des Herdenmäßigen an: in der Lockerheit der wirtschaftlichen, sozialen und staatlichen Zustände aber läßt sich das Fortwirken jenes deutschen Naturfaktors erkennen. Zweifellos ist in der Frühzeit, das Individuum an den Willen und an die Gebräuche der einzelnen Verbände gefesselt, in welchen es sich bewegt, des Geschlechtes, der wirtschaftlichen und politischen Verbände, beziehungsweise des Verbandes der Gefolgschaft' (Brunner), und diese Tatsache charakterisiert auch das altgermanische Recht. Die Gesamtheit der freien Rechtsgenossen stellt aber doch nur die Tatsache der Schuld fest und ahndet selbst den Friedensstörer nicht. Der Rechtsbruch wird vielmehr durch Selbstrecht, durch anerkannte Fehde gesühnt. Und nehmen nicht diese genossenschaftlichen Bildungen der primitivsten und der fortgeschritteneren Art, denen der Germane sich verpflichtet fühlt, und die ihm verpflichtet sind, von Anbeginn an einen persönlichen Charakter an, werden sie nicht gewissermaßen selbst zur Individualität? Auch die typische Charaktereigenschaft der Treue, die in jenem genossenschaftlichen Leben häufig so bestimmend hervortritt, verleugnet nie, daß sie aus dem deutschen Individualgeiste geboren ist. Wohl gibt sie dem noch lange Zeit lockeren Gefüge kleinerer und größerer Masseneinheiten eine gewisse Festigkeit, zugleich aber ist es die Treue zum Gefolgsheer, welche die einzelnen so häufig von der Gesamtheit losreißt oder den Grund zu Sonderbildungen innerhalb des demokratischen Ganzen legt. Im Dienste römischer Cäsaren kämpften germanische Gefolgsleute gegen Stammesgenossen; die Führer größerer Gefolge erwerben sich in der Gesamtgemeinde eine überragende Stellung, und ihr nach Rangstufen gegliedertes Gefolge bereitet den Lehnsstaat des Mittelalters vor. S Der starke germanische Assoziationsgeist hat über die Sippe hinaus durch weitere Ausdehnung der Bundesgenossenschaft die inneren Friedenszwek-

ken dienende Hundertschaft und darüber hinaus den ersten primitiven germanischen Völkerschaftsstaat geschaffen. Dieser stellt aber doch schließlich nur eine Genossenschaft mit gegenseitiger Treupflicht dar. Die durch freien Zusammenschluß gebildete Völkerschaft ist bereits stark genug, demokratische und militärische Einrichtungen zu schaffen. Und diese unterbinden bereits auch den Eigenwillen des einzelnen, indem sie dem Rechte der Teilnahme an der souveränen Volksversammlung, welche zugleich Heeresmusterung ist, die Pflicht der Teilnahme an derselben und der Waffenführung gegenüberstellt. Nicht aber ist die demokratisch gedachte Völkerschaft imstande,

der begonnenen Bildung sozialer Schichtungen, wie sie sich frühzeitig in Königtum, Prinzipat, Adel und Befolge offenbaren, Inhalt zu gebieten; noch weniger besitzt sie die Kraft, ein starkes Einheitsgefühl zu erzeugen. Nach wie vor besteht die germanische Neigung zur Vereinzelung, zur Absonderung; nach wie vor drängt und schiebt jener mit der

unzureichenden, halb-nomadischen Bewirtschaftung zusammenhängende Wandertrieb. Eine wirkliche Zentralgewalt, die dem lockeren staatlichen Leben eine größere Festigkeit verlieh, schuf erst die Zeit und die Not der großen Wanderung und dann der nach derselben wahrzunehmende Fortschritt der wirtschaftlichen Kultur.

Die zentrale Bedeutung der germanischen Religion für das gesamte Leben unserer Vorfahren mußte, wenn irgendwo, in der Dichtung unserer Stammväter hervortreten. Leider ist nur dürftige Kunde von dem Reichtum hymnologischer Gesänge, von den machtvollen sakralen Liedern, die von der Götter und der Menschen Werden sagten, auf uns gelangt. Wir wissen nur, daß sich aus den Totenklagen häufig balladenartige Gesänge gestalteten; wir können nur

schließen, daß die älteste germanische Epik aus dem geschichtlichen Leben Stoffe und Leben gewann; wir sehen nur, wie das von Mund zu Mund gehende Lied der Träger der ältesten Tradition ist. Auch von Wettgesängen, Spottliedern, von Rätselraten hören wir. Die strengen, uralten Maße des Verses, die volltönenden Stabreime, die altertümliche Häufung formelhafter Wendungen entsprachen dem Ernste der frühesten germanischen Dichtung. Dieses volksmäßige dichterische Schaffen hat kein gleichartiger Sänger durch die Schrift für uns Spätgeborene festgehalten. Erst im zweiten nachchristlichen Jahrhundert lernte die germanische Welt, wohl durch Ver-

mittlung der Gallier, die römischen Majuskelsbuchstaben kennen. Unter dem Einflusse der Holztechnik hat sie diese alsbald zu der edigen Runenschrift, für die das Holz den Schreibstoff liefern mußte, umgestaltet. Zunächst freilich waren es wenige, welche diese seltsamen Zeichen als Schriftzeichen benutzten; den meisten waren jene edigen Figuren wirksame

Zauberrunen. Von einer Schreibkunst kann man bei den Germanen erst seit dem 4. Jahrhundert reden. Die Kunst der germanischen Urzeit erhebt sich nicht weit über das rein Technische. Im Ornament offenbart sich eine eigene Note germanischen Formgefühles. Höhere Vollendung erreichen durch den Sinn des Germanen für Rhythmus nur Musik und Tanz.

Die junge germanische Bauernkultur, die überall den Charakter des Einfachen und Ursprünglichen erkennen läßt, geriet nun in Berührung mit der überfeinerten, greisenhaften Kultur der antiken Welt. Jene germanischen Stämme, die in das alte römische Kulturland eindrangten, wurden von der universalen Kultur umstrickt und vernichtet. Anders aber lagen die Dinge bei den kerndeutschen Stämmen, deren Wander-

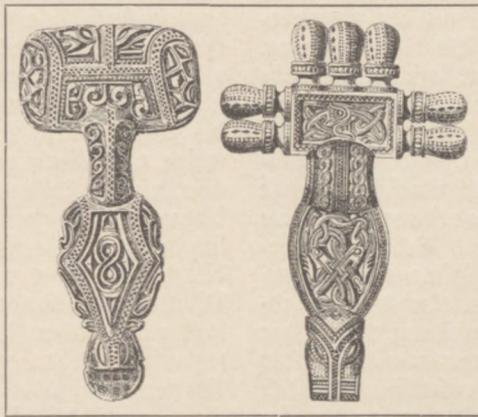


Abb. 28 · Fibeln aus fränkisch-alemannischen Gräbern

trieb der römische Grenzwall eine Schranke gesetzt hatte, und die sich so zur Sekshaftigkeit gezwungen sahen. Durch den regen Grenz- und Handelsverkehr strahlte die alte Kultur freilich ihre Wirkungen bis tief in das innere Germanien hinaus. Doch handelte es sich in der Hauptsache nur um äußerliche Beeinflussungen. Der völkische Individualgeist dieser barbarischen Welt erwies sich sofort als kraftvoller Gegner jenes gleichmachenden universalen Prinzips. ¶ Wieder anders waren die Verhältnisse bei den Franken geartet. Sie dehnen sich auf dem alten römischen Kulturboden Galliens aus, erhalten aber zugleich den Zusammenhang mit ihren alten kerndeutschen Stammländern aufrecht und stellen neue Zusammenhänge mit der innergermanischen Welt her. Die Ausgestaltung, welche die staatlichen und sozialen, die kirchlichen und geistigen Verhältnisse im Merowingerreiche durch den hochbegabten fränkischen Stamm erhielten, sollte zur Grundlage der gesamten mittelalterlichen Kultur werden. In dieser Ausgestaltung offenbarte sich das Zusammen- und Nebeneinanderwirken des römischen Kultur- und des germanischen Naturfaktors. Nach dem Grundgesetze der Kulturentwicklung mußte der Einfluß der überlegenen fremden Kultur auf materiellem und rechtlichem Gebiete vorherrschen, aber auf dem weiten Gebiete des geistigen Lebens zurücktreten. Freilich war der römische Einfluß auf die äußere Lebenshaltung im eigentlichen Germanien noch lange Zeit recht unbedeutend. Wesentlich veränderte sich das Bild des deutschen Lebens aber auf dem altrömischen Kulturboden durch größere Gewöhnung an städtisches Leben und damit durch allgemeinere Bevorzugung der festen römischen Steinbauten. Daß man den Steinbau den Römern verdankt, zeigen schon die Lehnworte: Ziegel, Kalk, Mörtel, Pforte, Speicher, Keller, Turm, Fenster, Straße, Pflaster und andere. Freilich, östlich des Rheines erhebt sich noch lange das altgermanische Holzhaus. Nur entwickelten sich jetzt in den Stammesgebieten ganz bestimmte charakteristische Haustypen. ¶ Im allgemeinen wurde das alte einfache Leben der Germanen auch jenseits des Rheins durch römische Einwirkungen erst ganz allmählich verfälscht, wenn man hier auch

frühzeitig unverkennbare Vorzüge der römischen Lebenshaltung, der technischen Herstellung von Hausgeräten und dergleichen, sich anzueignen strebte. ¶ Bei den breiteren Massen blieb diesseits wie jenseits der Vogesen die Ehe das altheilige Fundament des Familienlebens; nur gewinnt dieselbe in merowingischer Zeit die Bedeutung eines familienrechtlichen Aktes. Die allgemeine sittliche Verwilderung, die unter Chlodwigs Nachfolgern immer trostloser werden sollte, hat naturgemäß auch die altgepriesene Keuschheit der Franken in Gallien und die Reinheit ihrer Ehe untergraben. ¶ Bedeutamer trat von Anbeginn an bei den sozialen Schichtungen des werdenden fränkischen Großstaates der römische Einfluß hervor. Auch die anscheinend so ausgesprochene demokratische Urzeit unseres Volkes wies schon tiefer greifende soziale Unterschiede auf. Den Kern des Volkes bildeten die Freien, denen nach unten hin die Unfreien, nach oben hin die Aristokraten gegenüberstanden. Auf den Schultern der Knechte, die man im Kriege erbeutete und deren Zahl sich durch unfreie Geburten mehrte, ruhte die Hauptlast der wirtschaftlichen Arbeit. Die Adeligen bildeten keinen Geburtsstand, sondern erwarben sich die Bedeutung einer sozial höherstehenden Schicht, einmal durch Waffenruhm, sodann durch die Zahl ihres Gefolges und schließlich durch einen großen Besitz von Vieh. Je mehr sich sodann aber Franken und Romanen auf gallischem Boden zu einer wirtschaftlichen Interessengemeinschaft zusammenschlossen, um so mehr bürgerten sich die römisch-sozialen Gliederungen ein, die eine völlige innere Auflösung des schon in der Urzeit durchbrochenen kommunistischen Prinzips bedeuteten. In dieser merowingischen Epoche bildete sich erst nach römischem Muster ein Privateigentum am Boden heraus. Dem römischen Großgrundbesitze zur Seite trat ein germanischer. Zu dem Besitzadel dieser Großgrundherrschaft gesellte sich ein Dienstadel der Beamten und Geistlichen, der reich mit Königsgut ausgestattet wurde. Dieser neue Adel brauchte Arbeitskräfte für die Bewirtschaftung. Dazu dienten die Unfreien, die Freigelassenen und Halbfreien, die man im römischen Gallien vorfand, und sodann auch die abhängigen Freien. Der früher so schroffe Unterschied zwischen frei und unfrei verlor immer



anderwärts fehlende Rohmaterial zur lohnenden, gewerbsmäßigen Arbeit reizte. So gibt das reiche Vorkommen guten Tones den Anlaß zum Töpfereigewerbe, und bei den Friesen mit ihren großen Schafherden konnte die Weberei in kurzer Zeit sich zu großer Blüte entwickeln. Andere neue Gewerbe schuf direkt der römische Einfluß: so das des Maurers, des Schlossers, des Glasers.

Der Handel mit Rom reicht bis in die germanische Urzeit zurück. Viele Lehnworte wie Sack, Kiste, Flasche, Schrein, Korb erinnern an diese Handelsbeziehungen. Brachten die Römer den Barbaren des Nordens das, was zu einer höheren Lebenshaltung diente, so gaben diese wieder Felle, Pelze, Daunen, Bernstein, Frauenhaar und -- Menschen. Gewiß weitete hier und auch sonst der römische Einfluß die Grenzen der Kleinbäuerlichen Verhältnisse; alles beginnt eine Entwicklung zum Großen hin. Nicht zu verkennen ist bei alledem doch die germanische Grundlage dieser jungen wirtschaftlichen Kultur. In dieser ist die altgermanische Naturalwirtschaft noch vorherrschend. Wohl besitzt das Geld einen Rechnungswert, aber das eigentliche Zahlungsmittel ist das Vieh. Daß in nicht zu ferner Zeit aber das Geld die alte Naturalwirtschaft durchbrechen wußte, war gewiß.

Die im wirtschaftlichen Leben noch durch die Naturalwirtschaft zurückgehaltene, aber ganz leise sich ankündende Expansionskraft der Germanen nimmt auf dem Gebiete der staatlichen Neubildung sehr schnell im fränkischen Großstaate riesige Formen an. Das primitive Königtum der vorangegangenen Entwicklungs-  
 epoche sieht sich plötzlich vor die Riesenaufgabe gestellt, den alten Zusammenhang zwischen König und Stamm zu lösen und nicht nur über einen oder mehrere Stämme, sondern gleich über ein Weltreich zu herrschen, das Germanen und Romanen umfaßte. Mit großartiger Gestaltungskraft hat das Königtum sich selbst zum einzigen Mittelpunkt des staatlichen Lebens gemacht. Die Souveränität

der Volksgemeinde geht schon nach Chlodwig völlig verloren. Nur zu einer Heerschau, dem sogenannten Märzfelde, versammeln sich später noch die Volksgenossen. Für diesen Wegfall der Vertretung des Gesamtvolkes bildeten die Versammlungen der Großen, die der König zur Beratung berief, keinen genügenden Ersatz. Für die ausgehende Merowingerzeit freilich wurden diese Hofstage von Bedeutung. Als nämlich die merowingischen Könige einer Autokratie zustrebten und die letzten Reste der Volksgemeinde zu vernichten gedachten, wurden jene Versammlungen der Großen die Mittelpunkt einer Opposition, welche das Königtum bald aus seiner leitenden Stellung verdrängen sollte. Aus römischen und germanischen Elementen wunderbar gemischt gestaltet der fränkische König sein Königsrecht. Der König vertritt sein Volk allein dem Auslande gegenüber; ihm untersteht das gesamte Heerwesen. Der strafrechtlich unverantwortliche Monarch gebietet den Königfrieden und schützt diesen mit dem Königsbanne. Er hat dem Volke die Gerichtshoheit genommen, ihm gehört der Fiskus, das Kron- oder Staatsgut; er übt die Münzhohheit aus und ist im Besitze der Kirchenhoheit; er hat das Recht, die Treupflicht von seinen Untertanen zu fordern. Doch das wichtigste Recht eines absoluten Gesetzgebers geht ihm ab: das Recht der Gesetzgebung. Das alte Recht ist für ihn bindend, und ein neues kann er nach eigenem Ermessen nicht schaffen. Römischer Einfluß tritt namentlich in der Amtshoheit des Königs deutlich hervor: er ernennt die Beamten und ihm allein sind diese verant-

wortlich. Der Hof mit seinen wechselnden Residenzen ist der Mittelpunkt der Verwaltung. Ihn umgibt ein Beamtentum, das sich teils aus der altgermanischen Hausdienerschaft entwickelte, teils aber auch nach römischem Vorbilde geschaffen wurde. Der Vorsteher des königlichen Haushaltes, der Hausmeier (Major-domus), der Altknecht (Seneschall), der Mährenschalk (Marschall), der Schatzmeister, der Schenk steigen



Abb. 30. Gürtelschnalle aus merowingischer Zeit \*~\*~\*~\*

zu wichtigen Staatsämtern empor. Daneben haben wir im Referendarius den Vorsteher der königlichen Kanzlei und im Pfalzgrafen den leitenden Beamten für das Königsgericht. ¶ In der ausgehenden Merowingerzeit sehen wir das Reich in Grafschaften gegliedert; in seinem Bezirke, dessen Grenzen sich meistens mit den Grenzen des Gaues der alten Völkerschaft decken, vereinigt ein Graf, der eigentliche Provinzialbeamte, in seiner Hand die militärische und die Zivilgewalt und übt im Namen des Königs dessen Hoheitsrechte aus. Zwischen dem König und den Grafen finden wir stellenweise den Herzog, dem wohl aus militärischen Erwägungen mehrere Grafschaften unterstellt wurden. Dieses Amtsherzogtum hat mit dem späteren Stammesherzogtum nichts gemein. ¶ ¶ ¶ ¶ Germanische und römische Auffassungen haben bei der Bildung dieses merowingischen Königiums mitgewirkt; der germanische Einschlag aber erwies sich als der vorherrschende. Der König ist nämlich kein Staatsbeamter, sondern der Staat ist ein teilbares Eigentum des Königs; Königsgut und Staatsgut fallen ebenso zusammen wie Hofbeamte und Staatsbeamte. Der Gang der historischen Entwicklung hat dem merowingischen Königium eine Ausbildung in der Richtung auf den Absolutismus hin ermöglicht, dann aber hat der germanische Naturfaktor vorzeitig eine Rückbildung eingeleitet. In den unfertigen Verhältnissen der ersten Periode des fränkischen Reiches konnte dieses, einer starken Zentralgewalt abholde Element noch nicht wirksam werden, wohl aber später. Während der romanische Staatsgedanke das Aufgehen des einzelnen im Staate verlangte, bewahrte der Franke seine persönliche Stellung dem Staate gegenüber. Durch Treupflicht ist er dem Könige verbunden und der König ihm. Das Waffenrecht des freien Mannes verhinderte, daß das Heer völlig zum Werkzeug der Autokratie wurde. Eine persönliche Besteuerung, eine allgemeine Steuerpflicht konnte die angestrebte absolutistische Regierungsform dem germanischen Individualgeiste nicht aufzwingen. Diese echtdeutsche Gegenströmung hat namentlich den Adel emporgehoben und ihn in die Lage versetzt, den ganzen Verwaltungsmechanismus des fränkischen Reiches sich unterzuordnen. ¶ Das

Recht im Merowingerreiche — und auch das verhinderte die Bildung eines völlig absoluten Königiums — ist Stammesrecht, nicht Königsrecht. Jeder Angehörige eines deutschen Stammes lebte nach dem Rechte desselben. Wenn auch diese Personalität des Rechtes grundlegend für das Rechtsleben war, so wurde sie doch häufig durchbrochen. Die strenge Logik römischer Rechtsätze verleitete im gegebenen Falle zur Uebernahme; weiter hatte die Vermischung der Stämme auch eine gegenseitige Beeinflussung der Volksrechte zur Folge; ferner entwickelte sich ein Reichsrecht, das namentlich für solche Fälle Entscheidungen traf, die in den Volksrechten nicht berücksichtigt waren, oder welche die durch die Reichsgründung erst geschaffenen Rechtsverhältnisse betrafen. Der sich herausbildende Gegensatz zwischen Stammesrecht und Reichsrecht bewegt seitdem noch lange die rechtsgeschichtliche Weiterbildung. Vorerst überwiegt die Bedeutung der Stammesrechte. ¶ ¶ ¶ ¶ ¶ ¶ ¶ ¶ ¶ ¶ Tausend Fäden spinnen auf wirtschaftlichem, sozialem und politischem Gebiete herüber und hinüber zwischen Römertum und Germanentum. Nur auf intellektuellem Gebiete scheiden sich die Geister. Der römische Einfluß auf das Innerste des deutschen Wesens haftet höchstens am Aeußerlichen; in die Tiefe geht er nicht. Römische Wissenschaft und Literatur bewegen sich ganz in dem ausgefahrenen Geleise der Rhetorenschulen. Wohl mehrten sich die Kleriker germanischer Abstammung, die redlich bestrebt sind, jene alten Bildungsschätze in sich aufzunehmen; wohl entsteht nach altem Muster eine Hofschule; aber zur Verjüngung der verknöcherten antiken Schulweisheit und Literatur hat

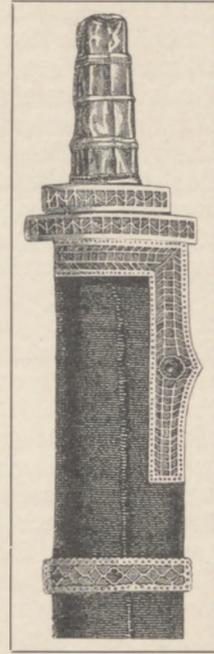


Abb. 31 · Schwert des Königs Childeric



Mären von hochgemuten Helden. Und das alles war gut so; denn nur der durch das Christentum geläuterte und innerlich befreite deutsche Sondergeist konnte jenem Geisteserbe der untergegangenen alten Welt, das die Kirche vermittelte, die vorzeitig versiegte lebenspendende Kraft ersetzen und es zur Grundlage einer neuen Weltkultur umwandeln. SSSSS  
**E**s ist selbstverständlich, daß diese Kultur-entwicklung nicht bei allen deutschen Stämmen die gleichen Etappen und Formen, oder sogar die gleichen Etappen und Formen zu derselben Zeit aufweist. Die innerdeutschen Völker verharren naturgemäß länger als die Franken in ihrem politischen und geistigen Sonderleben. Am zähesten hielten Friesen und

Sachsen an der altgermanischen Art fest. Der ohnehin schon vorhandene Gegensatz zwischen oberdeutscher und niederdeutscher Kultur wurde dann noch verschärft durch die Lautverschiebung, welche die großen Stämme der Alemannen, der Bayern und der Oberfranken nicht mitmachten. S  
**D**ie beiden großen Kräfte des geschichtlichen Lebens zu Beginn des Mittelalters: der Romanismus und der germanische Individualgeist, haben sich in der merowingischen Epoche bald hier, bald dort befruchtet, aber ebenso oft hat bald der eine, bald der andere seinen natürlichen Gegner zu Boden gestreckt. Das Gesamtbild der merowingischen Kultur ist unharmonisch. In eine zwiespältige Welt tritt der germanische Cäsar: Karl der Große.



Abb. 32 · Krieger nach Karolingischen Handschriften

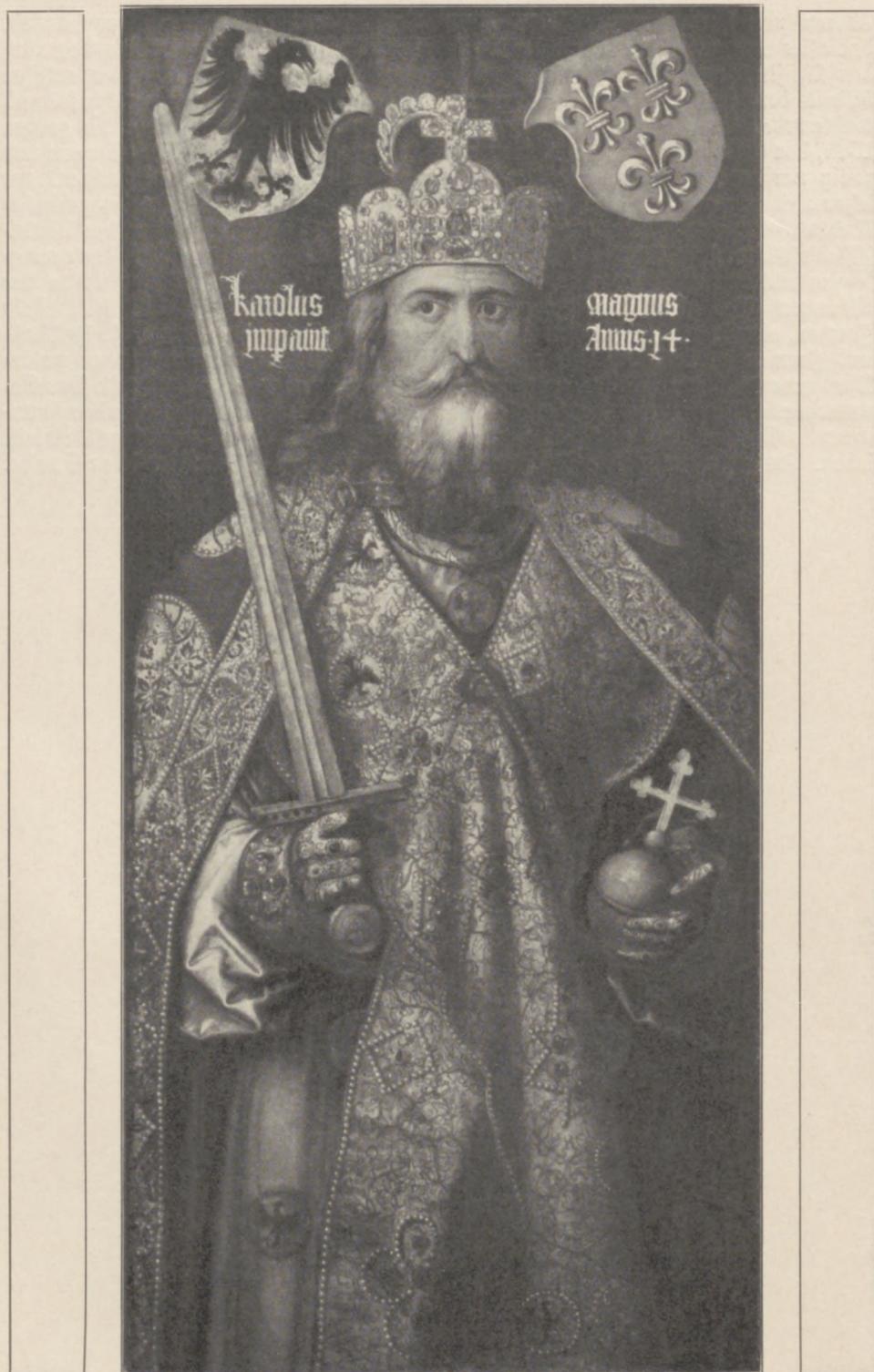


Abb. 33 · Albrecht Dürer, Karl der Große · Ölgemälde im Germanischen Museum zu Nürnberg  
(Phot. S. Hoefle, Augsburg)



sonders jene, die, wie die Briefe Alkuins an den kaiserlichen Freund, einen intimeren Charakter haben. Genug, der Begründer der neuen Aera steht vor uns im hellen Lichte der Geschichte als eine übergewaltige Erscheinung — so übergewaltig, daß man es der historischen Kritik unserer Tage verzeihen muß, wenn sie sich stellenweise bestrebt zeigt, den Mann und sein Werk zu verkleinern.

Als ziemlich gesichert darf es gelten, daß Karl der Große am 2. April 742 geboren wurde. Sein Geburtsort läßt sich nicht mehr bestimmen. Eher hat er auf neustrischer als auf austrasischer Erde das Licht der Welt erblickt; sein Geschlecht aber war urdeutsch. Die lange Zeit vertretene Meinung, Karl sei außer der Ehe geboren, ist unhaltbar. Damit sind dann auch alle daraus gemachten Rückschlüsse auf die Gründe des Bruderzwistes zwischen Karl und Karlmann zurückzuweisen. Mit der Krönung zu Noxon und zu Soissons am 9. Oktober 768 treten die beiden Prinzen auf die Schaubühne des geschichtlichen Lebens. Die fränkische privatrechtliche Auffassung des Staates hatte wieder gesiegt. Das Reich fiel in zwei Hälften auseinander. Das war um so bedenklicher, als beide Brüder aus unbekanntem Gründen sich feindlich gegenüberstanden, und als der Brand des Aufruhrs in Aquitanien, den Pippin soeben mühsam gelöscht zu haben glaubte, wieder emporflamte. Jetzt zum ersten Male ward es offenbar, welche tagewaltige Wille zu herrschen begonnen hatte. Ohne des Bruders Unterstützung wurde Karl mit seinem kleinen Heere, welches das selbstbewußte Ungestüm des königlichen Führers mit fortriß, des Aufruhrs Herr. Die ganze Schärfe des Bruderzwistes und dessen Gefahren waren in diesem Feldzuge zutage getreten. Eine Weile gelingt es den mütterlichen Worten der klugen Königin Bertha, die hadernden Brüder zu versöhnen. Ueberhaupt greift diese Frau jetzt merkwürdig selbständig in die Politik ein. Es ist ein Vorrecht der bedeutenderen Frauen auf den Thronen, daß sie die ihnen unverständliche Theorie der Politik mißachten dürfen, weil sie ein instinktives Gefühl für die richtigen Maßnahmen der praktischen Regierungskunst haben. Auf dem Verhältnis der Laienaristokratie zur geistlichen Aristokratie beruhte noch immer die innere und äußere Politik des fränkischen Königtums. Pippin

hatte es verstanden, ein Gleichgewicht zwischen diesen beiden innerstaatlichen Mächten herzustellen. Wohl hatte sich die Laienaristokratie dem Schiedspruch des Papstes gebeugt und das Königtum Pippins anerkannt; aber dieser kriegerische Adel stand mit seinen Sympathien noch immer auf der Seite der Langobarden, der italienischen Gegner der Kirche, während die Geistlichkeit natürlich das kirchliche Interesse bevorzugte. Eine vorsichtige Staatskunst hätte sich diesen beiden italienischen Vormächten gegenüber schon im Interesse der inneren Politik des Reiches vielleicht neutral verhalten. Die temperamentvolle Politik der königlichen Frau will aber gerade durch geschickte auswärtige Politik den beiden hadernden Faktoren in gleicher Weise entgegenkommen und so die Kräfte des Reiches für dessen wichtigste Aufgabe, den Schutz der Sachsen-grenze, zusammenfassen. Ihrer Frauenlist gelingt das Unmögliche: mit Erfolg tritt sie als Brautwerberin am Hofe des Langobardenkönigs Desiderius auf, und der Papst, der eben noch in nicht sehr würdigem Schreiben die jungen Frankenherrscher vor dem 'greulich stinkenden Volke der Langobarden' gewarnt hatte, nennt bald darauf deren König seinen ausgezeichnetsten Sohn. Die Versicherung der Rückgabe der 'Gerechtigsame des heiligen Petrus' durch Desiderius hatte ihn umgestimmt. Aber was kluge Frauenhand gesponnen, zerreißt plötzlich der Sohn. Wir kennen die Gründe nicht, welche ihn veranlaßten, ohne die kirchliche Zustimmung seine Ehe mit der langobardischen Prinzessin zu lösen. Genug, diese wird an den Hof ihres Vaters zurückgesandt, und Karl heiratet die liebliche Alamannenfürstin Hildegard, welche erst 13 Jahre zählte. Die Folge dieser Ehetrennung war eine zeitweilige Entfremdung zwischen dem Sohne und der von diesem kindlich verehrten Mutter, sowie der Beginn einer durchaus selbständigen Politik des jungen Königs. Der Grund zur tödtlichen Feindschaft zwischen Karl und Desiderius war jetzt gelegt. Sofort ergriff Karlmann die Partei der Langobarden, und ein schlimmer Krieg stand bevor. Da starb zu guter Stunde für Karl, am 4. Dezember 771, der grollende Bruder, dessen 'Anfeindung und Neid' Karl, wie Einhard sagt, 'mit bewunderungswürdiger Geduld ertragen hatte'. Rücksichtslos mißachtet Karl

nunmehr das Erbrecht der unmündigen Kinder seines Bruders. Die Schnelligkeit seines Handelns macht jeden Widerspruch verstummen. Charakteristisch ist die Aeußerung Chatwulfs, daß Gott Karl ‚über das ganze Reich ohne Blutvergießen erhöhte.‘ Es war ein Staatsstreich, der im Interesse des Reiches geboten war. Nach fränkischem Rechte besaßen die Kinder Karlmanns zweifellos ein Erbrecht. Einhard geht darüber hinweg und sagt: ‚Karl wurde nach seines Bruders Tode unter allgemeiner Beistimmung der Franken zum Könige erhoben‘; und weiter erzählt er dann: ‚Nach Karlmanns Tode flüchtete sich dessen Gemahlin mit ihren Söhnen und den vornehmsten seiner Anhänger nach Italien, kehrte sich ohne alle Ursache trotzig von ihres Gemahls Bruder ab und begab sich mit ihren Kindern unter den Schutz des Langobardenkönigs Desiderius.‘ So wird der Hof von Pavia zum Mittelpunkt einer feindseligen Politik gegen den neuen fränkischen Großkönig. Karl gab demnach der fränkischen Politik gewaltsam wieder die Richtung, die sie unter seinem Vater eingenommen hatte. Wir kennen die Motive des jungen Königs dabei nicht völlig; es läßt sich aber wohl kaum in Abrede stellen, daß dieses Ehedrama und die plötzliche politische Schwenkung einen durchaus impulsiven Charakter hat und Zeugnis gibt für das rücksichtslose Ungestüm des Königs. Ein besonnener Politiker hätte die innerfränkischen Mächte nicht so gänzlich außer acht gelassen, wie Karl das tat. Wie dereinst zur Zeit seines Vaters, so regte sich auch jetzt eine Opposition des Laienadels gegen die langobardenfeindliche und damit von selbst kirchenfreundliche Politik des Königs. Als nämlich bald darauf Hadrian seine Boten um Hilfe sandte, sprachen sich nach Einhards Bericht ‚einige Große, mit denen er gewöhnlich zu Rate ging, so entschieden gegen sein Vorhaben aus, daß sie sogar ganz offen erklärten, sie würden den König verlassen und nach Hause zurückkehren.‘ Jetzt zum ersten Male offenbart sich uns die Weite des staatsmännischen Blickes Karls. Er verschiebt

den unpopulären Krieg gegen die Langobarden und beginnt ein echt volkstümliches Unternehmen: den Rachezug gegen die Sachsen, welche sich schwere Grenzverletzungen hatten zuschulden kommen lassen. ‚Die Grenze zwischen uns und den Sachsen‘, so erzählt wieder Einhard, ‚zog sich fast durchaus ohne trennenden Zwischenraum in der Ebene hin, mit Ausnahme weniger Stellen, wo größere Waldungen oder dazwischen liegende Bergrücken eine scharfe Grenzlinie bildeten; so wollten Totschlag, Raub und Brandstiftungen auf beiden Seiten kein Ende nehmen. Dadurch wurden die Franken so erbittert, daß sie endlich ihren Schaden nicht mehr bloß heimgeben, sondern es auf offenen Krieg mit ihnen ankommen lassen wollten.‘ Gleich in diesem ersten Sachsenkriege bildeten sich festere Beziehungen zwischen dem Heere und dem königlichen Führer heraus. Weit ausschauende Pläne bezüglich Sachsens verfolgte der König noch nicht. Wir sehen aber bald nach diesem ersten glücklichen Strafzuge, wie aus dem halbbarbarischen Ungestüm des tatenfrohen Heerkönigs der erste politische Gedanke geboren wird, wie dieser dann fortzeugend neue gebiert, wie der Umfang dieser Gedanken sich rasch weitert und ihr Inhalt sich ebenso schnell vertieft, wie der fränkische Volkskönig zum allgebietenden germanischen Cäsar und der halbe Barbar zum großen Erzieher des Abendlandes wird. Keiner, auch der königliche Führer nicht, dachte daran, als er an die Ostgrenze zog, daß dieser Krieg mit den Sachsen über 30 Jahre dauern werde. Schuld daran trug nach den fränkischen Berichten, auf die wir allein angewiesen sind, die ‚Treulosigkeit‘ der Sachsen. Diese Auffassung bestimmt auch die Charakteristik dieser Kriege durch Einhard. Unsere fränkischen Geschichtsschreiber sind in dieser Frage augenscheinlich wenig objektiv. Um so bedauerlicher ist es, daß uns kein unparteiischer Berichterstatter in die Seele des sächsischen Volkes einen Blick werfen läßt: seltene Züge heroischer Treue gegen die Götter und den angestammten Boden, erhebende Beweise



Abb. 34. Siegel Karlmanns \*-c

eines todesmutigen Freiheitsdranges würden wir wahrnehmen. SSSSS

Das sächsische Volk konnte mindestens seit den Tagen Julians als eine äußerlich festgefügte Masse erscheinen. Nur an einer Stelle berührte sein Stammesgebiet das Meer, von dem es aber das Seevolk der Friesen völlig fernhielt. In seiner kontinentalen Abgeschlossenheit verharrte dieser urwüchsigste deutsche Stamm auch dann, als die Stürme der großen Wanderung die anderen deutschen Stämme bald hierhin und bald dorthin schoben und drängten. Noch lange bildeten die deutschen Flüsse Elbe, Eider, Rhein, Sieg und Saale im wesentlichen die Grenze des sächsischen Volkstumes, das deswegen ein einheitliches Gepräge aufweist, weil nur naheverwandte Stämme sich zusammengeschlossen hatten. Die spärlichen Nachrichten über die sächsische Eigenart lassen erkennen, daß dieses Volk sich in der Hauptsache die Zustände der Urzeit des Germanentums, so wie sie Tacitus uns schildert, erhalten hatte. Weder vom Meere, noch vom Westen und Süden konnte römischer Einfluß seinen ätzenden und zersetzenden Einfluß ausüben. Hier war den Sachsen der Anteil an dem Handelsverkehr von Byzanz mit dem hohen Norden durch die seefahrenden Stämme und Völker verwehrt, dort aber schützte sich das autochthone Volk gegen die germanisch-römische Mischkultur durch seinen herben Stammesstolz, der treu an dem Alten festhielt und in allem Neuen eine Bedrohung seiner Unabhängigkeit erkannte. Urdeutsches Wesen erhielt sich nur bei diesem Stamme unverfälscht. In den übrigen Stammesgebieten wurden die alten Römerstädte von Anbeginn an die Zwingburgen der überlegenen romanischen Kultur, und sie blieben das auch, als sie die Mittelpunkte der kirchlichen Verwaltung geworden waren. Der Segen und Unsegen dieser Kultur strahlte von jenen Städten über die Stammesgebiete des Südens und des Westens aus. Anders in Sachsen. Hier duldete der unabhängige Freiheitsinn Wall und Mauern nicht. Dieser sächsische Individualgeist verhinderte zugleich aber auch die Bildung eines einheitlichen Staates. Der Völkerbund war hier nur ein lockerer. Zunächst hatten sich innerhalb des

Stammesganzen vier große Gruppen gesondert: die Westfalen nach dem Rheine zu, die Engern an der Weser, die Ostfalen gegen die Elbe und die Nordalbingier im heutigen Holstein. Aber auch diese vier Namen bezeichnen keine einheitlichen Staatengebilde; denn innerhalb dieser Vierteilung sehen wir abermals selbständige Gaugemeinden. Niemals tritt der ganze Völkerbund der Sachsen einheitlich auf. Nicht einmal die gemeinsame Gefahr schweißt alle Volksglieder zusammen. So nur ist es Karl, der immer nur gegen einzelne Teile des Volkes zu kämpfen hatte, schließlich gelungen, Sachsen endgültig zu bezwingen. Nach Nithard schied sich das Volk in die drei Stände der adalinge (Adlige), frilinge (freie Volksgenossen) und lazzen (oder Liten, Hörige). Ueber Freie und Hörige aber erhoben sich die Edeling. Der Adel war die eigentliche herrschende Schicht. Seine soziale Sonderstellung wird am besten gekennzeichnet durch die Bestimmung des Gesetzes, wonach die Ehe einer Edelingstochter mit einem Gemeinfreien mit dem Tode bestraft wurde. Der Kern des Volkes wurde von den Freien gebildet. Nicht nur der Adelige, sondern auch der Gemeinfreie vererbte sein Heergerät, seine Kriegsrüstung und sein Streitroß, ungeteilt auf den ältesten Sohn. Diese Einschätzung des Heergerätes als kostlichsten Bestandteiles des väterlichen Erbes zeugt für den kriegerischen Charakter der sächsischen Kultur. Auch das Gefolgswesen blühte in Sachsen. Freie wählten sich einen „Mundmann“, in dessen Gefolgschaft sie auf eigene Faust kriegerische Unternehmungen begannen. In der Tat: „Es war eine wesentlich kriegerische Kultur auf einer bäuerlichen Grundlage, getragen durch einen uralten Geschlechteradel und eigentümliche, festgewurzelte und wohlberechnete Institute“ (Mitsch). In diesen sächsischen Gebieten hatte sich die altgermanische Religion in ihrer ganzen rauhen und sinnigen Schönheit erhalten. Wir besitzen ein sächsisches Taufgelöbniß; darin heißt es: „Ich widerjage allen Teufelswerken und -worten und Donar, Wuotan und Sachsnot und allen den Unholden, die ihre Genossen sind.“ Sachsnot oder Sachs-genosse ist der Bundesherr Tiu oder Er. Und diesen Göttern hielt man die Treue.

Den Willen dieser Unsichtbaren suchte man zu erforschen, und demütig fügte man sich ihrer Entscheidung. Keine Priesterkaste stellte sich zwischen den einzelnen und seine Götter; für seine Hausgenossen opferte der Hausherr. Bei solcher religiösen Grundstimmung konnte sich dieses Volk nicht so leicht hin wie die Franken, die fern von der Heimat und den Kultstätten der Väter dem alten Glauben innerlich schon entfremdet waren, der neuen Lehre anschließen. Für die Sachsen war dieser alte Glaube zugleich das Symbol der Unabhängigkeit. **S** Der herben Religion entsprach eine herbe Sittlichkeit. Das schamlose Laster der Merowingerzeit wie die durch überfeinerte Lebensformen verhüllte Sinnlichkeit des karolingischen Hofes war den Sachsen fremd. Fürchtbare Strafe traf den Ehebruch der Frau — nicht freilich den des selbstherrlichen Mannes. Das Gesetz und die Sitte des Stammes schützte die rauhe Sittlichkeit und bändigte die barbarischen Instinkte. Um so kräftiger brachen diese hervor, wo Gesetz und Sitte keine Hemmungen mehr bildeten. Daß es eine Sphäre des Allgemeinmenschlichen gibt mit einem allgemeinmenschlichen Gesetz und ewig gültiger Sitte, das lehrte nicht nur die Sachsen unter den barbarischen germanischen Stämmen erst die ethische Kultur des Christentums. Dieses pflanzte den Germanen mit dem großartigen Erziehungsmittel der Askese die für den Staat notwendigen selbstlosen, gesellschaftlichen Tugenden ein. Menschenopfer, brennende Kirchen und Wohnstätten offenbarten die heidnische Grausamkeit des sächsischen Stammes. **Z**wei Welten standen sich gegenüber. Hier das unverfälschte Germanentum des Heldenalters, dort die jungfränkische Kultur, die im Besitze des reichen antiken Erbes, ohne es vielleicht klar zu erkennen, auch die universalistischen und nivellierenden Instinkte des Romanismus in sich aufgenommen hatte. Daß es nicht beim bloßen Grenzkrieg wie früher bleiben konnte, daß jetzt vielmehr ein prinzipieller Kampf auf Leben und Tod zwischen diesen beiden Welten unvermeidlich sei, das trat zwar auf dem ersten Sachsenzuge noch nicht deutlich in die Erscheinung, wurde aber schon auf der zweiten Heerfahrt zur Gewißheit. **S S S S S S S S S S**

**D**ie Strafexpeditionen stellten an Karls Führertalent die größten Aufgaben. Es handelte sich nicht nur darum, den unheimlichen Gegner durch einen tatkräftig und nachdrücklich geführten Stoß rasch über den Haufen zu rennen, sondern es kam vornehmlich darauf an, die Rückzugslinie zu decken, einen umfangreichen Train einzurichten, weil das rauhe Feindesland das Heer nicht ernähren konnte. Hier nun offenbart sich sofort Karls Größe. Mitten in das heilige Gebiet der Sachsen richtet er seinen energischen Vorstoß. Die Eresburg, die den Namen des sächsischen Kriegsgottes trug, wird erobert. Noch tieferen Eindruck machte es auf die Sachsen, daß Karl ihr Stammesheiligtum zerstörte. Es war nach dem späteren Berichte Rudolfs von Fulda, ein in die Höhe emporgerichteter Holzstamm von nicht geringer Größe, den sie in ihrer heimischen Sprache Irminsul nannten, d. h. die Säule des Alls, als ob sie das Weltall trüge. Auch der heilige Hain, der dieses religiöse Symbol umgab, ging in Flammen auf. Wir hören in den fränkischen Quellen nichts von einem energischen Widerstande der Sachsen. Nur zu geneigt ist man bei dieser unerhörten Beleidigung des religiösen Gefühles, jener northumbriischen Quelle Glauben zu schenken, welche von einer großen Niederlage der Franken zu berichten weiß. Aber die Schnelligkeit, mit der jener Schlag geführt wurde, und das lähmende Entsetzen, das er hervorrief, erklären hinreichend die Tatenlosigkeit auf sächsischer Seite. Karl dringt bis zur Weser vor. Alsdann schließt er ein Abkommen. Die Sachsen stellen Geiseln und verpflichten sich, Frieden zu halten. Von Forderungen der Franken, die christliche Religion anzunehmen, hören wir noch nichts. So darf die Nachricht des Biographen des Abtes Sturm von Fulda, daß Scharen von Priestern die Krieger begleitet hätten, damit sie das Volk, welches seit Anfang der Welt von den Fesseln der Dämonen umstrickt war, durch heilige Unterweisung im Glauben unter das sanfte und süße Joch Jesu Christi beugten, für den ersten Sachsenzug nicht allzustark ins Gewicht fallen. Die Tendenz der Christianisierung mag in den kirchlichen Kreisen vorhanden gewesen sein; noch aber hatte der Krieg

den Charakter eines Rachezuges, noch hatten die Sachsen dem Kampfe nicht den Fanatismus eines Religionskrieges geben und dadurch erst eine entsprechende Reaktion des christlichen Empfindens auf fränkischer Seite hervorrufen können. S S

**K**aum war Karl abgezogen, kaum wurde bekannt, daß er eine Heerfahrt nach Italien unternommen habe, als sich auch schon die Fesseln des lähmenden Entsetzens lösten. Jetzt begann der Religionskrieg mit all seinen Schrecken. Der ganze Ingrimme des tödlich beleidigten Volkes kehrt sich zunächst gegen die christlichen Kirchen. Verwüstend dringen die Sachsen über die Grenzen. Das feste Buraburg, das den Bewohnern des platten Landes

unterworfen hätten oder gänzlich ausgerottet sein würden'. In diesem Beschlusse hat man nicht ganz mit Unrecht das Programm der kommenden Sachsenkriege erkannt. Falsch aber wäre es, sich den großen Heerkönig nun vorzustellen, wie er, von glühendem Seeleneifer verzehrt, einzig das Ziel der Christianisierung dieses edlen germanischen Stammes im Auge gehabt habe. Nicht nur die Befehrerung der Sachsen selbst, sondern auch die Mittel, mit denen diese Befehrerung herbeigeführt wurde, waren äußerliche. Die Befehrerung war nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Wie hätte auch der rohe Zwang ein innerliches Christentum begründen können. Dem religiös gerichteten Zeitbe-

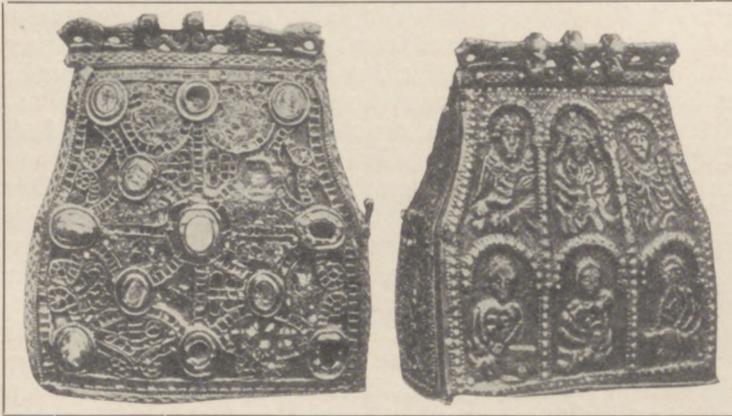


Abb. 35 · Reliquien Widukinds aus Enger · Vorder- und Rückseite 8. Jahrh.

eine Zufluchtsstätte dargeboten hatte, widersteht, Gizlar aber wird genommen. Indes gelang es den plündernden Barbaren nicht, hier die vom heiligen Bonifaz erbaute Kirche zu vernichten. Bei der großen Erregung der christlichen Gemüter mußte ein solches Ereignis als Wunder erscheinen. S Karl erhielt auf dem Rückwege aus Italien Kunde von diesen Ereignissen. Er verschloß sich der Einsicht nicht mehr, daß es sich nicht nur um einen Grenzrieg handelte, sondern daß die Unterwerfung des sächsischen Volkes für den fränkischen Großstaat eine Notwendigkeit sei. Ein Kriegsrat zu Quierz beschloß, das treulose und eidbrüchige Volk der Sachsen mit Krieg zu überziehen und nicht eher abzulassen, bis die Sachsen entweder als Besiegte sich der christlichen Religion

wußtsein im Frankenreiche mußte freilich die Sachsenbefehrerung als eine erhabene Aufgabe erscheinen. Laientum und Kirche, die sich soeben noch leidenschaftlich bekämpft hatten, fanden sich in demselben Gedanken: Unterwerfung der Sachsen unter das christliche fränkische Reich und unter die fränkische Staats-

kirche. Die kirchliche Lehre war ja das einzige Band, das den fränkischen Großstaat mit seiner Vielheit von Völkerguppen zusammenhielt und das Band eines einheitlichen, festgeschlossenen Volkstums ersetzte. Die Sachsen haben bei den Friedensschlüssen der Folgezeit in dem Bekenntnis zum Christentum das Symbol ihrer Unterwerfung erkannt — so haben es sicherlich auch die Sieger zunächst aufgefaßt. S Mit größeren Heeresmassen war Karl 775 wieder in Sachsen eingefallen. Sigiburg wird erobert, die zerstörte Eresburg wieder aufgebaut. Durch Westfalen, durch der Engern Gebiet dringen die Franken in das Land der Ostfalen. Jeder Stamm wird einzeln bezwungen. Indes schon ein Jahr darauf versuchen die Sachsen erneut, das fränkische Joch

abzuschütteln. Mit gewohnter Schnelligkeit von Karl besiegt, geloben sie jetzt die Annahme des Christentums — der Not gehorchend, nicht aber, wie einige Quellen uns glauben machen wollen, aus freiwilligem innern Drange. § § § §

Es war jetzt fränkische und damit christliche Erde, auf der Karl 777 seinen Paderborner Reichstag abhielt. Vor aller Welt will er die Zugehörigkeit Sachsens zu seinem fränkischen Großstaat offenbar machen. Jetzt zuerst versuchen die kirchlichen Institute systematisch auf dem mit den Waffen eroberten Neuland Fuß zu fassen. Karls staatsmännische Größe offenbart sich dabei in der Tatsache, daß er diesen Instituten den weitesten Spielraum gewährt: Das mit dem Schwert Errungene soll durch die Arbeit der Kirche zu einem sicheren und dauernden Besitz werden. § Dieses Ziel war aber noch fern. Beim Dänenkönig harrete der sächsische Freiheitsheld Widukind nur des günstigen Moments, um an der Spitze seines Volkes die Fahne des Aufruhrs voranzutragen. Als Karl 778 in Spanien weilte, schien jener glückverheißende Moment gekommen zu sein. Bis über den Rhein dehnten die Sachsen ihren Rachezug aus. 'Das ganze Land von Deuß bis zur Mündung der Mosel, alle Flecken und Dörfer verheerten sie mit Feuer und Schwert. Das Heilige und Profane wurde in gleicher Weise der Vernichtung preisgegeben. Weder Alter noch Geschlecht schonte der Grimm des Feindes, so daß es klar wurde, daß sie nicht der Beute wegen, sondern um Rache zu nehmen in das Frankenland eingebrochen seien.' Als das Nahen Karls bekannt wurde, wichen sie zurück. Fulda, der Ausgangspunkt der sächsischen Mission, das den Empörern besonders verhaßt sein mußte, versuchten sie auf diesem Rückzuge zu zerstören. Schon flüchteten die Mönche mit ihrem kostbarsten Schätze, den Gebeinen des heiligen Bonifatius, da wurde die Stadt durch den Sieg der Franken bei Leisa entsezt. In den beiden folgenden Jahren 779 und 780 mußte Karl abermals nach Sachsen ziehen, um sein in Frage gestelltes Werk der Unterwerfung und Christianisierung wieder zu stützen. 782 konnte er an den Lippequellen eine große Reichsversammlung abhalten, auf welcher er die Verwaltung des Landes zu ordnen suchte. § Ehe aber eine der-

artige Neuordnung durchgeführt werden konnte, kehrte der sächsische Nationalheros Widukind zurück. Sofort lodert die Flamme des Aufruhrs wieder empor. Doch die Zeiten haben sich schon gewandelt — Widukind muß bereits mit einer starken Friedenspartei rechnen, die ihre Stütze im sächsischen Adel hat. Immerhin gelingt es den Aufständischen, ein fränkisches Heer, das gegen die Sorben entsandt war, in der Gegend von Minden furchtbar zu schlagen. Im Grimme eilt Karl darauf nach Sachsen, wo ihm Widukinds Gegenpartei 4500 Anhänger des Freiheitshelden ausliefert. Ohne Bedenken hat sie der Frankenkönig zu Verden enthaupten lassen. Kann der Barbar im Großkönige, den der Gedanke der Blutrache seiner heidnischen Väter zu jenem gräßlichen Morden treibt, als Bringer einer höheren Geisteskultur berufen sein? Darf der finstere Dämon des Herrschergewaltigen, der mit erbarmungsloser Strenge jeden Widerstand gegen seine Majestätsrechte niederzwingt, als Verbreiter des Evangeliums der Liebe angesprochen werden? Die Sachsen hatten die Treue gebrochen — also mußten sie sterben. — Jene furchtbare Tragödie der für Freiheit, Vaterland und Glauben in den Tod gegangenen Sachsen will unter dem Gesichtswinkel jener Zeit mit dem blutigen Rechte der Sachsen und mit den Resten barbarischer Auffassung auf der fränkischen Seite betrachtet sein. Aber auch dann ist die Tat nicht zu entschuldigen. Entschuldigen ließe sie sich bis zu einem gewissen Grade, wenn auf gar keine andere Weise eine Befriedung Sachsens möglich gewesen wäre. Das war nicht der Fall. Karl handelte nicht nur unmenschlich, sondern auch wenig staatsmännisch — er handelte im blinden Zorne. § Lähmender Schrecken hatte die Sachsen ergriffen. Aber die eingetretene Ruhe kündete den Sturm an. Mit elementarer Gewalt brach sich der Ingrimme des Volkes Bahn. Ob sich die sächsische Friedenspartei an diesem neuen Aufstande beteiligte, wissen wir nicht. Sicher ist nur, daß jetzt nicht mehr einzelne Gefolgschaften unter der Führung irgend eines Adligen das Schwert zum todesmutigen Ringen erhoben, sondern daß sich die Sachsen nunmehr auch zur offenen Feldschlacht stellten. Aus dieser Tatsache wurde nicht mit Unrecht geschlossen, daß der Kern des Widerstandes seit dem Blutbade von



deutschen Zukunft gegen eine unhaltbar gewordene germanische Vergangenheit. § Einige Bestimmungen dieses Kapitulars, welche den Schutz eines Adligen zum Gegenstande haben, bestätigen die für die Auffassung der Sachsenkriege bedeutsame Tatsache, daß Karl frühzeitig sein Augenmerk darauf richtete, sich den Adel des Landes zu sichern. Es ist ihm das wiederholt gelungen, und der häufig so rasch erlahmende Widerstand der Sachsen findet darin seine Erklärung, daß vielfach der kriegerische Kern des Adels tatenlos abseits stand. § Die Kirche war in diesen Feldzügen dem Krieger gefolgt, der ihr mit Härte und Grausamkeit den Weg bahnte. Nunmehr sah sie sich vor die Riesenaufgabe gestellt, die Gedemütigten und Zerknirschten wieder aufzurichten und für den Genius der neuen Zeit zu gewinnen. Eine längere ruhige Arbeit der christlichen Kirche konnte jetzt in Sachsen anheben. Leider verschwinden Art und Umfang der Wirksamkeit der Priester und Mönche in den Quellen hinter der Kriegsarbeit des großen Volkskönigs. Vom Heldentume entfangungsvollster Arbeit bei der Ausrottung des heidnischen Aberglaubens kündigt keiner. Wir sehen nur hier und da den christlichen Gedanken Knospen treiben, die aber der neue Aufstand des Jahres 792 wieder jählings vernichtete. § Die Lorscher Jahrbücher berichten: 'Die Sachsen, in der Meinung, daß das Volk der Awaren an den Christen Rache nehmen müsse, zeigten aller Welt offen das, was längst schon früher heimlich in ihren Herzen verborgen war: wie der Hund, welcher zu seinem Gespei zurückkehrt, so kehrten sie zurück zum Heidentum, das sie früher abgeschworen hatten, sie verließen wiederum das Christentum und verbündeten sich mit den heidnischen Völkerschaften im Umkreis.' Das ist in der Tat das Charakteristische dieser neuen aufständischen Bewegung, daß sie über die Grenzen des Stammes hinausgreift und auswärtige Verbindungen herzustellen sucht. Vielleicht war ein konzentrierter Angriff auf das

Frankenreich geplant. Auffällig wenigstens ist die Nachricht, daß die Sarazenen, in der Meinung, daß die Awaren tapfer gegen den König kämpften', in Septimaniem einfielen. Nicht minder charakteristisch für diesen Aufstand ist die Tatsache, daß jetzt die Masse der freien Bauern das Schwert ergreift, um Eingriffe in ihr Privateigentum zugunsten der Kirche abzuwehren. 'Die Zehnten haben den Glaubenden Sachsen zerstört', klagt Alkuin. 'Würde', sagt er ein andermal, 'mit der gleichen Beharrlichkeit das sanfte Joch Christi und seine leichte Last dem starren Sachsenvolke verkündigt, mit welcher die Leistung des Zehnten und strenge Bußen für die leichtesten Vergehen gefordert werden, so würden sie vielleicht die Taufe nicht verabscheuen.' Wieder und wieder dringt er in den König, um dessen harten Sinn milder zu stimmen. § Das zehnjährige Ringen, das jetzt begann, erhielt dadurch ein so ernstes Gesicht, daß sich eine Verschwörung gegen Karl gebildet hatte, die von seinem unehelichen Sohne Pippin von der Himiltrud geleitet ward. Diese Verschwörung, bei der Karls Gemahlin Fastrada nach Einhards Andeutungen in einem unangenehmen Zwielicht erscheint, wurde rechtzeitig entdeckt und zu Boden geworfen. Pippin wird ins Kloster Prüm gesteckt. § Im Verlaufe dieses sächsischen Todeskampfes hat Karl Tausende von Sachsen mit Weib und Kind weggeführt und in Thüringen, Hessen, Bayern, Schwaben und am Rhein angesiedelt. Noch heute erinnern die Ortsnamen Sachsenried, Sachsenhausen und viele andere an diese Massenverpflanzung. In Sachsen wurde der Verlust der Ackerbürger durch die rasch folgende Kolonisation von Franken ersetzt; daran erinnern die Ortsnamen mit der Endung 'hausen'. Schon diese Maßregel offenbart, daß Karl in diesem letzten Aufstand nicht mehr einzig wie früher durch rücksichtsloses Niedrerdzwingen der immer wieder aufflackernden Bewegung Herr zu werden suchte. In der Tat, sein Vorgehen in Sachsen verrät nunmehr



Abb. 36 · Krieger aus einem Karolingischen Psalterium \*§

auch sonst den besonnen abwägenden Staatsmann. Das offenbart sich in der Auszeichnung der treu Gebliebenen, in der Milderung der strengen Ausnahmegesetze für Sachsen auf dem Reichstage zu Aachen, sowie in der strafrechtlichen Gleichsetzung des neuen Gebietes mit den anderen Teilen des Reiches. 802 ließ Karl das Gesetz der Sachsen aufzeichnen, welches die Rechtsauffassung des sächsischen Volkes wiedergibt, aber in mehreren wesentlichen Punkten dem eingetretenen Wandel der Verhältnisse sich anpaßt; so mußte besonders auf die Angliederung an das Frankenreich und auf die Einführung des Christentums Rücksicht genommen werden. So fehlt diesem Gesetz jene erregte Kampfesstimmung gegen das Heidentum, welche die früheren Gesetze für Sachsen kennzeichnet. Der neue Machthaber hatte einsehen gelernt, daß die Gewalt allein den christlichen Glauben nicht begründen könne. Unter Alkuins Einfluß, der gerade während dieser Kriege wiederholt sich bemerkbar macht, hat sich des Königs Auffassung der Religion vertieft. \* \* \* \* \*

**D**as Jahr 804 bezeichnet den Abschluß der großen Kämpfe. Sachsen war jetzt, wie Einhard sagt, ‚mit den Franken zu einem Volk verbunden‘. Mit ihrem Eigentum, mit ihrer persönlichen Freiheit, mit ihren Volksrechten traten die Sachsen in den Reichsverband ein. In der Ausdehnung der politischen und militärischen Einrichtungen des Reiches auf das eroberte Gebiet kommt das zum Ausdruck. \* Jetzt erst konnte das Christentum auf dem blutgedüngten, jungfräulichen Boden Sachsens seine sittigenden Kräfte wirksam machen. Eine kirchliche Organisation beginnt. Bistümer entstehen, deren Gründungsjahre freilich viel umstritten wurden: Münster, Osnabrück, Minden, Paderborn, Bremen, Verden bilden nunmehr wichtige neue Mittelpunkte der Organisation und Zivilisation. Von den Klöstern gesellte sich zu diesen Bistümern als Pflanzstätte christlicher Lehre und höherer Kenntnisse namentlich Korvey hinzu. Ueberraschend schnell hat die heranwachsende Generation in Sachsen sich dem neuen Zustande gefügt. Die christlich-fränkische Kultur gewinnt hier so schnell an Boden, daß der hochbegabten Stamm bald befähigt wird, sie auch weiter nach

Norden und nach Osten zu verbreiten. Freilich erhielten sich Reste des Heidentums noch Jahrhunderte lang, auch nachdem sich schon, wie der unter Ludwig dem Frommen verfaßte Heliand dartut, christlicher und deutscher Geist gefunden hatten. \* Die Gefahr der lange drohenden Verbindung der Sachsen mit dem Skandinavertum war abgewandt. Sachsen war endgültig dem fränkischen Reiche gewonnen, und seine Verbindung mit den übrigen deutschen Stämmen sollte nicht mehr gelöst werden. Der Grund zu einer deutschen Geschichte, zu einem deutschen Volkstum war damit gelegt — das ist das wichtigste Ergebnis der Sachsenkriege. Eine andere Folgererscheinung ist der Beginn der großartigen mittelalterlichen Ostmarkenpolitik. Das vor dem so zersplitterte Sachsen ward durch Karl politisch so fest geeinigt, daß es als Ganzes ein kraftvolles Bollwerk gegen das Slaventum abgeben konnte. Jene unruhige Völkerwelt des Ostens und nicht das Meer im Norden zog den König an. Wie gewaltig der Eindruck war, den seine Persönlichkeit auf seinen slavischen Heerfahrten hinterließ, zeigt die Tatsache, daß sein Name Kral oder Kroll bei den Westslaven zur Bezeichnung des königlichen Titels gewählt wurde. \* \* \* \* \*

**N**ach der Eroberung Sachsens waren alle deutschen Stämme dem Reichsverbande eingegliedert. Noch während der Sachsenkriege wird auch die lockere Zugehörigkeit Bayerns zum fränkischen Staate in ein festes Abhängigkeitsverhältnis verwandelt. In Sachsen mußte die Widerstandskraft eines ganzen Volkes niedergerungen werden; in Bayern dagegen brauchten nur die Selbstständigkeitsgelüste eines ehrgeizigen Herzogs gebrochen zu werden. Die Aufgabe, vor die Karl sich in Bayern gestellt sah, war also eine ganz andere wie die, welche er in den Sachsenkriegen zu lösen hatte. Das alte Geschlecht der Agilolfinger, in welchem seit der Urväter Zeiten die herzogliche Würde erblich war, hatte hier schon den ganzen Stamm zu einem einheitlichen staatlichen Gebilde zusammengeschlossen. Pippin hatte auch hier seinem großen Sohne vorgearbeitet, indem er die volle Selbständigkeit des bayerischen Herzogs beseitigte. Nach dem bayerischen Gesetze, das um die Mitte des 8. Jahrhunderts aufgezeichnet wurde,

wird der Herzog dieses Stammes vom Könige bestellt. Der König hat darnach weiter das Recht, ihn wieder abzusehen, wenn er so kühn oder hartnäckig oder leichtsinnig, so widerspänstig und aufgeblasen, oder so hochmütig und rebellisch ist, daß er des Königs Gebot mißachtet'. Immerhin aber blieben dem Bayernherzog nach jener Satzung so viele Vorrechte, daß er auch später noch als selbständiger Herrscher erscheinen konnte. Das werdende fränkische Reich hatte ja ein Interesse daran, diesem wichtigen Pufferstaat gegen die Avaren, Südostslaven und Langobarden eine gewisse Selbständigkeit zu lassen, die ein rasches Zusammenraffen aller Kräfte des Stammes eher ermöglichte. Der werdende fränkische Weltstaat aber konnte einen selbstherrlichen Herzog, welcher die Macht hatte, die wichtigsten Alpenstraßen nach Italien zu schließen, nicht länger dulden. **S** Noch nach einer anderen Richtung hin lagen die Verhältnisse in Bayern anders wie in Sachsen. Unter dem Schutze des Herzogtums hatte das Christentum in Bayern schnelle Fortschritte gemacht. Selbst in den Alpentälern blühten klösterliche Gründungen, wie Tegernsee und Schliersee, rasch empor, die das große Kulturerbe vergangener Zeiten hüten halfen. Bezeichnend ist es ja, daß das obengenannte Volksrecht dieses Stammes in der Sprache Latiums abgefaßt ist. Seit dem Wirken des heiligen Bonifatius hatten innigere Bande die junge bayerische Kirche mit der fränkischen zusammengeschlossen. Diese wurden noch fester geschürzt durch das fränkische Großkönigtum, welches den Wert guter Beziehungen zum bayerischen Episkopate zu schätzen und zu pflegen verstand. Vom Herzogtum wirtschaftlich gestärkt, war dieser Episkopat stark genug, um nunmehr der herzoglichen Selbstherrlichkeit ein stolzes hierarchisches Selbstgefühl entgegenzustellen. **S** Andere Verhältnisse, andere Menschen: Die Unterwerfung Bayerns ist keine Tragödie; denn es fehlt der Volksheld. Wohl schmückt sich der Herzog dieses hochbegabten Stammes mit den stolzeſten Titeln, wie ‚erlauchet‘, ‚glorreichst‘, ‚höchster Fürst‘; aber es fehlt ihm die sittliche Kraft und die äußere Machtstellung, welche solche Prädikate rechtfertigen konnten. Allzeit pochend auf seine Selbstherrlichkeit, wagt er doch seine Abhängigkeit vom Franken-

reiche nicht zu bestreiten. Immer wieder bricht er seine Eide; aber den entscheidenden Kampf für die Unabhängigkeit wagt er erst dann, als er völlig aussichtslos ist. Schmähtlich hatte der Bayernherzog Pippin im aquitanischen Feldzuge verlassen, ohne freilich das Band, welches ihn an das fränkische Reich fesselte, gänzlich zu lösen. Karl zog daselbe wieder fester an, und Cassilo mußte es dulden. Dann heiratete der Herzog die Tochter des Desiderius, Liutberga. Als bald wird diese Frau der böse Dämon ihres Gemahls. Ihre Rachsucht gegen den Beleidiger ihrer Schwester erklärt wohl allein das törichte Verhalten Cassilos. Bar der Mittel eines energischen Widerstandes gegen Karls Uebermacht, bricht er wiederholt den Treueid. Ohne zu beachten, welche gefährlicher Gegner die bayerische Kirche war, wagt er es, Karl zu trotzen. Da droht der Papst mit dem Banne, und in der Grün-



Abb. 37 · Solidus der Kaiserin Irene \*-§ \*-§

dingungsgeschichte des Klosters Tegernsee lesen wir: ‚Wegen des Bannfluches aber ließen die Bayern den Herzog fallen; ohne Schwertstreich brachte Karl das letzte selbständige Herzogtum in seine Hand.‘ In der Tat! Einem einzigen imponierenden Machtaufgebote und einem einzigen konzentrischen Angriff sollte des Herzogs Macht erliegen. Von Süden kam eine langobardische Mannschaft, von Norden der ostfränkisch-sächsisch-thüringische Heerbann, von Westen der alamannische, den Karl selbst befehligte. Dieses starke Aufgebot beweist, wie hoch man die Macht des Bayernherzogs einschätzte. Doch die inneren Verhältnisse Bayerns, die mit den Franken sympathisierenden Kreise des Adels und der Geistlichkeit verhinderten von vornherein eine Anspannung aller vorhandenen Kräfte. ‚Weil Cassilo, überall geschlagen‘, sagt der Reichsannalist, ‚sah, daß alle Bayern dem



rellen Zustände der taciteischen Zeit noch nicht oder doch noch nicht wesentlich umgestalten können. § Anders in Gallien. In ihrer eigenartigen Mischung hatten Romanen und Germanen hier das merowingische Staatswesen geschaffen, das viele konstruktive Elemente des römischen Staates verwertete und doch in Aufriß und Aufbau noch so viel echt Germanisches aufwies, daß es imstande war, die Naturkinder östlich des Rheines unter sein schützendes Dach aufzunehmen. Dieser Geschmeidigkeit nach beiden Seiten hin verdankt es der fränkische Staat, daß er die Auflösungsperiode der Merowingerzeit überwand. Als die Lebenskräfte des Romanismus in Gallien zu versiegen begannen, ersetzte Germanien den Verlust. Diese Anpassungsfähigkeit nun steigerte das ohnehin schon vorhandene Ausdehnungsbedürfnis dieses jungen Reiches, und ganz unmerklich verwandeln die romanistischen Elemente im Staatswesen jenen Drang nach Erweiterung in eine universale Strebung. Dieselbe ist zwar nur im verborgenen wirksam; sie tritt aber immer wieder hervor, wenn fränkische Heere gezwungen werden, gegen Grenzvölker zu kämpfen. Diese geheimen Triebkräfte waren nicht minder bei den Heerfahrten Chlodwigs, wie bei den Kriegen des großen Karl wirksam. § In Spanien vollzog sich die Mischung von Goten und Römern unter viel schwereren Kämpfen als in Gallien. Das römische Element, vertreten durch den Großgrundbesitz und die Kirche, und das germanische, vertreten durch das Königtum, rangen noch miteinander, als der Islam die Keime eines eigenartigen staatlichen und kulturellen Lebens vernichtete und ein neues Chaos zeitigte. § Im Herzlande des Imperiums, in dem dessen Wiege gestanden hatte, war aus der Auflösung und aus der Völkermischung nur ein Gebilde von Dauer hervorgegangen: die römische Kirche. Seine geistliche und geistige Großmachstellung gab dem Papste inmitten seiner römischen res publica ein Relief, das wohl geeignet war, ihn als ersten Fürsten auf der Halbinsel erscheinen zu lassen. § Ehe Karl das Patrizium Roms an sich gerissen hatte, wagte es das Papsttum nicht, mit dem Torso des alten römischen Imperiums in

Byzanz zu brechen. Das hätte ja auch eine definitive Lostrennung der östlichen Kirche von der westlichen, eine Gefährdung des päpstlichen Primates im Oriente bedeutet. Aber auch realpolitische Erwägungen bestimmten diese vorsichtige Haltung des Papsttums. Noch bestanden nämlich Reste der griechischen Macht im Süden Italiens, die gefährlich werden konnten, und dann — wer wußte, ob man den Kaiser nicht auch einmal gegen die neuen Beschützer, gegen die Franken, ausspielen konnte. Auch gegen die Langobarden brauchte man einen wirksamen Beschützer. Das Ziel der Politik dieser norditalienischen Barbaren war in Rom nicht unbekannt; seit Liutprand und Aistulf ward es offenbar: Ausdehnung der langobardischen Herrschaft über die ganze Halbinsel. Und immer wieder tritt dieser Gedanke seitdem als der leitende in der langobardischen Politik hervor. Schon versuchte eine starke langobardische Partei in Rom, das Papsttum ganz in seine Gewalt zu bekommen. Dieser unfertigen, gärenden Welt sah sich der immer fester und inniger sich zusammenschließende fränkische Großstaat plötzlich gegenübergestellt — dieser junge Riese, der sich dehnt und reckt und erst in der Abwehr und im Angriff erkennt, was seine Kraft zu leisten vermag. § § § § § Die Sicherung der Grenzen hatte Karl das Schwert gegen Aquitanien und Sachsen in die Hand gegeben. Einmal im Felde, war Karls impulsive Natur gewillt, ganze Arbeit zu leisten. Aquitanien wurde rasch niedergedrückt; die natürlichen Grenzen des fränkischen Großstaates im Süden waren damit gesichert. Es folgte der große Krieg um den Schutz der Sachsen-grenze. Als der König nach seinen ersten Erfolgen in seiner Pfalz zu Diedenhofen weilte, war er sicherlich nicht von dem stolzen Bewußtsein erfüllt, daß Sachsen jetzt endgültig bezwungen sei, sondern er schärfte damals sein Schwert zur endgültigen Bezwingung dieses Erbfeindes. Schwerwiegende Gründe müssen es gewesen sein, die ihn veranlaßten, seine sächsische Heerfahrt zu unterbrechen und die Grenzen abermals dem haßerfüllten Volke preiszugeben. Wer freilich die frommen Wendungen der späteren Urkunden wörtlich nimmt, muß annehmen, daß Karl einzig



Abb. 38 · Die deutsche Kaiserkrone (11. Jahrh.) in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien \* \* \* \* \*

das Interesse für die Einbringung der Gerechtigkeits- und des hl. Petrus, die Erhöhung der Kirche und die größere Sicherheit des Papstes' veranlaßt habe, dem Hilfsesuch des Papstes zu willfahren. Das ist nicht der Fall. Wir sehen, wie er lange schwankt; wir sehen, wie er durch diplomatische Verhandlungen dem Wunsche des Papstes entgegenzukommen sucht. Gewiß hielt ihn zunächst der Sachsenkrieg zurück; sodann mußte er aber doch auch mit der Möglichkeit rechnen, daß ein langobardischer Krieg bei vielen seiner Großen unpopulär war. Den Ausschlag aber werden doch schließlich staatsmännische Gesichtspunkte gegeben haben. SSS

Es ist gar nicht zu leugnen, daß die ungeheure Impulsivität Karls in der ersten Zeit seiner Regierung die Züge des Gewalttätigen, Rohen noch nicht völlig abstreifen konnte. Immer läßt sich in Karl noch ein Rest des barbarischen Eroberers erkennen. Er war indes kein Attila; er kann nicht verglichen werden mit den späteren Mongolenchanen; er hat nicht sinnlos eine Eroberung an die

andere gereicht. Gewiß zog er nicht als neuer Alexander ins Feld, aber das Schwert führte er wie dieser. Und während er von Erfolg zu Erfolg schritt, beginnt er, dem makedonischen Heros zu gleichen. Eine große Idee schwebte ihm freilich nicht von Anfang an bei seinen Unternehmungen vor. Das bunte, vielgestaltige geschichtliche Leben, das ihn zum Helden machte, hat ihn zu diesen Ideen hinübergeleitet. Wohl war Karl von Natur ein

gewaltiger Tatenmensch — und dennoch waren es die Verhältnisse, welche ihm immer wieder seine Kriege aufzwangen. Und in diesen Kriegen bewährt er sich als umsichtiger, aber auch als rücksichtslos durchgreifender Heerführer. Dabei sehen wir jedoch stets, wie der erobrende Heerkönig zum weitblickenden Staatsmann wird, der handelnd lernt, seine Siege für seinen Großstaat nach allen Seiten, nach der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen, auszunützen. Der Sachsenkrieg war ein Rachekrieg und hat mit deutsch-nationalen oder kirchlichen Erwägungen nichts zu tun; aber im Verlaufe dieser Kriege erkannte Karl die fränkische Staatsnotwendigkeit einer Christianisierung des dem Reiche anzugliedernden Sachsens. Daß er auch deutsche Politik trieb, daß er die Grundlage zum deutschen Reiche legte — das wußte er freilich nicht. SSS

Fränkische Politik bewog ihn auch zu seiner italienischen Heerfahrt; denn an dem Hofe des von ihm tödlich beleidigten Langobardenkönigs weilte ja die rachsüchtige Witwe seines Bruders Karlmann

mit ihren Kindern. Gelang es der starken langobardischen Partei in Rom, das Uebergewicht an sich zu reißen, so konnten seine Nefsen höchst gefährliche Prätendenten werden. Für Erbrechte hatte ja jene Zeit ein feines Empfinden. Auch mit einer bedrohlichen Koalition mußte er rechnen. Cassilo war ja gleichfalls ein Schwiegervater des Desiderius. Dieser feindliche Ring, dessen Gefährlichkeit das Hilfesuch des Papstes wieder einmal enthüllte, mußte gesprengt werden. Vielleicht waren die Verhältnisse dafür in diesem Augenblicke besonders günstig. Das Reich der Langobarden stand auf tönernen Füßen. Der ungezügelter germanische Individualgeist hatte den Staat durch Parteiungen zerrissen. Einem Wahlkönigtume unterstanden eine ganze Reihe nach Selbständigkeit strebender Herzoge. Auch das schwächte die Widerstandskraft dieses Staates, daß er durch das Gebiet von Rom und durch das Erzbistum von Ravenna in zwei geographisch getrennte Hälften auseinandergerissen war. In diesem Keil regierte der Papst, der unbedingt, wenn er nicht zum Range eines langobardischen Bischofs herabsinken wollte, einer weiteren Ausdehnung des langobardischen Reiches mit allen Mitteln entgegenarbeiten mußte. **S** Karl dürfte über die Verhältnisse im Langobardenreich wohl unterrichtet gewesen sein; denn schon vor dem Kriege kamen zahlreiche Emigranten an seinen Hof. Vielleicht hat auch die zurückhaltende Stellungnahme Cassilos ein rasches Zugreifen rätlich erscheinen lassen. Es ist nicht recht zu verstehen, warum der allzeit so ränkevolle Herzog seinem in Pavia so hart bedrängten Schwiegervater keinen Entschluß brachte. Fürchtete er in der Erkenntnis der erdrückenden fränkischen Macht für die eigene Selbständigkeit? Wollte er seine Selbstherrlichkeit in diesen Verwicklungen ungestört ausbauen? Die energische Faust Karls aber schuf hüben wie drüben der Alpen ganz neue politische Verhältnisse. **I**n Rom hatte die fränkische Partei obgesiegt. Hadrian I., ein edler Römer, bestieg den päpstlichen Stuhl. Als bald suchte der Langobardenkönig Desiderius den Papst zu bestimmen, für das Erbrecht der Kinder Karlmanns dadurch einzutreten, daß er

ihnen die Salbung zu Königen erteilte. Doch in Rom erkannte man, wie der Papstbiograph schreibt, daß Desiderius, des Willens war, eine Spaltung im Frankenreiche hervorzurufen und den Papst von der Freundschaft und Liebe des Königs Karl zu trennen und die Stadt Rom und ganz Italien der Gewalt des Langobardenreiches zu unterjochen'. Die entschiedene Weigerung des Papstes beantwortete Desiderius mit einem Zuge gegen Rom. Das war aber nur eine leere Drohung; denn sonst wäre er kaum vor der Ankündigung des Bannes zurückgewichen. 'In großer Ehrfurcht und ganz verwirrt', erzählt uns das Papstbuch, 'brach der König nach Verlesung der Bannbulle das Lager ab, um heimwärts zu ziehen'. Bereits aber waren Boten des Papstes unterwegs, welche unter Hinweis auf Pippins Beispiel, 'den König mit den Franken für den Dienst Gottes und die Gerechtsame des heiligen Petrus und die Tröstung der Kirche gegen Desiderius und die Langobarden' aufrufen sollten. Karl versuchte noch einmal, durch diplomatische Verhandlungen dem Papste sein Recht zu verschaffen. Desiderius aber glaubte, Karls Gesandte schroff und verletzend abweisen zu dürfen. Vielleicht hoffte er, daß die sächsischen Verwicklungen den Franken festhalten würden; vielleicht erkannte er, daß er über kurz oder lang doch gezwungen sein werde, seine Sache auf des Schwertes Spitze zu stellen. Diese drohende Haltung des Langobarden gefährdete nunmehr einen erfolgreichen Fortgang des sächsischen Krieges. Der Langobarde im Rücken mußte niedergelagert werden, ehe der nordische Feldzug seinen Fortgang nehmen konnte. Karl war in diesen neuen Krieg hineingedrängt. Auf dieser italienischen Heeresfahrt offenbarte sich sofort das glänzende Feldherrntalent des Königs. In zwei Heersäulen werden die Alpen überschritten. Die eine führt Karl selbst über den Mont Cenis zum fränkischen Einfallstor in Italien, die Klausen bei Susa. Sein Oheim Bernhard dringt mit dem zweiten Heere über den großen St. Bernhard in Italien ein. Jenes Einfallstor war aber gut verschanzt; Karls Lage war eine zeitlang eine recht mißliche. Es scheint, daß er sich aus seiner bedrohlichen Lage durch einen kühnen Umgehungsmarsch befreite. Da nun gleichzeitig das zweite heranrückende Fran-

tenheer die Rückzugslinie des Langobarden bedrohte, verließ dieser fluchtartig die Klauen und begab sich nach Pavia, während sich die beiden Heere des Gegners in der Poebene vereinigten. Der Sohn des Desiderius, Adalgis, führte Karlmanns Witwe Gerberga und deren Kinder gleichzeitig in das feste Verona. Karl zieht jetzt vor Pavia und bereitet sich zu einer langwierigen Belagerung vor. Während derselben unternimmt er einen Zug gegen Verona. Ohne eine vorausgegangene Waffentat werden ihm hier seine Verwandten ausgeliefert, die seitdem aus der Geschichte verschwinden und wohl nach der Sitte der Zeit in Klöster gesteckt wurden. § Schon bei diesem Veroneser Streifzug überrascht die schwächliche Haltung des doch um seine Existenz ringenden Volkes; es scheint, daß Verrat damals schon weitere Kreise dieses entarteten Volkes ergriffen hatte. § Immer länger zog sich die Belagerung hin. Schon glaubte der Papst Nutzen aus diesem langen Widerstande ziehen zu können und ohne Rücksicht auf Karl an die Neuordnung des langobardischen Reiches nach dessen völliger Vernichtung im Sinne der kirchlichen Wünsche denken zu dürfen. Da zerreißt Karl dieses überfeine Gespinnst; er macht sich plötzlich auf, um mit dem völlig überraschten Papst die italienische Frage zu besprechen. Wie sich dabei die beiden leitenden Ideen dieser Zeit, die Idee der universalen Kirche und die Idee des germanischen Großstaates in seltsamer Weise zu verquicken begannen, sei gesondert dargestellt. Als Karl vor die Mauern Pavias zurückgekehrt war, hatte die Not schon fast ihren Höhepunkt erreicht.

„Der Zorn Gottes“, sagt der Papstbiograph, „kam über die Bewohner der Stadt und schwächte sie durch tödliche Krankheiten; so gelang es Karl, Desiderius und alle, die mit ihm waren, in seine Gewalt zu bekommen und das ganze langobardische Reich seiner Herrschaft zu unterwerfen.“ Durch einen einzigen wuchtigen Anprall brach das Langobardenreich zusammen. Der Eindruck dieses Ereignisses spiegelt sich auch in der Sage wieder, die von ungeheurem Verrat zu künden weiß. Der Abendsonnenglanz einer ergreifenden Tragik, welcher den Todeskampf der Ostgoten verschönt, wirkt auf das Ende dieses germanischen Reiches kein versöhnendes Licht. § Desiderius war also gefangen; sein Sohn Adalgis entkam noch rechtzeitig nach Byzanz. „Ohne König und Führer“, so erzählen die Lorscher Annalen, „kamen alle Langobarden Italiens und unterwarfen sich der Herrschaft des ruhmvollen Königs Karl und der Franken.“ Interessant sind die lapidaren Sätze, in welchen der Langobarde Paulus Diaconus den Niedergang seines Volkes erzählt: „Nachdem Karl den einen König Desiderius gefangen genommen, den anderen, dessen Mitregenten Adalgis, nach Konstantinopel verjagt hatte, unterwarf er das von seinem Vater schon zweimal besiegte Volk der Langobarden ohne Schwertkampf insgesamt seiner eigenen Herrschaft und verfolgte, was selten zu geschehen pflegte, seinen Sieg mit Mäßigung und Milde.“ Wirklich ging Karl hier ganz anders vor, wie später gegen die Sachsen. Er sah die Unmöglichkeit ein, jene von ihm eroberten Gebiete einfach dem Frankenreiche anzugliedern. Schon durch ihre na-

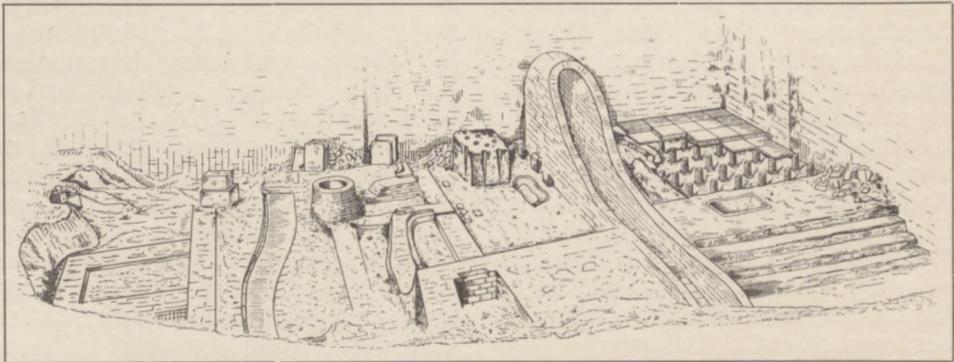


Abb. 39 · Römisches Bad zu Aachen \* \* \* \* \*

türlichen Grenzen und durch ihre geschichtliche Entwicklung waren diese auf sich selbst gestellt. Durch die Romanisierung hatten sich hier Ansätze einer staatlichen Individualität gebildet, welche sich nicht so ohne weiteres dem Organismus des fränkischen Gesamtreiches einfügen ließen. Mit gebotener Mäßigung nennt sich Karl König der Franken und der Langobarden. Nach der herrschenden Auffassung war diese italienische Eroberung eine Eroberung des Königs: Karl war der Nachfolger des letzten Langobardenkönigs. Kein Systemwechsel, sondern nur ein Personenwechsel trat vorerst in diesem Reichsgebiete ein. Die langobardische Verfassung blieb in ihren Grundzügen unangetastet; dennoch aber dringen frühzeitig auch fränkische Verwaltungseinrichtungen ein, die dann längere Zeit unvermittelt neben die älteren langobardischen treten: so z. B. das Lehenswesen und die Immunität. Auch das langobardische Recht blieb in Geltung; aber auch hier bürgerte sich mancherlei aus dem fränkischen Rechte allmählich ein. Durch all das wird frühzeitig ein künftiger Ausgleich der Verhältnisse der Reichsteile diesseits und jenseits der Alpen angebahnt. Wenn Karl auch einige neue Herzoge bestellte, so blieben doch andere in ihrem Amte. Nur in Pavia ließ er zum Schutze der Herrschaft des neuen Königs eine Besatzung zurück. Zum Könige der Langobarden ist Karl nicht eigens gekrönt worden. Die späteren Erzählungen von einer Krönung mit der eisernen Krone in Monza gehören der Sage an. § Karl war ‚mit großem Triumphe‘ nach einjähriger Abwesenheit in sein Reich zurückgekehrt. Mit sich führte er den Desiderius, dessen Gemahlin und Tochter, die jetzt auch in klösterlicher Verborgenheit verschwinden. Als Karl sich wieder gegen die Sachsen wandte, hatte die Basis seiner Herrschaft sich wesentlich geändert; dieselbe dehnte sich jetzt bis nach Istrien und Benevent aus. Der fränkische Volkskönig war plötzlich auf Weltpolitik angewiesen. § Noch war der neue italienische Besitz freilich nicht ungefährdet. Adalgis war die Seele einer großen Partei völkischer Selbständigkeit. Ihn unterstützte Herzog Arichis von Benevent, ein Schwiegersohn des Desiderius, und Herzog Hrodgaud von Friaul. Diese langobardische Koalition richtete sich naturgemäß

auch gegen den Papst, welchen man als Anstifter der fränkischen Heerfahrt ansah. Der Papst unterrichtete Karl über diese aufständische Bewegung. War es Karl gelungen, jene gefährliche Koalition durch geschicktes diplomatisches Vorgehen zu sprengen, oder gab der Tod Kaiser Konstantins V. die Gewißheit, daß auf byzantinische Unterstützung nicht zu rechnen sei — genug, die langobardischen Herzoge Mittelitaliens blieben neutral, und Karl hatte es bei seiner neuen Heerfahrt nur mit dem Friauler Herzog zu tun, den er mit rasch zusammengerafften Truppen entscheidend aufs Haupt schlug. Und wie im Sachsenriege geht Karl jetzt auch hier gegen die ‚Rebellen‘ mit aller Härte vor. Viele der Langobarden werden aus ihrer Heimat verwiesen und ihre Güter eingezogen. § Vielleicht hat gerade dieser Aufstand in Karl den Gedanken gereift, dem neuen Reichsteil einen Mittelpunkt in einem eigenen Königshof zu geben. Vielleicht erkannte er damals, daß ein Vizekönig von seinem Hofe aus besser die anders gearteten Verhältnisse Italiens zu überschauen und in dieselben einzugreifen vermöge, als er selbst oder seine wechselnden Bevollmächtigten. Auf der Romfahrt des Jahres 781 läßt Karl seinen Sohn Karlmann unter dem Namen Pippin vom Papste taufen und zum Könige von Italien salben. In gleicher Weise wird dessen Bruder Ludwig zum Könige von Aquitanien erhoben. Durch Pippins Königtum wurde Italien als ein selbständiger Teil des fränkischen Reiches anerkannt. Der Oberherrscher blieb aber nach wie vor Karl. Folgerichtig datieren die Urkunden von dem Zeitpunkte an, ‚da er Langobardien einnahm‘. § Noch einmal drohten ernste Verwicklungen an der Südgrenze seiner Einflußsphäre. Karl war nicht gewillt, eine uferlose Weltpolitik zu treiben. Er ist vielmehr, seitdem in Konstantinopel ein Weib, die Kaiserin-Witwe Irene, für ihren unmündigen Sohn Konstantin VI. regierte und damit eine völlige Wandlung der Regierungsmaxime im Ostreich eintrat, eifrigst bedacht, der Neigung der byzantinischen Politik zu einem Ausgleich zwischen der christlichen Vormacht des Westens und dem Kaisertum des Ostens entgegenzukommen. Dem Wunsche der Kaiserin Irene entsprechend, wurde der im Purpur geborene Konstantin mit Karls

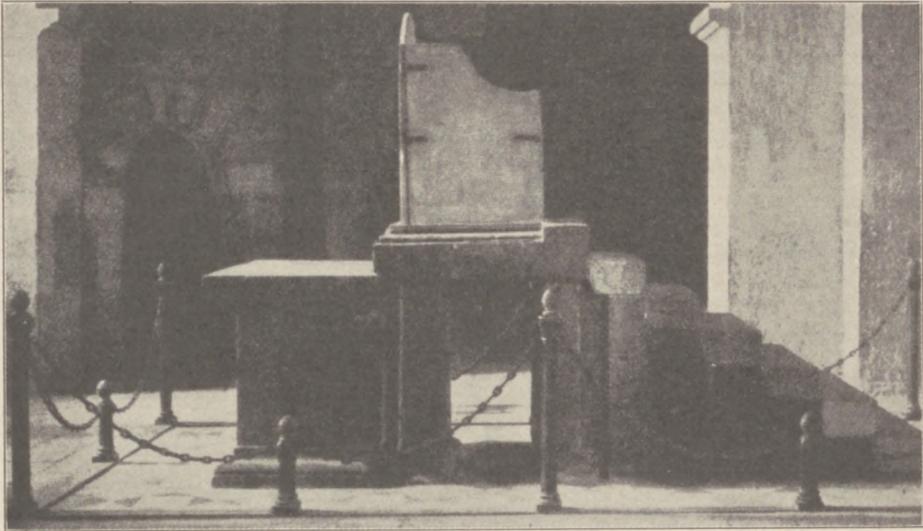


Abb. 40 · Der Königsstuhl im Aachener Münster \* \* \* \* \*

Tochter Rotrud verlobt. Ein kaiserlicher Eunuch Elissaeos sollte das blonde Frankenkind die klassische Sprache von Hellas und das steife Zeremoniell von Byzanz lehren. Wir dürfen annehmen, daß der kaiserliche Hof bei dieser Verlobung ausdrücklich die in Langobardien und im Kirchenstaate eingetretenen Umwälzungen anerkannt hat. § Der Papst fühlt sich jetzt als souveräner Herr der römischen res publica und hört auf, nach den Regierungsjahren der Kaiser zu datieren. Das hinderte aber nicht, daß trotzdem eine Annäherung des Ostens an Rom durch das kirchliche Entgegenkommen Irenes ermöglicht ward. Die Trennung des Ostens von der Kirche war vertagt. Auch Karl hat derselben entgegen gearbeitet – ein sicherer Beweis dafür, daß er an eine abendländische Kaiserpolitik in diesem Augenblicke noch nicht dachte. Durch diesen Frontwechsel der griechischen Politik trat auch im Süden Italiens, da den langobardischen Fürsten die Rückendeckung genommen war, für einige Zeit Ruhe ein. Während Karl dann die Sachsen erneut niederwarf und Unruhen in der Bretagne und in Thüringen dämpfte, geriet der Süden wieder in Bewegung. Die beneventanische Frage wird namentlich von dem bedrohten Papste als besonders vordringlich geschildert. Gewiß war auch die Entwicklung eines langobardischen Großfürstentums im Süden der Halbinsel nicht ohne Bedenken für den

italienischen Besitz Karls, zumal damals in dem Wetterwinkel des Ostreiches wieder einmal ein politischer Umschwung eingetreten war, der schließlich zur Aufhebung der Verlobung der beiden KönigsKinder und zum völligen Bruche Karls mit Ostrom führen sollte. Es entsprach der Energie des fränkischen Königs, wenn er sich energisch bestrebt zeigte, im Süden klare Verhältnisse zu schaffen. Wohl flüchtete Arichis alsbald nach Salerno, wohl erkannte er schließlich Karls Oberhoheit an, dennoch aber schätzte der große Franke die Schwierigkeiten, dieses Land in fester Abhängigkeit zu erhalten, richtig ein. Wiederholt hat zwar das italienische Aufgebot in der Folgezeit noch gegen die beneventanischen Rebellen gekämpft. Für Karl aber hatten diese Kämpfe nur die Bedeutung von Episoden. Seinem staatsmännischen Blick entging es nicht, daß er seine Kräfte dringenderen Reichsaufgaben widmen müsse. Karls Herrschergröße äußerte sich nicht zuletzt in der rechtzeitigen Erkenntnis, daß seine Politik sich nicht ganz in den Dienst der selbstsüchtigen Interessen Roms stellen dürfe, daß er vielmehr die allgemeinen Reichsinteressen in den Vordergrund stellen müsse. § Man begann sich unter Karls umsichtigem Walten eins zu fühlen als das eigentliche christliche Volk. Spuren eines Reichsbewußtseins treten hervor. Die mitteldeutschen Stämme, die Karl gegen die Sachseinfälle schützte, die

Bayern, denen er mit durchschlagendem Erfolge die deutsche Macht gegen die Avari abnahm, wie die Norditaliener, die sich seit Jahrhunderten desselben barbarischen Gegners nur notdürftig erwehren konnten, mußten alle, auch ohne das in den Vorstellungen der Menschen noch nicht erloschene Gefühl eines universalen Zusammenhanges, im fränkischen Gesamtreiche den sicheren Hort des völkerbeglückenden Friedens erkennen. Reale Interessen schufen wie immer dieses erste dürftige Zusammengehörigkeitsgefühl germanischer und romanischer Stämme; die großen Ideen der Vergangenheit hatten damals eine karolingische Einheitsidee noch nicht gestaltet, die sich ins Uebersinnliche verlor. Auch die Seele Karls war in dieser Zeit kaum schon erwärmt von dem Gedanken eines das ganze Abendland umfassenden Gottesreiches, dem er als priesterlicher König vorzustehen berufen sei. **N**icht als Schirmherr der Gläubigen gegen das mohammedanische Heidentum, nicht als Nachfahr römischer Cäsaren, der auch noch die letzte Provinz des ehemaligen Imperiums seinem Zepter unterwerfen möchte, sondern entweder als Beschützer der von Süden bedrohten Reichsgebiete Aquitaniens und Septimaniens, oder vielleicht auch nur als Eroberer, dessen kraftstrotzendes Selbstbewußtsein nach den Erfolgen des Sachsenkrieges nach Betätigung strebte, ließ Karl sich, ehe er noch den östlichen Gegner völlig niedergezwungen hatte, zur spanischen Heerfahrt bewegen. Dieser Krieg war kein Religionskrieg. Die Christen hatten in Spanien unter der Herrschaft des Islam ja Reli-

gionsfreiheit; gerade sie hatten ja auch den ersten fränkischen Ansturm auszuhalten, und Christen waren es auch, die schließlich ihre Selbständigkeit gegen den fränkischen Eroberer verteidigten. **S** Der Reichstag von Paderborn im Jahre 777 sah eine spanische Gesandtschaft. Inmitten der unberührten, jungfräulichen Kultur eines Naturvolkes der Held und Begründer der Weltkultur des Abendlandes, und die Vertreter einer anderen schimmernden Kultur, die den treibenden Ideen des christlichen Kulturideales widerstrebte — ein seltsames Bild! Mit Staunen hörten die fränkischen Krieger, wie die Söhne des Propheten um Unterstützung gegen ihre Glaubensgenossen baten. Karl setzte nur die Politik seines Vaters fort, wenn er dem Hilfsesuch der Gegner der spanischen Ommijaden willfahrte, da ja Pippin schon freundliche Beziehungen zu den Abbassiden unterhalten hatte. Auch das Ziel dieser Politik war das gleiche: Unterwerfung der Pyrenäenvölker. Diese war nur dann eine dauernde, wenn Karl auch jenseits der Pyrenäen Stützpunkte seiner Macht besaß. **S** Trotz umfassender Heeresrüstungen war aber das Kriegsglück dem Könige auf diesem Feldzuge nicht besonders hold. Die Quellen hüllen sich deshalb in beredtes Schweigen. In zwei Heersäulen, wie in seinem ersten italienischen Feldzuge, hatte Karl das unwirtliche Pyrenäengebirge überschritten. Der Biograph Ludwigs des Frommen, den wir gewöhnlich den 'Astronomen' nennen, vergleicht den König mit Pompeius und Hannibal; er schildert die Gefahren dieses Zuges

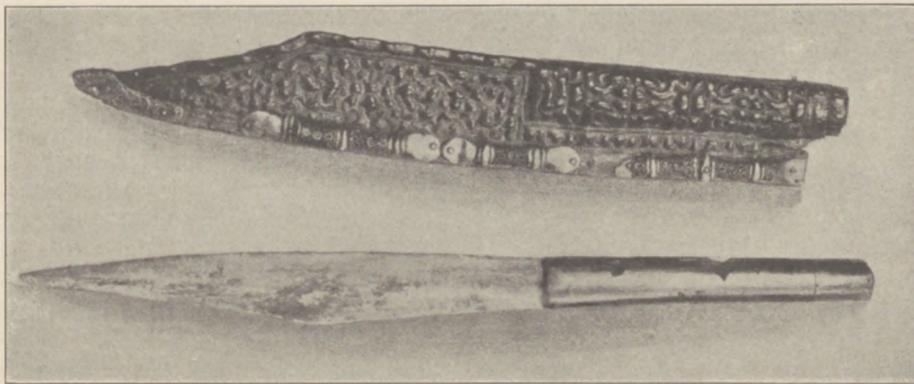


Abb. 41. Das Schwert des Aachener Domschatzes, welches Harun al Raschid Karl dem Großen übersandte

über die ‚himmelragenden Berge, die fast das Firmament berühren‘ mit ihren steil abfallenden Felsen und ihren schmalen Saumpfadern. Inzwischen ging in der mohammedanischen Welt Spaniens eine wichtige Veränderung vor sich. Jene, die Karl gerufen hatten, erkannten das Gefährliche ihres Beginnens. So fehlte dem Könige von vornherein die in Aussicht gestellte Unterstützung. Er richtete sein Heer zunächst gegen Pamplona, das zum christlichen Reiche Asturien gehörte, in welchem die Basken sich behauptet hatten. Pamplona wurde erobert; aber die Basken, die ihre Unabhängigkeit nicht preisgeben wollten, schlossen sich nur um so fester an die Mohammedaner an. Das Unternehmen gegen Saragossa scheiterte, wie wir wiederum dem geschwägigen Schweigen der höfischen Quellen entnehmen können. Kurz, das ganze Unternehmen war mißglückt. Karl tritt den Rückzug an, nachdem er zuvor die Mauern Pamplonas geschleift hatte. Diese Tatsache beweist, daß Karl gar nicht daran dachte, sich festzusetzen — sonst hätte er doch die Mauern eher verstärkt und eine Besatzung dort gelassen. Von dem weiteren Rückmarsch ist in allen Quellen nur ganz kurz die Rede. Unendlich viel mehr weiß aber die Sage. Einhard erzählt von der ‚Treulosigkeit‘ der ‚Wastonen‘, welche aus einem Hinterhalt einen Angriff auf den letzten Teil des Trosses und der ganzen Nachhut machten, ihn ins Tal hinabwarfen und in dem Kampfe, der nun folgte, alles bis auf den letzten Mann niedermachten, das Gepäck raubten und sich dann unter dem Schutz der einbrechenden Nacht in höchster Eile nach allen Seiten zerstreuten. . . . In diesem Kampfe fielen Eggihard, des Königs Truchseß, Anshelm der Pfalzgraf und Hruodland der Befehlshaber im britanischen Grenzbezirk, nebst vielen anderen. Hier ist zum erstenmal von jenem Mann die Rede, dessen Name bald durch die vielgeästelte Rolandsage der gefeiertste in Europa werden sollte. Die Erfolge dieser spanischen Heerfahrt waren also

höchst unbedeutend. Und doch hatte diese Fahrt weltgeschichtliche Bedeutung. Bislang hatten die Söhne des Propheten mit ihrer ungestümen Stoßkraft das Christentum bedroht; dieses hatte mit Mühe seine Defensivstellung behauptet. Karl aber ergreift als erster die Offensive gegen den Islam. Und diese einmal wenn auch erfolglos eingeschlagene Politik sollte beibehalten werden. Karls Plan ging jetzt ersichtlich dahin, zunächst eine Konsolidierung der Verhältnisse Aquitaniens herbeizuführen und dann erst die Sicherung der südlichen Grenzen ins Auge zu fassen. Dem neugeschaffenen Königreich Aquitanien wurde die Defensiv- und die Offensive gegen den Islam übertragen. Hier in Aquitanien hielt nunmehr der Knabe Ludwig, dem eine vormundschaftliche Regierung zur Seite gestellt ward, Hof. In einer Welt von Gegensätzen sollte dieses Königskind aufwachsen. Noch lange Zeit galt Aquitanien als die hohe Schule des Lebensgenusses. Dem strengen Vater, der dem Sohne sein fränkisches Wesen erhalten wissen wollte, erschien der Aufenthalt in jenem Lande so gefährlich, daß er ihn häufig an seinen Hof kommen ließ, damit er ‚nicht im zarten Alter etwas von den fremden Sitten annehme.‘ Die Befürchtungen waren überflüssig. In diesem Lande, wo später die leichtgeschürzte Muse ihr Königtum der Liebe begründen konnte, hielt auch der Geist strenger Askese — Gegenspieler, die so häufig gleichzeitig das innerste Triebleben der Völker zu beherrschen streben — seinen Einzug. Das düstere Mönchtum Benedikts von Aniane führte seine strenge Klosterreform durch und fesselte durch den erhabenen Ernst seines Wesens den königlichen Knaben. Das neue Königreich, mit dem auch Septimanie vereinigt wurde, erhielt wie Italien auch eine gewisse Selbständigkeit im allgemeinen Reichsverbande, damit es sich eher mit der neuen Herrschaft aussöhne. Noch einmal trugen die Söhne des Propheten die Fahne des heiligen Krieges über die Pyrenäen. Der Emir

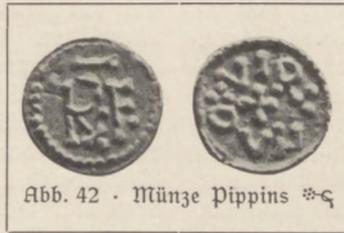


Abb. 42 · Münze Pippins \*~\*

von Cordova, Hescham I., fällt in Septimanie ein. Das sich bei Narbonne tapfer schlagende fränkische Heer unter Wilhelm von Toulouse, den die Sage gleichfalls zu ihrem Helden erkor, wird fast aufgerieben. Doch mit Zähigkeit hält Karl an der einmal eingeschlagenen Politik fest. Es gelingt ihm, südlich der Pyrenäen feste Kastelle und Burgen anzulegen, das umliegende, verödete Land mit spanischen Kolonisten zu bevölkern und so die spanische Mark zu begründen, die allmählich bis zum Ebro ausgedehnt wurde. Eine gedeihliche Entwicklung dieser jungen Kolonisation wurde aber durch Uebergriffe der fränkischen Beamten von vornherein in Frage gestellt. Karls Versuche, diesem Unwesen durch Gesetze zu steuern, hatten nur vorübergehenden Erfolg. Nicht ohne Bedeutung für den Grenzschutz waren die freundlichen Beziehungen, welche sich zwischen Karl und den Höfen von Asturien und Galizien herausbildeten, die ja beide den fränkischen Schutz dankbar empfinden mußten. §§

Die letzten Jahre des 8. Jahrhunderts bereiteten die universale Machtstellung Karls vor. Die Kaiserkrönung am Weihnachtstage 800 hat der ohnehin vorwärtsschreitenden Entwicklung keine neue Richtung gegeben, höchstens hat sie die universale Strebung des Frankenreiches verstärkt, dem Ganzen durch die Einheit der Kaiseridee ein festeres Band verliehen und die unklare Stellung des Frankenkönigs zu Rom geklärt, da ja ein römischer Imperator auch der Landesherr im Dufate von Rom sein mußte. § Eine hohe Stimmung erfüllte ob der Machtfülle des weltbefriedenden Kaisers die fränkische Welt. Wie mußte sich diese berauschen an dem farbenprächtigen Bilde der Gesandtschaft des Beherrschers der Gläubigen, in der man eine Huldigung des Heidentums für den Herrn der Christenheit erblickte. Die niedergehende Kulturmacht des Orientes und die aufsteigende des Okzidentales fanden in der Politik durch ihren gemeinsamen Gegensatz zu den Ommijaden und zu Byzanz wichtige Berührungspunkte. Karl

wechselte Gesandte mit Harun al Raschid, welche auch den Auftrag hatten, Beziehungen zum Patriarchen von Jerusalem anzuknüpfen. Es mußte die Geister mächtig bewegen, als der Patriarch kurz vor der Kaiserkrönung die Schlüssel des hl. Grabes und eine Fahne über sandte, zum Zeichen, daß er von Karl und nicht von Ostrom den Schutz der heiligen Orte erwarte. Einhard erzählt, daß der Khalif eingewilligt habe, daß jene heilige und heilbringende Stätte unter Karls Gewalt komme; indes kann es sich dabei unmöglich um Abtretung von Souveränitätsrechten, sondern nur um die von dem Patriarchen ersehnte nominelle Hoheit Karls gehandelt haben. Dem entspricht auch ein anderer Satz der Lebensbeschreibung Karls, in welchem es heißt, daß Karl sich deshalb um die Freundschaft der Könige jenseits des Meeres bewarb, damit er den unter

ihrer Herrschaft lebenden Christen Erleichterung und Hilfe zufließen lassen könne. § Spätere Berichterstatter haben jene orientalische Gesandtschaftsreise phantastisch ausgeschmückt. Auf der Höhe des Sorakte berichtet der mönchliche Chronist, Karl habe von Un-



Abb. 43. Münze Karls des Großen

teritalien aus eine Brücke über das Meer gebaut und ein ungeheures Heer darüber geführt. Noch späte Zeiten haben an diesen 'Kreuzzug' Karls geglaubt. §§

Die Weltstellung des Karolingischen Reiches tritt auch in dessen Beziehungen zu Ostrom hervor. Hier hatte die Kaiserin Irene ihren Sohn Konstantin blenden lassen. In ihrer höchst unsicheren Lage suchte sie die Freundschaft Karls. Karl war gewillt, diese neue entgegenkommende Haltung zu benutzen, um die Anerkennung seines Kaisertums durch Byzanz zu erhalten. Das germanische Legitimitätsbewußtsein war eben festgewurzelt in den Anschauungen des großen Franken. Daß Karl, wie der Byzantiner Theophanes meint, um die Hand der Kaiserin Irene geworben habe, um so die beiden Reiche wieder zu vereinigen, ist nicht sicher überliefert. Wurden derartige Pläne wirklich ernst erwogen, so zerklüngen

sie sich wieder sofort, als Irene verbannt wurde und bald darauf starb. Der neue Kaiser Nikephoros hielt den Kaiser des Westens hin. Erst die Eroberung des in loser Abhängigkeit von Byzanz stehenden Venedig durch den König Italiens, Pippin, führte zur Anerkennung unter der Bedingung der Zurückgabe dieser Stadt an Ostrom. Aber auch dann blieb Venedigs Abhängigkeit von Byzanz eine loßere. Indem diese Stadt von den fränkischen Königen Sondervorrechte erhielt, konnte sie sich zwischen Okzident und Orient als große, vermittelnde Handelsmacht entwickeln. \* \* \* \* \*

In seiner kaiserlichen Zeit hat Karl keine Eroberungspolitik mehr getrieben. Seine Kriege in dieser Epoche haben nur untergeordnete Bedeutung. Dahin zu rechnen sind die Expeditionen gegen die Sorben und gegen die Beheimi oder 'tschechischen Wenden', wie die Quellen sie nennen. Durchschlagende Erfolge konnten hier nicht erzielt werden; dennoch wurden diese Völker zum Reiche gerechnet. Einen gefährlichen Umfang drohte der Dänenkrieg anzunehmen. König Gottfrid, den die fränkischen Quellen Gottfried nennen, hatte ein großes dänisches Reich zusammengeschlossen. Dieses Reich konnte, wie die Unterstützungen der Sachsenaufstände lehrten, dem fränkischen Großstaat leicht gefährlich werden. Jene frankenfeindliche Stellungnahme der Dänen scheint wohl die Kriege der Jahre 808—810 veranlaßt zu haben. In diesen Kriegen entstanden die Anfänge des Danewirfs, des von König Gottfried angelegten Walles von der Ostsee bis zum 'Westmeer' (Nordsee). Auf ihren raschen Schiffen kamen jetzt die nordischen Wikinger herbei, um die Reichsküsten zu brand-

schätzen. Der Mangel einer Reichsflotte machte sich da plötzlich fühlbar. Karls Befehl, eine solche zu bauen, kam zu spät — dieser Versuch, eine Reichsflotte zu begründen, blieb für Jahrhunderte vergessen. Da starb zu guter Stunde der Dänenkönig. Damit war bei seinem Volke die Kriegsbegeisterung erloschen. \* \* \* \* \*

Der Kaiser, der nach den vielen Strapazen seiner Kriege rasch alterte, erließ 806 ein Hausgesetz, in dem die Teilung des Reiches zwischen seine Söhne Ludwig und Pippin auf Grund der fränkischen privatrechtlichen Auffassung des Staates geregelt werden sollte. Die Kaiserwürde mußte natürlich von dieser Teilung ausgeschlossen bleiben; sie sollte dem ältesten Sohne zufallen. Der Tod ist über dieses Gesetz zur Tagesordnung übergegangen. Der Kaiser erlebte 810 den Schmerz, seinen Lieblingssohn ins Grab steigen zu sehen. 811 starb auch sein älterer Sohn Karl. Die Poeten am Hofe nannten diesen Prinzen die Zierde des Hofes und die Hoffnung des Reiches. Der schwächliche, übriggebliebene Ludwig repräsentierte die kommende Zeit. Damals ward es offenbar, daß das rauhe Wesen des harten Kriegers auch weiche Züge barg. 'Den Tod seiner Söhne und seiner Tochter', sagt Einhard, 'ertrug er mit weniger Fassung, als der hohe Sinn, der ihm eigen

war, erwarten ließ, und die herzliche Liebe, die ihn nicht minder auszeichnete, preßte ihm Tränen aus'. \* \* \* \* \*

Der tief gebeugte Kaiser trifft nunmehr Verfügungen über seinen Schatz. Besonders reich wurde die Kirche bedacht. Als dann, auf der allgemeinen Reichsversammlung zu Aachen 813, 'bestellte' Karl 'Ludwig als Kaiser neben sich'. Bernhard, der Sohn Pippins, wird gleichzeitig zum Unterkönig in Italien erhoben.



Abb. 44. Beamter oder Prinz u. Königin Irmentrude \* \* \* \* \* Aus der Bibel Karls des Kahlen \* \* \* \* \*



theokratische Gedanke die fränkische Staatsidee, bis schließlich der größte Sohn dieses Hauses sein Königspriestertum, die Einheit von Staat und Kirche, verkündet und sein Recht auf die Herrschaft in der ganzen Christenheit behauptet. Diese theokratischen Vorstellungen weiten das fränkische Großkönigtum erstaunlich schnell zum Weltreich. Im letzten Grunde ist jene fränkische Gottesstaatsidee nichts anderes als die ins Christliche und ins Germanische übersezte antike Staatsidee, welche den unbändigen Macht Tendenzen des geborenen Gebieters der Völker eher entgegenkam, wie jene von unten nach oben aufbauende fränkische. Karl übernimmt in der Tat vom Romanismus den Gedanken der Zentralisation; er verlangt, daß alle relativ selbständigen Gewalten seinem gleichmachenden Staatsprinzip sich unterordnen. So werden dem germanischen Drange nach Geltendmachung der eigenen Sonderart Zügel angelegt; die germanischen Völker sehen sich von dem machtvollen, rücksichtslosen

Willen Karls jenem wesensfremden, in einen unterschiedslosen Universalismus aufgehenden Staatsgedanken unterworfen. Die neuartige gesteigerte Machtfülle Karls charakterisiert der von ihm gewählte Titel 'von Gottes Gnaden.' Auch äußerlich suchte sich der germanische Volkstönig dem alten weltgebietenden Königtume anzugleichen. So ward das byzantinische Vorbild für eine Vermehrung der Reichskleinodien maßgebend. Römische Kunstfertigkeit wandelte den Hochsitz des germanischen Herrn in einen Thron. Zum Speer, dem alten Sinnbild der königlichen Macht, gesellte sich ein goldener Stab, das spätere Zepter. Die Krone wurde nicht mehr verschmäht. Auch die byzantinische Sitte der Salbung des Königs konnte sich einbürgern, da sie an jene alttestamentlichen Vorbilder anknüpfte, welche man in den höher gestimmten Kreisen des Franken-

reiches als Vorbilder des theokratischen Herrschaftsgedankens verehrte. Freilich fehlte diesem erhabenen Königtume nach wie vor der feste örtliche Mittelpunkt in einer bestimmten Residenz. Noch immer gebot die Naturalwirtschaft, daß der Hof von Pfalz zu Pfalz umherzog. Auf diesen Pfalzen Heristal, Crécy, Attigny, Ingelheim, Nymwegen, Aachen aber entwickelte sich schon eine glänzendere Hofhaltung. Die junge germanische Kunst schafft hier der neuen höheren Geselligkeit einheim. Fremde prächtige Gesandtschaften,

Aristokraten, welche hier aus allen Gauen des Reiches zusammenströmen, sowie eine größere Zahl von politischen Würdenträgern verkünden den Weltbezug und die Größe des fränkischen Königtums. Der weite Umfang des Reiches bedingte sofort eine wesentliche Vermehrung der Hofbeamten. Die alten germanischen Hausämter des Seneschalk oder Truchseß, des Kammerers, des Marschall und des Schenken blei-



Abb. 45 · Siegel Karls des Großen \* \*

ben bestehen, nehmen aber vielfach römische Formen an. Das Amt des Pfalzgrafen, welcher nicht nur Hof-, sondern auch Regierungsbeamter ist, wandelt sich gleichfalls. Ihm fällt nicht nur die Vertretung des Königs im Hofgerichte, sondern auch der Vortrag vor dem Könige in weltlichen Angelegenheiten zu. Am meisten tritt der römisch-byzantinische Einfluß bei den eigentlichen Organen der Reichsregierung, den Angehörigen der kaiserlichen Kanzlei, hervor, welche in karolingischer Zeit einem höheren Geistlichen unterstellt war. Hier wurden die Kapitularien, die Instruktionen für die Königsboten, die Beglaubigungen, die Berufungen an den Hof, kurz alle offiziellen Schreiben ausgefertigt. SSS

Aber aller Prunk konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß der ganz im Sinne des Romanismus unternommene Versuch, den Staat aus dem Begriffe her-

aus zu konstruieren, an dem Widerstande der germanischen individualistischen Staatsidee einen unüberwindlichen Gegner hatte. Während der Romanismus sich nicht ohne Erfolg abmühte, am Sitze der Reichsregierung in Zentralisation und Organisation Gestalt anzunehmen, kann er der fränkischen Staatsverwaltung in Innergermanien höchstens eine romanistische Färbung geben. Einen weiteren Ausbau des Königtums in der Richtung zum Absolutismus verhinderte der dort bodenständige genossenschaftliche Gedanke und das dort zäh festgehaltene und selbständig fortgebildete Stammesrecht. Auch am Hofe selbst hatte der antike Staatsgedanke das germanische Bewußtsein eines Gegensatzes zwischen Königsrecht und Volksrecht noch nicht ausgetilgt. Alkuin schließt ein Schreiben an Karl mit den Worten: ‚Derjenige, in dessen Hand die Könige sind und die Rechte der Reiche, mehre und schütze Euere Kronen,‘ und der germanische Cäsar lebt noch so sehr in den fränkischen Ueberzeugungen von der privatrechtlichen Natur des Königtums, daß er im Jahre 806 gewillt war, sein Reich in selbständige, nicht von geographischen und völkischen Gesichtspunkten aus abgegrenzte Reiche zu zerlegen. Kein Wunder, daß da jener Karolingische Universalismus, dieser Versuch

einer Wiederherstellung der überwundenen antiken Staatsform, nichts anderes war als ein glänzender Anachronismus. Die Trägerin dieses deutschen Individualgeistes, der jenen auf tönernen Füßen ruhenden Staatsbau stürzte, war aber jetzt nicht, wie in der Urzeit, die Masse der Gemeinfreien, sondern die kleine obere Schicht der Aristokraten, welche jene aus ihrer einstigen souveränen Stellung herausgedrängt hatte. Im seltsamen Kreislauf der geschichtlichen Entwicklung verdankte dieser vom Sondergeiste erfüllte Adel sein rasches Emporsteigen dem Romanismus. Teils in verhüllter Form unter Karl Martell und Pippin, teils als Theokratie unter Karl hatte das universalistische Prinzip dem fränkischen Großkönigtume jenen leidenschaftlichen Drang nach Ausdehnung der neuen christlichen Republik mitgegeben, der sich in großen Eroberungszügen Luft machte. Jene Kriege aber bildeten für die große Masse der ackerbautreibenden Bevölkerung eine so schwere Belastung, daß ihre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und Selbständigkeit bei den fortwährenden Aufgeböten zusammenbrechen mußte. Die glänzende auswärtige Politik des theokratischen Herrschers hat also eine dunkle Kehrseite: die Untergrabung der festen wirtschaftlichen Grundlage des Reiches,



Abb. 46 · Antiker Sarkophag Karls des Großen · Das Relief stellt den Raub der Proserpina dar



die nur ein tüchtiger Bauernstand bilden konnte. Um dieser erdrückenden Belastung zu entgehen, flüchteten die Freien jetzt in Scharen unter Preisgabe ihrer Unabhängigkeit in den Schutz der Großen. Karl hat sich dieser Erkenntnis nicht verschlossen; er hat versucht, eine weitere Verminderung der Zahl der selbständigen Gemeinfreien hintanzuhalten; aber der geistliche und weltliche Großgrundbesitz, der allein imstande war, die fränkische Großmachtstellung zu verteidigen, war stärker als des Königs guter Wille. Da der König dessen Beistand unmöglich entbehren konnte, mußte er sich bescheiden, diese unheilvolle soziale Entwicklung nach Kräften einzudämmen. Freilich erwies sich jene Stütze des Königs als der Rohrstab, der seine Hand durchbohrte: das Ergebnis der Regierung der Karolinger ist der mittelalterliche Lehnsstaat.

Aus zwei Wurzeln ist dieser hervorgegangen, aus dem Vasallentum und aus dem Benefizialwesen. Die *gasindi*, *vassi* oder *vassalli* waren ursprünglich unfreie Diener. Wir sahen aber, wie sich schon in der merowingischen Zeit Freie in die Hand eines Herrn, des *Seniors*, begaben, um nach geleistetem Treueid als dessen kriegerische Gefolgsmannen Schutz und Unterhalt von ihm zu bekommen. Diese *Kommandationen* nahmen in den wirren Zeiten der Heerfahrten Karls einen immer größeren Umfang an. Es bedeutete schon eine energische Hinwendung zum mittelalterlichen Lehnsstaate, als *Pippin* die *Kommandation* auch in der Politik zur Anwendung zu bringen suchte, indem er von *Cassilo* die Leistung des Vasallitätseides verlangte. Das Benefizialwesen geht auf die *Landschenkungen* der Merowinger zurück. Unter den Karolingern bildeten sich die zwar zuvor schon vorhandenen rechtlichen Vorstellungen vom Wesen eines solchen Lehens klarer heraus. Es galt nunmehr als Rechtsgrundsatz, daß der mit einem solchen Benefizium Beliehene nur ein beschränktes Eigentum, nur ein Nutzungsrecht an diesem habe, daß er es nicht ohne Zustimmung des Schenkers veräußern dürfe, daß es nicht erblich sei. Ein solches Benefizium bestand zumeist aus Grundbesitz; aber auch Zölle, öffentliche Einkünfte und — was in seinen Wirkungen besonders bedenklich war — selbst öffentliche Ämter

wurden verliehen. Nun bürgerte sich immer mehr der Brauch ein, einem Vasallen an Stelle des garantierten Lebensunterhaltes ein Lehen zu geben. So kam es, daß allmählich Vasallität und Benefizialwesen verschmolzen. Auch das ältere Institut der Immunität hat in karolingischer Zeit wesentlich zur Herabdrückung des Standes der Gemeinfreien und damit zur weiteren Ausdehnung des Lehenswesens beigetragen. Mehr und mehr bildeten sich abgeschlossene Immunitätsterritorien heraus, in welchen den Herren die öffentliche Gewalt über die auf freiem Eigentum innerhalb des Bezirkes ansässigen Großgrundbesitzer übertragen wurde. Diese neue soziale Gestaltung bedingte einen völligen Bruch mit den alten einfachen staatlichen Einrichtungen. Die Masse des Volkes, die bisher im Heerwesen, in der Reichsversammlung und im Gerichtswesen der maßgebende Faktor gewesen war, wird einflußlos. Auf all diesen Gebieten schafft die neue ständische Gliederung auch neue Verhältnisse.

Im Reiche der Merowinger und der Karolinger herrschte der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht. Das bedeutete damals etwas ganz anderes wie heute. Die ohnehin nicht allzu große und durch die sich drängenden Aufgebote bedrohte wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des kleinen Freien wurde auch noch dadurch in Anspruch genommen, daß der wehrpflichtige Mann selber für seine Ausrüstung und Verproviantierung zu sorgen hatte. Nachdem aber die Erfahrungen, welche man in den Kämpfen mit den Arabern gemacht hatte, die Ausbildung größerer Reitermassen zur gebieterischen Pflicht erhoben, nimmt auch im Umkreise des Heerwesens die Wertschätzung des kleinen Mannes, der diesen erhöhten Ansprüchen nicht mehr gewachsen ist, schnell ab. Das Lehnswesen durchdringt nunmehr auch das Kriegswesen. Durch Verleihung von Krongut werden die Großgrundherren in den Stand gesetzt, ihr nach altem Herkommen berittenes Gefolge in eine starke „Mannschaft“ kampfsgeübter Reiter umzuwandeln. Das führte dann zur allmählichen Verdrängung des fränkischen Fußvolkes und zu dem höchst bedenklichen Ergebnis, daß die Masse des Volkes unkriegerisch wurde. Diese Tat-

sache wirkte zersetzend auf das fränkische Kriegswesen ein. Der rasch wachsende militärische Einfluß der Senioren hat dann den Verfall der karolingischen Heeresverfassung beschleunigt. Auch hier hat die Gesetzgebung nicht energisch genug eingegriffen. Sie hielt an dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht auch in der letzten Periode Karls noch unentwegt fest; nur war sie späterhin bestrebt, wesentliche Erleichterungen zu schaffen, indem die Vermögenslage der einzelnen in Rücksicht gezogen wurde. So brauchten nach einer Verordnung Karls vom Jahre 807 nur die Besitzer von fünf Hufen persönlich aus-zuziehen; die kleineren Grundbesitzer sollten für je drei Hufen, die Nichtgrundbesitzer zu je fünf einen Mann ausrüsten. **S S** Diese Verhältnisse wirkten naturgemäß auch auf die Heerschau zurück, die ursprünglich im März, später im Mai abgehalten wurde. Bei dem weiten Umfange des Reiches und der wachsenden Zahl der Lehnsabhängigkeiten minderte sich die Zahl der Teilnehmer immer mehr, und die Tagung verlor schnell den Charakter der versammelten Volksgemeinde. An ihre einstige Souveränität erinnerte nur noch die Tatsache, daß diesem Maifeld, wie

man jene Heerschau jetzt nannte, wichtigere Entschlüsse des Königs mitgeteilt wurden, die dann von den Kriegern durch Zurufe und Zusammenschlagen der Schilde akklamiert wurden. Größere Bedeutung erlangten die Reichs- oder Hofstage, auf denen der König mit den zum Erscheinen verpflichteten weltlichen und geistlichen Beamten über wichtige öffentliche Angelegenheiten zu beraten pflegte. Aus diesen Tagungen der Großen sollten sich langsam die späteren ständischen und parlamentarischen Vertretungen entwickeln. **S S** Die bedrängte Lage des Standes der Gemeinfreien hat dann schließlich auch eingreifende Veränderungen auf dem Gebiete des Rechtslebens gezeitigt. Dieselbe Fürsorge, welche Karl dem kleinen Manne beim militärischen Aufgebot zuteil werden ließ, bestimmte ihn auch, jenem die ebenfalls drückende Last der Gerichtspflicht von den Schultern zu nehmen. Die frühere Dingpflicht der Gerichtsgemeinde der Hundertschaft wurde jetzt auf das echte Ding beschränkt. Auf diesem wurde unter dem Vorsitz des Grafen über solche Dinge verhandelt, die Leib und Leben, Freiheit und Eigentum betrafen. Auf dem gebotenen Ding brauchten nur die für längere Zeit



Abb. 48 · Relief auf dem Karlschreine \* \* \* \* \*

ernannten sieben Schöffen zu erscheinen, welche unter Leitung des Centenarius vornehmlich über Schuldfragen abzuurteilen hatten. Das waren bedeutsame und weitreichende Änderungen, die wohl geeignet waren, dem Rechtsleben größere Stetigkeit zu geben. Ueberhaupt tritt Karls Größe gerade auf diesem Gebiete zutage. 'Karls Recht' ist bezeichnender Weise noch nach Jahrhunderten die Wurzel aller Recht und Ordnung schirmenden Gesetzgebung. Nirgendwo sehen wir die zentralistischen Bestrebungen seiner Regierung so entschieden und zugleich so den gegebenen Verhältnissen sich anschniegender vordringen, wie gerade hier. Von überragender Bedeutung war dabei die Tatsache, daß sich im fränkischen Reiche die Personalität des Rechtes, nach welcher jeder nur nach dem Rechte seines Stammes abgeurteilt werden durfte, jetzt völlig durchgesetzt hatte. Schon die Tatsache, daß Karl selbst die Aufzeichnung dieser Stammesrechte fortsetzen ließ, macht offenbar, wie er selbst erkannte, wo die Grenzen einer Rechtseinheit im Reiche zu suchen waren, wo die Zentralisierungsbestrebungen, deren Anfänge wir schon in der Epoche der Merowinger wahrnahmen, einzusetzen hatten. In der Tat werden die einzelnen Stammesrechte durch königliche Erlasse abgeändert. Einheitlichere Rechtsbegriffe und Einrichtungen bürgern sich sodann auf dem Wege der richterlichen Praxis durch fränkische Beamte in immer stärkerem Maße ein. Auch die Rechtsprechung des fränkischen Königs im Hofgericht war ein wichtiges Moment für die Anbahnung einer Rechtsgleichheit. Ein völlig einheitliches Recht konnte sich indes nicht gestalten. Auf dem Wege der Gesetzgebung die Stammesrechte aus der Welt zu räumen, wie Agobard von Lyon das bald nach Karls Tod vorschlug, damit alle, wie unter der Herr-



Abb. 49. Schmalseite des Karlschreines. Karl der Große zwischen Papst Leo und Bischof Turpin \* \* \* \* \*

schaft eines Königs' so auch unter der Herrschaft eines Rechtes ständen, ging bei der tatsächlichen Obmacht der partikularen Rechte nicht an. Immerhin war Karls Wirken auf dem Gebiete der Rechtspflege epochemachend. Ohne große Erschütterungen des Rechtslebens und Rechtsbewußtseins suchte er durch seine ausgleichende Gesetzgebungstätigkeit dem Reiche jene rechtliche Grundlage zu geben, auf der allein ein Zusammenwohnen der Angehörigen verschiedener Stämme und Nationalitäten möglich war. **A**uf allen Gebieten tritt somit die Bedeutung der alten Volksgemeinde zurück. Vordem hatte diese ein inniges Wechselverhältnis zwischen Volk und Staat hergestellt, jetzt war es an dem König, der ihre Befugnisse an sich gerissen hatte, in einer

weisen Verwaltung an die Stelle dieses einstigen Bindemittels ein neues zu schaffen. Indes, eine völlige Neuordnung der innerstaatlichen Verwaltung, eine den gänzlich veränderten Verhältnissen entsprechende abgestufte Gliederung des ungeheuren Reiches nach dem Muster des antiken Weltstaates, das gerade hier zur Nachahmung herausforderte, hat Karl nicht durchgeführt. Es beginnt vielmehr, namentlich in seinen letzten Lebensjahren, jene Hilfslosigkeit der

Verwaltung, welche das Kennzeichen des mittelalterlichen Staates sein sollte. Im einzelnen freilich ging auch hier eine Fülle fruchtbarer und segensreicher Anregungen von Karl aus. S S S S S S S S S S

Die natürliche Zusammensetzung des Reiches lud zur Bildung großer Verwaltungskörper ein. Nicht nur in Aquitanien und Italien, sondern auch in Neufrien mit seinen früheren selbständigen Reichen und in Aufrasien mit seinen Stammesherzogtümern ergaben sich von selbst Anknüpfungspunkte für die Bildung großer

Verwaltungseinheiten, die unbedingt notwendig gewesen wären, da die Zentralbehörde unmöglich überall selbst eingreifen in der Lage war. Leider unterblieb die Einrichtung solcher provinzieller Zwischenglieder, ja, die bestehenden Stammesherzogtümer wurden von Karl rücksichtslos beseitigt. Das Reich ward nunmehr in Grafschaften oder Gaue zerlegt, an deren Spitze der vom König ernannte Graf stand. Nur an den Grenzen vereinigte, wohl aus militärischen Gründen, ein Markgraf mehrere Grafschaften in seiner Hand. Ein solcher Graf war ursprünglich ein rein militärischer Beamter des Königs. Allmählich fiel ihm dann auch noch die Verwaltung der Finanzen sowie die Gerichtsbarkeit und die Polizeihochheit zu. Die Grafschaft selbst gliederte sich, wie ehemals in Hundertschaften, deren Vorsteher, der centenarius, vicarius oder Schultzeiß zum Unterbeamten des Grafen ward. So erhob sich das Amt des Grafen mit seinen vielseitigen Amtsbe-

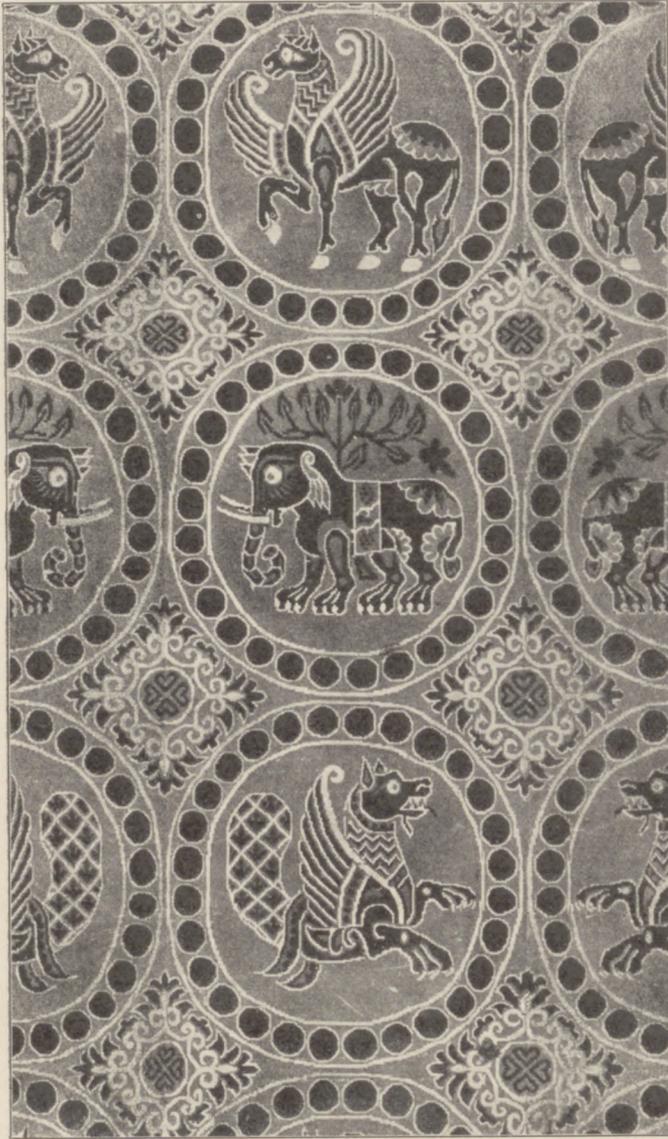


Abb. 50 · Elefantentuch im Berliner Gewerbemuseum, im Typus des Stoffes des Karlschreines \* \* \* \* \*

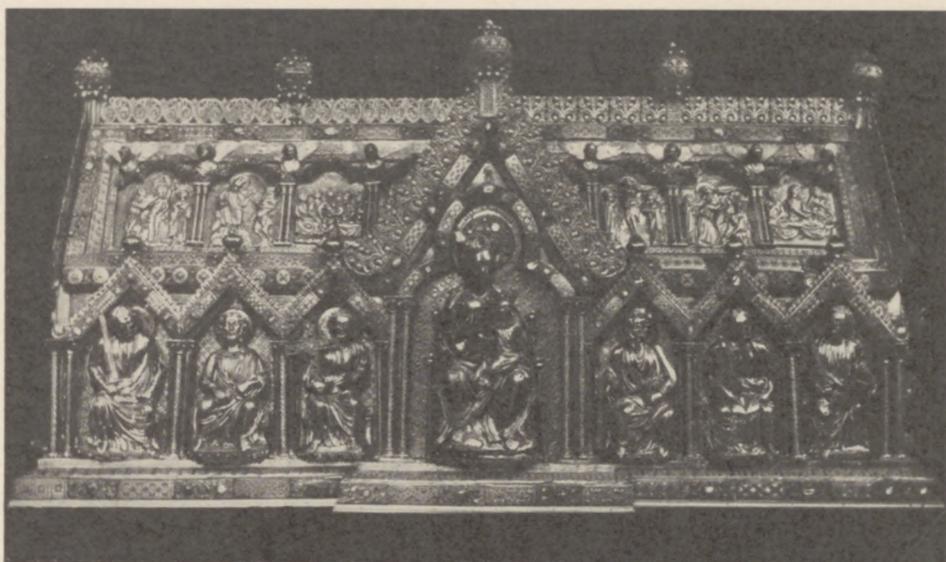


Abb. 51 · Der Marienschrein im Münster zu Aachen · 13. Jahrh. \* \* \* \* \*

fugnissen innerhalb der Reichsverfassung ganz von selbst zum wichtigsten Staatsamt. Gerade die Möglichkeit, auf alle Lebensverhältnisse einen maßgebenden Einfluß zu gewinnen, gab dem Grafen eine Machtfülle, welche nur in der Hand eines charakterfesten, die Dinge und die Menschen klar erkennenden Mannes sicher geborgen war. Klagen über Bestechlichkeit und Gewalttat der Grafen und ihrer Unterbeamten sind an der Tagesordnung. Immer wieder versucht Karl durch Amtsentziehung, durch sorgfältige Auswahl gewissenhafter und rechtskundiger Männer für dieses Amt, durch warnende und drohende Erlasse Wandel zu schaffen. Auch das eigens zur Kontrolle der Grafen von Karl geschaffene Institut der Königsboten [missi dominici], welche ‚Auge und Ohr des Königs‘ sein sollten und alljährlich einen ihnen zugewiesenen Missatsprengel bereisten, hat die Schäden der inneren Verwaltung wohl mildern, aber nicht tilgen können. Gerade durch die Königsboten wurde zwar mancher segensreiche Reformgedanke vom Hofe Karls in den fernsten Gau getragen. Neben der Ueberwachung der Beamten und der Ergänzung ihrer Tätigkeit hatten diese außerordentlichen Vertreter des Königs die Beamten und das Volk zu Tagungen zu berufen, um sich auf diesen über alle Verhältnisse genau zu informieren und als oberste Instanz

Recht zu sprechen. Im wesentlichen muß sich Karl darauf beschränken, die bereits eingerichtete Staatsverwaltung, die freilich für eine viel primitivere Staatsform berechnet war, durchzuführen, die in ihr hervorgetretenen Mängel zu beseitigen und namentlich die Willkür und die partikularen Gelüste der Gaubeamten niederzuhalten. Wo die staatlichen Mittel versagten, sucht er durch seinen gewaltigen Willen, durch seine nie rastende und umsichtige Tatkraft zu helfen und zu ordnen. Wie oft erscheint er in seinen Verordnungen als Schützer des Rechtes der Unmündigen und der Schwachen, als Schirmer des Friedens. Doch reicht auch diese königliche Fürsorge nicht aus, die großen Mängel der Verwaltungsorganisation völlig befriedigend auszugleichen. Das Heer der Unzufriedenen wächst in den letzten Jahren Karls; es gärt in den unteren Massen, und die in allerlei Gilden zu gegenseitiger Unterstützung organisierte Selbsthilfe nimmt vielfach schon einen staatsfeindlichen und sozialistischen Charakter an. Wir sehen somit auch hier, wie der deutsche Individualgeist nicht zum Segen der Reichsidee von vornherein eine Angleichung an die römische Staatsform unmöglich machte. S S S S S S S  
**H**ier wie überall war der große Geist, der sich plötzlich riesigen, aber unfertigen Verhältnissen gegenübergestellt sah, ge-

zwungen, handelnd zu lernen und lernend zu handeln; hier wie überall setzt er, wenn ihm auch ein voller Erfolg nicht beschieden ward, durch die Fülle lebendiger und lebenszeugender Gedanken in Erstaunen. Das gilt nicht zuletzt auch von seiner



Abb. 52 · Figur Karls des Großen am Marienschrein im Aachener Münster \* \* \* \* \*

administrativen Tätigkeit auf wirtschaftlichem Gebiete. Freilich sollte diese nicht allen Teilen des Reiches gleichmäßig Früchte tragen. Die primitive bäuerliche Wirtschaftsform des Ostens war noch auf lange Zeit durch eine tiefe Kluft von der städtischen Kultur Roms, welche in Gallien vorherrschte, getrennt. Schon äußerlich prägte sich dieser Unterschied in dem Landschaftsbilde aus. In Germanien deckte der Urwald noch weite Flächen, und die versumpften Flußgebiete bildeten ein Hindernis für einen ausgedehnteren Verkehr. Nur mühsam dringt die Kleinbäuerliche Kultur in dieses große Wald- und Sumpfland vor. In den Rodungen erhebt sich das zumeist noch hölzerne Einzelgehöft oder eine dörfliche Niederlassung. Der Boden, der ringsherum der wilden Natur abgerungen wird, reicht kaum für des Lebens Notdurft aus. Zahlreiche Hungersnöte künden die Schwächen und die Gefahren der altgermanischen Naturalwirtschaft und heischen gebieterisch von der dazu allein nicht ausreichenden wirtschaftlichen Kraft des kleinen Bauern größere Rodungen und intensivere Ausnützung des Bodens. Hier und da aber fallen schon in der karolingischen Zeit in den germanischen Gauen Einzelgehöfte größeren Umfangs auf, die stellenweise schon mit ihren verschiedenen Kleinbetrieben den Charakter von Ortschaften annehmen. Es sind zumeist klösterliche Niederlassungen, welche als Träger einer hochentwickelten Kultur das schwere Werk der Erziehung des deutschen Menschen zu besser geordneter und mehr ergiebiger wirtschaftlicher Arbeit beginnen und sich dabei der Unterstützung und des Schutzes des großen Karl erfreuen. **S** Wie anders ist das Bild jenseits der Vogesen! Große Kulturflächen breiten sich hier rings um die städtischen Niederlassungen, die alten Sitze römischen Kulturlebens. Schnelle Schiffe vermitteln den Verkehr. Mit den feineren technischen Hilfsmitteln zwingt man dem Boden reichere Erträge ab. Neue Kulturpflanzen sind schon mit Erfolg eingeführt: so der

Wein, fremde Obstsorten und Gemüsearten. Kein Zweifel, daß sich hier eine neue wirtschaftliche Epoche ankündigt, welche reich von dem direkt an alt-römische wirtschaftliche und soziale Einrichtungen anknüpfenden Großgrundbesitz heraufgeführt wird. Dieser wichtigste Machtfaktor im Reiche hat durch seine wirtschaftliche Kulturarbeit sicherlich erst ausgedehntere Kolonisationen ermöglicht. Auf seinen Herrenhöfen bietet er zunächst auf gallischer Erde in den verschiedenen hier vereinigten Kleinbetrieben den abhängigen Leuten einen auskömmlichen Lebensunterhalt; er organisiert die Weide- und Forstwirtschaft; er begünstigt die Einführung neuer Kulturpflanzen; er unterstützt die anhebende Dreifelderwirtschaft. Diese wirtschaftliche Arbeit des Großgrundbesitzes ist bereits geleitet von dem Streben nach einer Fruchtgewinnung über den eigenen Bedarf hinaus. Ein Güterumsatz bahnt sich infolgedessen an, und bereits bauen ihm die großen Herren Wege und Brücken. S

Dieser fortgeschrittenen landwirtschaftlichen Kultur des Westens

möchte nun Karl alle Gaue seines Reiches gewinnen. Er selbst war ja ein hervorragender Kolonisateur; er selbst hat umfangreiche Rodungen durchführen lassen und durch sein Beispiel die Klöster zu ähnlicher erfolgreicher Kolonisationsarbeit angeregt. Da der Grundbesitz die wesentlichste Einnahmequelle des Königtums darstellte, mußte Karl mit allem Nachdruck eine geordnete Verwaltung und Bewirtschaftung auf jenem anstreben. Dafür hat er in seinem berühmten Capitulare de villis ein Grundgesetz erlassen, das uns zugleich das Bild jener Musterorganisation eines Herrenhofes erkennen läßt, die der König bei seinen wirtschaftlichen Maßnahmen im Auge hatte. Die Kompetenzen der einzelnen königlichen Gutsbeamten werden hier ebenso wie die Rechte und Pflichten der zu Frondiensten verpflichteten Hinterlassen genau ab-



Abb. 53 · Kopfreliquiar Karls des Großen \* \* \* \* \*

gegrenzt. Klare, ins einzelne gehende Bestimmungen dieses Kapitulars regeln dann das Rechnungswesen dieser Höfe. Aus allen Zeilen dieses bedeutsamen Erlasses spricht die Umsicht und der Weitblick des königlichen Staatswirtes, der durchaus erkennt, was dem wirtschaftlichen Gedeihen nottut, und der gewillt ist, mit aller Kraft die Grundlage des Staatslebens zu festigen. Was seine Epoche auf diesem Gebiete begonnen hatte, das vermochten die Zeiten des Niederganges, die alsbald folgten, nicht vollends zu zerstören. Die wirtschaftliche Kultur des Mittelalters wurzelt in dieser weitsichtigen Arbeit des großen Karolingers. S S S S S

Als erster deutscher Herrscher hat Karl auch dem Gewerbe seine Aufmerksamkeit und Fürsorge zugewandt und zwar interessierten ihn naturgemäß zumeist die damals bedeutendsten Gewerbe der Weberei, der

Verarbeitung von Metallen und das Baugewerbe. Großzügig sind auch seine Anordnungen zur Hebung von Handel und Verkehr. Fortschritte auf diesen Gebieten sind auch unverkennbar. Immerhin blieb der Handel naturgemäß bei dem Vorrherrschen der Naturalwirtschaft und den schlechten innerdeutschen Verkehrswegen noch höchst bescheiden. Nur die Wasserstraßen der Donau und des Rheins, die Karl durch einen schiffbaren Kanal zwischen der Altmühl und der Rezat zu verbinden trachtete, sowie die alten Römerstraßen, welche der Volksmund später Heidenstraßen oder Steinwege genannt hat, belebten sich in dieser Epoche. Die Anfänge eines deutschen Handels knüpfen zweifelsohne an Karl an. Als Ausfuhrgegenstand begegnet uns höchstens das Getreide. Der Verkauf von Hörigen, Hengsten und Waffen über die Grenze war untersagt. Von den auswärtigen Handelsbeziehungen waren die mit England, das vornehmlich Mäntel lieferte, und die mit dem Orient, der die Luxusartikel, Gewürze und Weihrauch brachte, am wichtigsten. Die Träger des Handels mit dem Norden waren Angelsachsen und Friesen, mit dem Oriente Juden und Venezianer. Alle diese Händler standen unter dem Schutze des Königs, und der Handel selbst wurde erst ermöglicht durch die von Karl erreichte Stetigkeit und Sicherheit der inneren Verhältnisse. Die Mittelpunkte des jungen Handels bildeten für den Getreideumsatz die Wochenmärkte und für Industrieartikel, welche sich die germanische Wirtschaft nicht selbst erzeugen konnte, die Jahrmärkte. Die alte deutsche Naturalwirtschaft erfährt aber durch den Handel keine grundsätzliche Aenderung;

sie gibt auch dem Finanzwesen dieser Zeit noch 'entsprechend der privatrechtlichen Auffassung vom Staate ganz den privatwirtschaftlichen Charakter'. Jene privatrechtliche Auffassung kannte keinen Unterschied zwischen Staats- und Königsgut. Die Erträgnisse aus beiden flossen dem königlichen Fiskus zu. Indem dieser dem Könige die Möglichkeit darbot, reiche Geschenke an geistliche und weltliche Große zu verteilen, gab er der königlichen Macht die wesentlichste Grundlage. Die Einkünfte des Königs waren mannigfacher Art: zu den Erträgnissen der Domänen gesellten sich die Tributzahlungen fremder Völker und der Anteil des Königs an der Kriegsbeute; jährliche Geschenke, deren Spendung auf den Reichsver-

sammlungen zur Pflicht ward; regelmäßige Naturalleistungen an die königlichen Pfalzen, auf denen der König gerade residierte; zwei Drittel der Gerichtsgesälle; verschiedene Arten von Zöllen, so z. B. für Einfuhr und Ausfuhr, für Benutzung öffentlicher Verkehrsanlagen; weiter Steuern und Zinsen. Die letztere Einnahmequelle versiegte in Germanien frühzeitig; denn da man hier in der Zahlung von Steuern eine Minderung der Volksfreiheit erkannte, so widersetzte man sich mit Erfolg der Ausdehnung der einstigen römischen Steuerfassung auch auf das ost-rheinische Franzien. Schließlich sind noch die Einkünfte aus dem Münzregal zu nennen. Karl hat die Münzreform seines Vaters, der von der Goldwährung zur Silberwährung überging, weitergeführt. Seit 780 ließ Karl aus dem römischen Pfund Silber zwanzig Solidi zu je zwölf Denaren prägen. Der Solidus wird in einem Kapitular dem Kaufwert eines Rindes gleichgesetzt.



Abb. 54 · Karl der Große das Münster tragend, in der Reliquientapelle des 14. Jahrh. \* \* \*

Alles in allem! Als Staatswirt verdient Karl in der Reihe der mittelalterlichen deutschen Herrscher einen Ehrenplatz. Durch seine Kapitularien-gesetzgebung, welche für das ganze Reich bestimmt war, machte er sich und seinen Hof zum Mittelpunkt eines aufblühenden wirtschaftlichen Lebens. War Aufrasien zu Beginn seiner Regierung von einer mit den primitivsten Mitteln arbeitenden bäuerlichen Bevölkerung bewohnt, so hatten hier gegen Ende seines Lebens bereits Handel und Gewerbe ihren Einzug gehalten und boten der von den Klöstern ausstrahlenden höheren wirtschaftlichen Kultur die notwendigen technischen Hilfsmittel dar. Das allein schon spricht für die überragende Bedeutung dieses Königs. Die rechte Plastik aber erhält Karls Bild erst auf dem Hintergrunde der gewaltigen religiösen und kulturellen Bewegungen der Geister, welche seiner Epoche weltgeschichtliche Größe verleihen. S S S



## 2. Karl als Schirmherr der Einheit der Kirche S S S

Die Kriege, welche der große Karl führte, offenbaren uns die ungeheure Expansionskraft des fränkischen Reiches. Diese Kraft aber hatte ihre Wurzeln in jener geistigen Welt, die von nun an Denken und Wollen des mittelalterlichen Menschen beherrschte. Je mehr das Zeitalter der Auflösung überwunden ward, je inniger die Völker sich mischten, je reiner die verschiedene völkische Einheiten umfassende Staatsidee sich herausarbeitete, um so mehr erkennt

man den Universalismus als die verborgene Triebfeder der neuen Staatenbildung. In den chaotischen Zeiten, welche am Ausgange des 8. Jahrhunderts das Abendland heimsuchten, erschiender geängstigter Menschheit schließlich der weltbürgerliche universale Gedanke als das ordnende Prinzip, das allein das schreckliche eiserne Zeitalter überwinden und ein goldenes heraufführen könne. Der politische Universalismus, der jetzt wieder imponierend in die Geschichte eintritt, verleugnet seine Herkunft aus theokratischen Grundvorstellungen nicht. Auch im fränkischen Großstaat wurzelt er in der christlichen Weltanschauung, deren Mittelpunkt und Endziel die Erlösung ist. Als Karl der Große den Reif der Cäsaren empfangen hatte, schreibt Alkuin: „Weil die von Gott gewollte kaiserliche Würde nur dazu bestimmt ist, das Volk zu regieren und ihm zu nützen, so wird den von Gott Erwählten Macht und Weisheit gegeben; die Macht, um die Hochmütigen zu unterdrücken und die Niedrigen zu schützen vor den Ruchlosen, die Weisheit, um die Untergebenen in frommer Sorgfalt zu regieren und zu belehren. Mit diesen beiden Gaben, heiliger Kaiser, hat die göttliche Gnade Euch mehr als die Vorfahren dieses Namens und dieser Würde erhöht und geehrt, indem sie den Schrecken der Macht über alle Völker im Umkreis schickte, so daß in freiwilliger Unterwerfung die zu Euch kommen, welche einstmalen die Wucht des Krieges nicht zu unterwerfen vermochte. Was nun? Was obliegt Eurer gottergebenen Fürsorge nun in der Zeit des heiteren Friedens, da das ganze Volk, erlöst von den Mühen des Krieges, in friedlicher Ruhe Eurem Befehle nachzukommen sich beeilt und, aufmerksam vor Eurem Throne stehend, gewärtig ist, was Eure Autorität jedermann vorschreiben wolle, außer auch für jeden Stand das Rechte zu beschließen, das Angemessene zu befehlen, an das Heilige zu mahnen, damit jeder fröhlich mit den ewig heilsamen Vorschriften nach Hause heimkehre?“ Man hört aus diesen Worten die helle Freude darüber heraustönen, daß die barbarische Entartung der ausgehenden Merowingerzeit überwunden, daß die lähmende Furcht vor dem Anbruch der Letzten Dinge bezwungen ist; man hört aus diesen Worten die Ueberzeugung heraustlingen, daß der neue David,

der Königspriester Karl, jetzt den Weltabbat heraufführen müsse. S S S S S

Das sind Gedanken und Vorstellungen, welche uns an längst vergangene Zeiten erinnern: die augusteischen Tage scheinen unter dem neuen Germanencäsar wiedergekommen zu sein. So wie Alkuin sangen auch die Dichter der ersten Imperatoren. Damals nach den Greueln der Bürgerkriege, nach dem furchtbaren Druck eines maßlosen Pessimismus erhofften die Gemüter ja auch von dem apollinischen Sonnenheros, von Augustus, von diesem Gottkönige die Wiedergeburt der Menschheit, den Frieden des goldenen Weltalters. S Doch die Zeiten hatten sich gewandelt. Augustus war Imperator und Pontifex maximus zugleich; jetzt stand neben dem weltlichen Cäsar ein geistlicher. Wohl trat der Papst hinter der alles überragenden Persönlichkeit Karls zurück. Kaum aber war Karl dahingegangen, da zeigte es sich, wie das von ihm wieder erhobene Papsttum ein vergeistigtes Weltbürgertum repräsentierte, das seit den Tagen des großen Gregor mit Zähigkeit dahin arbeitete, alle nationalen und kulturellen Neuschöpfungen wieder in eine große, heilige Einheit, in den allumfassenden, vom Papste beherrschten Gottesstaat aufzulösen. S S S S S

Dieser geistliche Universalismus hatte sich im Frankenreiche namentlich seit den Tagen Karl Martells, in denen sich die Franken als Vorkämpfer der christlichen Welt fühlen lernten, mit der rasch wieder zunehmenden Volksenergie und politischen Kraft vermählt. Das natürliche Bedürfnis eines jungen Staates nach Ausdehnung, dem im Frankenreiche die Völkermischung und die dadurch gegebenen kulturellen Uebergänge zu der alten Zivilisation der romanischen Sonne Hesperiens nach der einen und zur Kultur des germanischen Urwaldes nach der anderen Seite entgegenkam, sucht, je mehr die weltverneinende Kirche die Gemüter beherrschte, seine Begründung in der weltbürgerlichen Idee des christlichen Gottesstaates. Nicht nur die Auffassungen, sondern auch die Aeußerungen des politischen Lebens wurzeln in der Weltanschauung. Und nach der Weltanschauung, die jetzt für Jahrhunderte die herrschende wird, ist das Leben des einzelnen Menschen und der Gesamtheit nur ein Vorbereitungsstadium für das

Leben im Jenseits. Das individuelle Leben hat nur insofern Bedeutung, als es dem überirdischen Berufe des Menschen, der für alle derselbe ist, nützt. Das staatliche Leben hat nur einen Wert, wenn es das gottesstaatliche Ideal zu verwirklichen strebt. Die Weltheilandsidee ist damit zum Mittelpunkt der Weltgeschichte gemacht. Politik und Religion fallen in dieser Weltanschauung zusammen. Staat und Kirche müssen nach ihr eine unlösliche Einheit bilden.

Das Mittelalter hat sich vergeblich abgemüht, dieses Gottesstaatsideal des großen Bischofs von Hippo zu verwirklichen. Erst an seinem Ausgange, erschöpft von diesem eiteln Bemühen, erkannte die Welt die tiefe Kluft zwischen dem in die Zukunft blickenden Universalismus und dem individualistischen Gegenwartsinn. Seit den Tagen Karls erblicken wir auf der einen Seite den lebendigen germanischen Staatsgedanken, eine völkische Energie mit einem starken Persönlichkeitsdrange, mit einer ausgesprochenen Neigung zu Sonderbildungen, mit einem naiven, kindlichen Glauben, der selbständig das Verhältnis des einzelnen zu seinem Gott bestimmen möchte; auf der anderen Seite sehen wir die alles nivellierende römische Staatsauffassung, eine straff geschlossene, den Erdball umspannende Hierarchie, ein unwandelbares Dogma. In den Tagen Karls schienen diese Gegenätze gebändigt, die Einheit von Staat und Kirche hergestellt zu sein. Das erwies sich als Trug. Zu bald sollte die Welt sich klar werden, daß es eine Frage nach dem Verhältnis von Staat und Kirche gab, und als man sich darüber klar geworden war, hätte man auch erkennen können, daß diese Frage in Rom längst entschieden war. Aus ihrem Prinzip der Weltverneinung folgerte die Kirche das Recht der Weltbeherrschung. In der Weltkirche hatte der große Gregor den Gottesstaat erkannt. Dieser romanische Gottesstaat, nach dem Vorbilde des römischen Reiches ausgebaut, kannte nur ein Haupt, den Papst. S S S S S

Nicht aus Menschengunst und um weltlicher Vorteile willen, sondern dem heiligen Petrus zuliebe und der Vergebung seiner Sünden halber war Pippin, wie er versichert, dem bedrängten Papste zu Hilfe geeilt. Und dennoch hat Pippin die italienische Politik des Frankenreiches einge-

leitet, die im Kaisertum seines großen Sohnes gipfeln sollte. Als Beschützer des bedrängten Papsttums wird der Frankenkönig ganz von selbst der tatsächliche Nachfolger des rechtmäßigen Besitzers des kaiserlichen Italien. Freilich, das Papsttum hatte mit Erfolg die Welt daran gewöhnt, in der kaiserlichen Rechtsphäre in Italien eine ‚Gerechtfame des heiligen Petrus‘ zu erblicken, und es hatte ja auch für diese mystische staatsrechtliche Fiktion die Anerkennung des mächtigsten Herrn der abendländischen Welt erlangt. Gewiß, der Papst war seit den Tagen Pippins seinem Ziele: der Souveränität im kaiserlichen Italien, nahe. Daß aber diese Souveränität nur unter dem Schutze des fränkischen Königs zu erreichen und zu erhalten war, lag bei der allgemeinen Weltlage, beider Ueberlegenheit der fränkischen Macht und der Schwäche des Papsttums, auf der Hand. Ebenso unabwendbar war es auch, daß dieser Schutz sich in eine Oberhoheit verwandeln mußte, sobald der fränkische König auf italienischem Boden festen Fuß gefaßt hatte und gezwungen war, Weltpolitik zu treiben. Dorerst zwar entsprach es durchaus den ungelösten Rechtsfragen, wenn das Bündnis zwischen den beiden Hauptern der abendländischen Christenheit sich ganz auf dem religiösen Gedanken aufbaute. Seinen

Ausdruck fand dieses in der Luftschwebende Bündnis in der Verleihung des Patriziates an den fränkischen König. Dieser byzantinische Amtstitel war dabei seines tatsächlich rechtlichen Inhaltes entkleidet; er sollte in die religiöse Sprache übersezt den Anwalt des heiligen Petrus bedeuten. Das Verhältnis war jedoch durchaus ideal gedacht; es erhielt aber sofort ein ganz anderes Gesicht, als Karl das Langobardenreich vernichtet und den Besitz des letzten langobar-

HIC PAERECCLESIAEROMAEDECVSINGLYVSACTOR  
 HADRIANVSREQVIEMPAPABEATVSIHAET  
 VIRCVIVITADSPLETASLEXGLORIIACHRISTVS  
 PASTORATOSTOLICSPROMPTVSADOMNEBONVM  
 NOBILISEXMAGNAGENIVSIAMGENEPARENTVM  
 SEDSACRISLONGENOBILIORMERITIS  
 EXORNARESTVDENSEDEVOTOPECTOREPASTOR  
 SEMPERVIQVE SVOTEMPLASACRATADO  
 ECCLESIASDONISPOPVLOSETDOGMATESCO  
 IMBVIETCVNCTISPANDITADASTRAVIAM  
 PAVPERIBVSLARGVSNVLLIPIETATESECVNDVS  
 ETPROPLEBESACRISPVEGILINPRECIIVS  
 DOCTRINISOPIBVSMVRISEREXERATARCES  
 VRBSCAPVTOBISHONORINCIPIAROMAVS  
 MORSINILNOGITXPQAE MORTEPEREMPTAEST  
 IANVA SEDVITAE MOX MELIORISERAT  
 POSIPAREMLACRIMNSKAPVLSHAECARMITASCRIBS  
 TVMIHIDVLCSAMOREMODOPLANGOPATER  
 TVMFMORESTOMBESEDIIVKEMENSMEASEMPER  
 CVMXPOTENEASREGNABEATAP  
 TELIERVSPOMVSMAGNODILEXITAMOR  
 OMNIBVTVVVSAMOROPTIMEPRAESVLERAS  
 NOMINATINGOSIMULTIVSCLARISSIMENOSTRA  
 HADRIANVSKAROLVSRXEGOTVCPATER  
 OMISOLEGASVERSUSDEVOTOPECTORESPPLEX  
 AMBORVMITISLTCMISENERPDS  
 HAECIVANNINEAREPROMESCRSSIMEMEMBRA  
 CVMSISANIMAGAVDEATALMADI  
 VLTIMACVPPHEDASDONEGTVBA CLAMEINAVRES  
 PRINCEPCVNEETROSVRGEVIDEREDM  
 AVDITVRYSERISVOCCEMSIOIVDICISALNAM  
 INTRANVACTONICAVDTAMAGNATVI  
 TVNCEMORISOTVINAFATEROPTIMEROSCO  
 CVMEATREDICNATVSPERGATE TISEMIEVS  
 OPETEREGNAPATERFELIXCAELES TIAXP  
 INDETVMVRECIIVSAVXILIAREGREGEM  
 DVMSOLIGNICMORVTIVS SPLENDESCITABAXE  
 LAVSTVASCERATER SEMPERINORBE MANET  
 SELITBEATAE MEMORIAEHADRIANVSPAPA  
 ANNOSEXCVI MENSESNDIESXVII OBIITVIKIAN

Abb. 55 . Die Grabplatte Hadrians I. . Auf Befehl Karls des Großen im Frankenreiche gefertigt \* \* \* \* \*

dischen Königs in Italien angetreten hatte. Staatsinteresse und Weltpolitik gaben dann dem Verhältnis zwischen dem Papste und dem fränkischen König sofort einen anderen Charakter. Das Staatsinteresse verlangte von dem neuen Langobardenkönig, daß er seine Schutzpflicht nicht zum Schaden des neuen Reichsgebietes ausübe; die Weltpolitik, in die Karl sich mitten hineingestellt sah, heißte von dem neuen Herrn Italiens, daß er sein Verhalten gegen Ostrom nicht

von dessen Verhalten dem Papste gegenüber, sondern von der italienischen Politik, welche der byzantinische Hoftrieb, abhängig machte. Beide, Staatsinteresse und Weltpolitik, hätten auch eine weniger impulsive Natur wie die Karls auf die Dauer zu einer staatsrechtlichen Auseinandersetzung mit dem Papste gedrängt. Auf der Höhe des Erfolges erkennt Karl, wie stets, die Tragweite des Erreichten; er erkennt, daß die neugewonnenen Machtmittel seine Weltstellung festigen, und er ist gewillt, Gebrauch von ihnen zu machen. Es ist wohl kein Zufall, daß er erst jetzt den Titel des Patrizius annimmt, der ihm bereits vor zwanzig Jahren verliehen wurde. \* \* \* \* \*

Solange das Verhältnis zwischen Karl und dem Papste rein religiös gerichtet war, hatte dasselbe auch nur einen religiösen Inhalt und keinen Wert für den König. Jetzt, wo die Berührung zwischen den beiden Gewalten eine unmittelbare und tatsächliche geworden war, gewinnt der Titel, nachdem ohnehin seine Voraussetzung: die Notwendigkeit einer Schutzpflicht den Langobarden gegenüber, weggefallen, an realem Inhalt, um so mehr als der Träger dieses Titels ein Mensch von dem Willen eines Karl ist. \* \* \* \* \*

Er führt den Titel, um Ansprüche daraus herzuleiten. Für sich begehrt der fränkische König jetzt das Recht des Oberherrn im Patrimonium des heiligen Petrus. Die Stellung, die er nach fränkischem Staatsrecht im alten Reichsgebiet einnimmt, nimmt er auch im neuen für sich in Anspruch. Wie in Frankreich, so greift er auch in Italien energisch in die innerstaatlichen und innerkirchlichen Verhältnisse ein. \* \* \* \* \*

Darin erkannte der Papst Neuerungen, über die er sich beklagt. Das hinderte aber den König nicht, den Papst dringend zu mahnen, sein Patriziat zu achten. Rom war jetzt in das fränkische Gebiet einbezogen. Das bedeutete einmal eine Schwächung der papalen Idee, insofern nach fränkischem Rechte in diesen Gebieten der König die Kirchenhoheit besaß. Es bedeutete aber auf der anderen Seite auch wieder eine Stärkung des universalen Gehaltes der kirchlichen Idee; denn plötzlich steht Rom wieder im Mittelpunkte einer kompakten Ländermasse, die lebhaft an das Imperium der römischen Cäsaren erinnert.

Da mußte der Gedanke des universalen Zusammenhanges wieder größeres Leben gewinnen. \* \* \* \* \*

Der fast souveräne, wenn auch politisch nicht unabhängige Herr der Stadt, für die Romanen der legitime Erbe der antiken Staatsidee, ist der Papst, das anerkannte Oberhaupt der allgemeinen Kirche, die höchste geistliche und sittliche Autorität in der Welt. Und dieser also gestärkte kirchliche Universalismus findet Worte. \* \* \* \* \*

Hadrian I., der seine Erhebung unmittelbar von Christus herleitet, nennt Rom wieder das 'Haupt der Welt'; er spricht von 'unserer heiligen römischen Kirche', die er 'durch Gottes Gnade lenkt und regiert'. Die ganze Christenheit umfaßt er in seinem Gebete. Kommende Zeiten kündigt das Wort an: 'Wir zweifeln nicht, daß jedermann weiß, wie groß die Autorität ist, die dem seligen Petrus, dem Apostelfürsten und seinem allerheiligsten Stuhle, zugestanden ist, so daß dieser Stuhl, der das Recht hat, über alle zu richten, keinem erlaubt, über seinen Spruch zu Gericht zu sitzen.' \* \* \* \* \*

Diesem romanischen Universalismus erweist aber in dem fränkischen ein vorerst überlegener Gegner. Das fränkische Königsrecht, innerhalb des Staatsgebietes die Kirche unbeschränkt zu leiten, dehnt seinen Geltungsbereich allmählich auf die ganze Christenheit aus. Die romanische Gottesstaatsidee wird von dem germanischen Naturfaktor in den Tagen Karls überwältigt; dafür beginnt eine fränkische zu herrschen, in der sich seltsam universalistische und individualistische Elemente, vom starken Willen Karls gebändigt, vereinigen. Karl selbst ist es, der alle Christen zum Dienste Gottes anhält; er wacht darüber, daß die Religion das Fundament des staatlichen Lebens bleibt. Und wirklich: Karl, der sein Amt im stolzen Selbstbewußtsein von Gott herleitet, erscheint der Welt als Nachfolger der alttestamentlichen Priesterkönige und schaltet tatsächlich als solcher im ganzen Umfange seines Reiches. Der Priester Cathwulf feiert ihn nach dem Sturze des Langobardenreiches und nach seinem Einzuge in die 'goldene und kaiserliche Roma' als den höchsten geistlichen und weltlichen Machthaber auf Erden. Als 'Ruhm', 'Leuchte', 'Vater Europas' erscheint er hier und bei anderen Autoren, aber be-

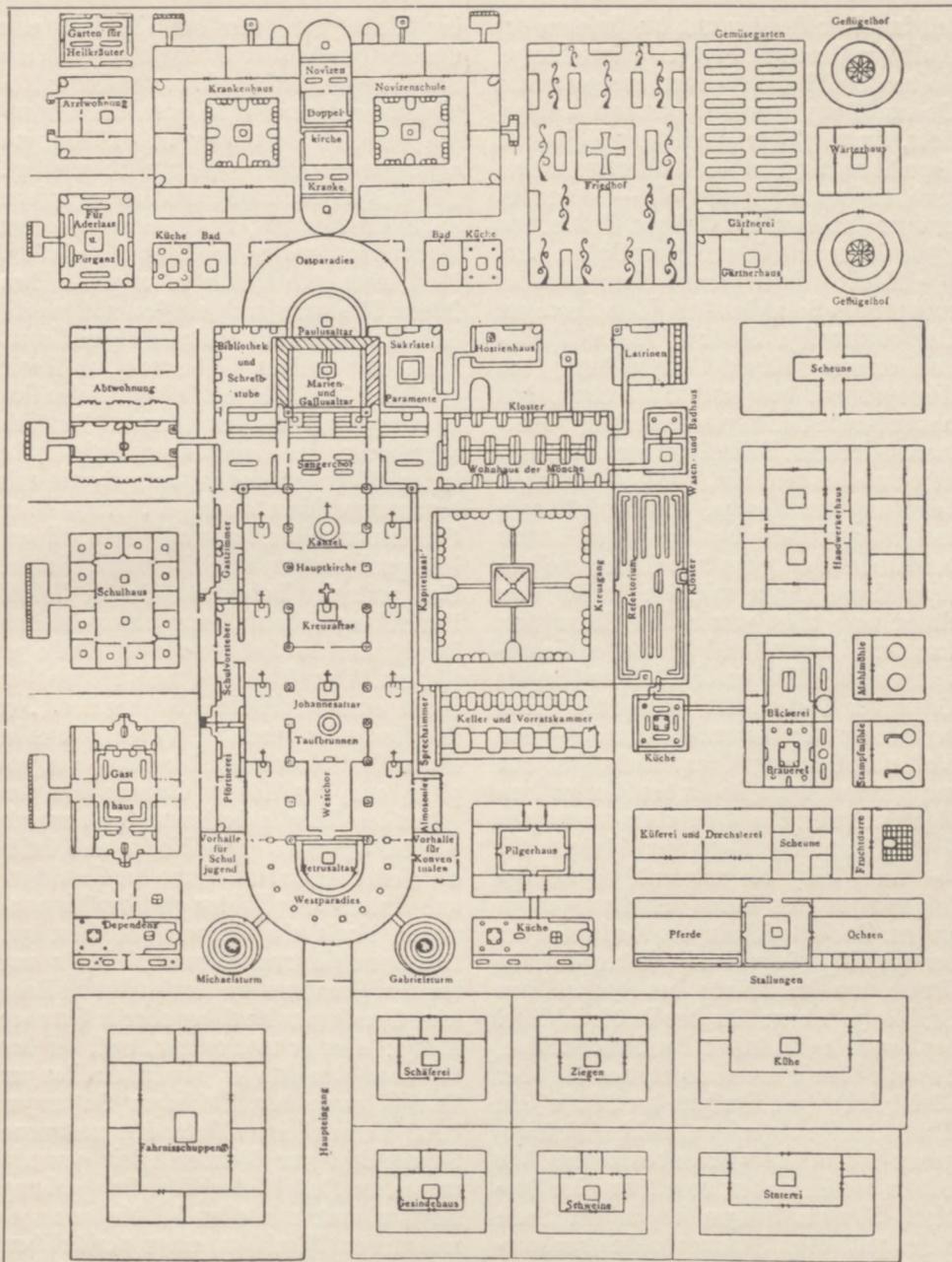


Abb. 56 · Bauriß des Klosters St. Gallen vom Jahre 820 · Mit Zugrundelegung des Planes in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen

zeichnenderweise nicht als Wiederhersteller des römischen Imperiums. Schon darin gibt sich das Bewußtsein der Eigenart des neuen fränkisch=christlichen Universalismus zu erkennen.

**A**uch Karls gelehrter Freund Alkuin ist der Ueberzeugung, daß unter dem Dep-

ter des sieggewaltigen Königs das Zeitalter des Gottesstaates auf Erden angebrochen sei. In einem Briefe an Karl heißt es um 793: Glückliches Volk, das durch einen solchen Lenker erhöht und einen solchen Prediger geschützt ward. Beides ist ihm eigen; das Schwert triumphierender Gewalt fun-

kelt in seiner Rechten und die Posaune katholischer Predigt klingt auf seiner Zunge. So stand einst David, des vorhergegangenen Volkes König, von Gott gewählt und geliebt, ein trefflicher Psalmist, mit Israels siegreichem Schwert die Völker unterwerfend, auf unter seinem Volk — ein unerreichter Prediger des Gesetzes Gottes. **S**

**A**ls Leiter und Lehrer seines Volkes feiert Alkuin seinen Freund; ihm vertraut er sogar den Schutz der kirchlichen Lehre an. Die eigenartige Stellung seines Königspriestertums zeichnet Alkuin durch das Gleichnis mit den zwei Schwertern, das nachfolgende Zeiten zum Ueberdruß zu verwerten strebten. Beide Schwerter, das geistliche und das weltliche, sind nach Alkuin in der Hand des Königs. Und doch klingen in der Lobpreisung des königlichen Leiters der Kirche schon ganz leise Töne zwiespältiger Erwägungen mit, die freilich dem Autor noch nicht zum vollen Bewußtsein kommen. Unwillkürlich scheidet er Geistliches und Weltliches: die Priester sind die Leiter der Seelen; die Könige die Leiter der Körper. Ein kurzer Schritt noch — und die kuriale Deutung dieses Gleichnisses hatte auf germanischem Boden des Wortes kundige Vertreter. **S S S S S S S S S S**

**D**ie Macht der Tatsachen hindert Alkuin, selbst die notwendigen Schlußfolgerungen aus diesen Erwägungen zu ziehen. Derselbe Alkuin, der Karl zum Hort der christlichen Lehre macht, findet glühende Worte, um die Würde des Apostolischen Stuhles zu feiern: ‚Du, der Du die Schlüssel des Himmelsreichs trägst, der Du vom Lichte, das alle Menschen erleuchtet, das Licht der Weisheit besitzt, Du Hirte der Schafe Jesu Christi, weide diejenigen, welche Dir übergeben sind, mit dem Brote des Lebens, den Blüten der Tugenden, dem Worte der Predigt!‘ Seltsam kreuzen sich in der Seele dieses geistvollen Mannes solche grundverschiedene Gedankengänge. Den großen inneren Widerspruch zwischen diesen Aeußerungen empfand er nicht. Die Wucht der Persönlichkeit Karls, sein unerhörter Erfolg, das Aufblühen der christlichen Mission unter seinem Zepter nahmen die Geister gefangen. Dieser König war nach der allgemeinen Ueberzeugung von der Vorsehung gesandt. Als Träger einer ungeheuren göttlichen Mission übte er jene ‚Königsherrschaft in

der Kirche‘ aus, von der Theodulf von Orleans singt. Wer konnte da Anstoß an dem hohepriesterlichen Charakter dieses Königtums nehmen? Karl hatte den Gegensatz zwischen Geistlichem und Weltlichem vergessen gemacht — aber nicht beseitigt. Die Einheit von Staat und Kirche gipfelte nur in seiner Person; unter seinen schwachen Nachfolgern mußte sie jählings zerfallen. Karl lebte und webte in augustiniischen Ideen. Wenn uns auch sein Freund Einhard diese Tatsache nicht ausdrücklich versichert hätte, wir wüßten sie dennoch, weil wir aus seiner Politik Rückschlüsse auf seine Anschauungswelt machen können. Deutlich offenbaren seine Handlungen, daß sich in seiner Brust der Gottesstaatsgedanke mit dem germanischen Staatsgedanken zu einer Einheit vermählte, die im alttestamentlichen Königspriestertum ihre Parallele suchte. Von zentraler Bedeutung für die Politik Karls ist der Gedanke, durch seine weltlichen Machtmittel die Heilszwecke der Kirche zu fördern. Der Friede ist nach Alkuin der Zweck eines christlichen Regimentes. Im Dienste Gottes vereinigt, sollten, wie es in einem Kapitulare heißt, die Gläubigen zugleich auch des Königs Getreue sein. **S**

**A**us dem Dienste Gottes werden demnach die Pflichten gegen Kaiser und Reich abgeleitet. Diese Auffassung der Herrscher- und Untertanenpflichten gibt der Kirchenpolitik Karls ein eigenartiges Gepräge. Von einem Cäsaropapismus wie in Byzanz kann im Frankenreiche Karls nicht die Rede sein. Gewiß war Karl der oberste Herr der Kirche; aber er war es nur, weil bei der Ohnmacht des Papstes sein Einschreiten zur Durchführung der kirchlichen Satzungen durch die von seinem Vater übernommene Schutzpflicht zur Notwendigkeit gemacht wurde. **S** Auch die kirchliche Gesetzgebung Karls nimmt, wie alles bei diesem ungewöhnlichen Menschen, einen persönlichen Charakter an. Neue Gedanken zwar lassen sich nicht darin erkennen, aber die alten werden folgerichtiger und mit größerem Nachdrucke ausgeführt. So vollendete Karl das Werk des heiligen Bonifatius und seines Vaters: die Organisation der fränkischen Gesamtkirche. Innerhalb dieser Landeskirche übte er wie Pippin die Kirchenhoheit aus. Er ernennt nach Gutdünken Bischöfe, und indem er bei der Auswahl der geeignete-

ten Persönlichkeiten seinen Scharfblick offenbart, gibt er seiner Politik in diesem Episkopate die beste Stütze. Die Leiter der Kirche und diese selbst sollen das Werkzeug für die festere Organisation des Reiches und für die höheren Friedenszwecke desselben sein. In diesem Gedanken treffen sich die frommgläubige Anschauung des Schirmherrn der Kirche und der Staatsgedanke des fränkischen Großkönigs. Damit dieses Werkzeug brauchbar sei, übernimmt Karl die Wacht über die Zucht und die Amtsführung der Geistlichkeit. Es gelingt ihm in der Tat, die fränkische Kirche geistig und sittlich zu heben. Bei dieser Fürsorge für die Gesundheit und die Gesundheit des innerkirchlichen Lebens stellt Karl sich ganz auf den Boden des kirchlichen Rechtes. Er verschafft demselben die staatliche Anerkennung und will seine Durchführung erzwingen. Die gleiche Sorge für das kirchliche Wohl bestimmt ihn, die staatliche Strafgewalt über den Klerus in weltlichen Angelegenheiten zu handhaben und bei innerkirchlichen Vergehen für die Vollstreckung der rein kirchlichen Strafen Sorge zu tragen. Karl schränkt als erster den exzeptionellen Gerichtsstand des Klerus wesentlich ein. Auch die Synoden, diese kraftvollen Lebensäußerungen der Kirche, verlieren ihren Charakter als Or-

gane, die ausschließlich der kirchlichen Selbstverwaltung dienen, und nehmen mehrfach einen weltlichen Charakter an. Häufig erscheinen sie als reine Reichsversammlungen und sind dann gleich diesen die bedeutungsvollsten Organe der Regierung. Aus seiner Kirchenhoheit leitete Karl sodann das volle Verfügungsrecht über das kirchliche Gut her. Dieses war unter Karl schnell angewachsen. Ungeheure soziale Verschiebungen waren die Folge davon. Während das Vermögen der toten Hand von Jahr zu Jahr stieg, mehrte sich die Zahl der hörigen und abhängigen Leute. Wenn Karl auf Grund seines Verfügungsrechtes an der Praxis festhielt, Kirchengut als Lehen zu geben, so steuerte er dadurch der unheilvollen sozialen Entwicklung nicht. Er hat die ungestüme Entwicklung vom Volksstaate zum Lehensstaate nicht aufgehalten. Nur hat Karl durch solche Verleihungen an Adlige das Gegengewicht gegen den Klerus verstärkt. Säkularisationen im größeren Umfange hat Karl nicht ausgeführt. Das konnte er auch gar nicht, da er ja den Glauben der Zeit von der Verdienstlichkeit der Schenkungen an die Kirche teilte. Das bewies er schon dadurch, daß er kirchlichen Instituten ein sicheres Einkommen garantierte und die Einrichtung des Zehnten ge-

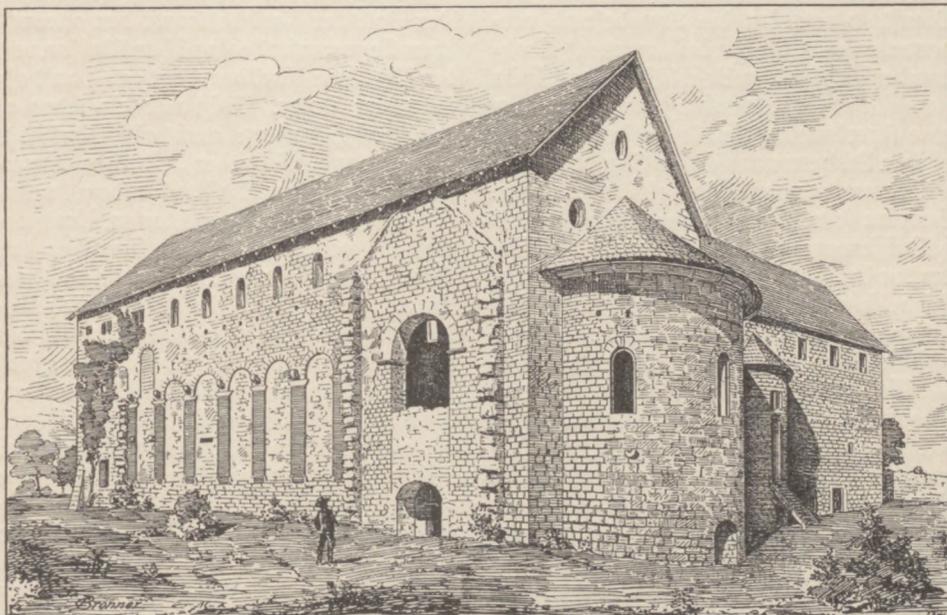


Abb. 57 · Einhard-Basilika zu Steinbach

bot. Dafür verlangte er aber die unbedingte Durchführung einer geordneten Verwaltung in diesen Instituten. S S S S S

**G**eistliches und Weltliches — das ist das Ergebnis dieses flüchtigen Ueberblicks, sind in Karls Politik nicht durch Weltenfernern getrennt, sondern liegen in einer und derselben weiten Ebene. Als leitende Grundsätze seiner Kirchenpolitik lassen sich erkennen: möglichster Anschluß an die entsprechenden Grundsätze der Vorfahren, neue Rechtsnormen nur dann, wenn die tatsächlichen Verhältnisse es erheischen. Diese und nicht die kirchliche Regel bestimmen seine Entscheidung, die durchaus den Stempel seiner Persönlichkeit trägt. S S S S S

**D**iese kirchliche Oberhoheit beanspruchte Karl nun nicht allein in seiner Landeskirche, sondern in der gesamten Christenheit. Dafür bieten die Karolingischen Bücher den besten Beweis. Wir sehen darin, wie die fränkische Kirche, geführt von dem Königspriester Karl, energisch Stellung gegen jene Beschlüsse der nizänischen Synode nimmt, welche die Verdienstlichkeit der Bilderverehrung vertraten. Eine fränkische Synode, einberufen vom fränkischen Könige, fällt eine ganz entgegengesetzte Entscheidung. 'Unsere heiligen Väter', heißt es in dem Protokolle dieser Versammlung, 'verweigerten durchaus den Bildern Anbetung und Dienst, verwarfen die Synode und verdammten alle, die ihr beistimmten.' Trotzdem der Papst diesen Beschlüssen von Nizäa zugestimmt hatte, verlangte Karl von ihm eine Anerkennung seines in den karolingischen Büchern entwickelten Standpunktes. Mit bemerkenswerter Festigkeit verweigerte Hadrian seine Zustimmung. Doch die Verhältnisse waren stärker als die religiösen Bedenken des Papstes. Hadrian ließ es schließlich bei seinem Hinweise auf die römische Tradition bewenden. In dieser auf eine ungeschickte Uebersetzung der nizänischen Beschlüsse zurückgehenden Bilderfrage war es also offenbar geworden, daß Karl der Kirche selbst in Lehrfragen keine unbedingte Primatialstellung einzuräumen gesonnen war. 'Im Schoße der Kirche', sagt Karl in der Vorrede zu den karolingischen Büchern, 'habe ich die Zügel des Reiches von Gottes Gnade überkommen, deshalb muß ich sie mit Christi Hilfe verteidigen und erhöhen.' 'Und das', fährt er fort, 'ist nicht allein durch

uns zu vollbringen, denen in den stürmischen Fluten dieser Welt die Kirche zur Leitung anvertraut ist, sondern durch alle, die an ihrer Brust genährt werden.' Die gleiche hohe, im letzten Grunde aber verschwommene Auffassung verraten die Worte, welche er an Hadrians Nachfolger Leo III. richtet: 'Unsere Aufgabe ist es, die heilige Kirche Gottes nach außen gegen den Ansturm der Heiden und die Verwüstung der Ungläubigen mit den Waffen zu verteidigen, nach innen aber die Anerkennung des katholischen Glaubens zu befestigen. Euere Aufgabe, heiligster Vater, besteht darin, mit zu Gott erhobenen Händen unser Tun zu unterstützen, damit durch Euere Vermittlung unter der Führung und mit der Gnade Gottes, das christliche Volk überall über die Feinde seines heiligen Namens den Sieg davontrage und der Name unsers Herrn Jesus Christus auf dem ganzen Erdkreis verherrlicht werde.' Solche Auffassungen verraten den unbedingten Sieg des germanischen Staatsgedankens. Daß Karl sich von einer in seiner tiefen Religiosität wurzelnden Wertung seiner Schutzpflicht über die Kirche bei dieser unbegrenzten Abmessung seiner Rechte leiten ließ, ist zuzugeben. Ebenso aber muß betont werden, daß theologische Erwägungen hier wie überall sich in seltsamer Weise mit politischen verquicken. Der Politiker Karl bekämpft den oströmischen Gegner mit theologischen Waffen, und der Theologe Karl demütigt den Papst als Oberherr Roms. Nicht nur als Advokat der Kirche, sondern auch als fränkischer König war Karl an der Spitze der germanisch-romanischen Christenheit dem byzantinischen Osten entgegengetreten. Karl verweigert dem oströmischen Herrscher den Titel Kaiser; er nennt ihn absichtlich nur König. Seine fränkische Königswürde betrachtet er nicht als geringer als die des Kaisers. Im Gegenteil! Indem er darauf hinweist, daß das römische Reich das vierte Tier des Danielischen Gesichtes und damit die antichristliche Macht sei, und indem er weiter die Orthodoxie der Frankenkönige rühmt, fühlt er sich als der einzig berufene Schirmvogt der Christenheit dem byzantinischen Kaiser überlegen. Ohne zu scheiden zwischen den heidnischen und den christlichen Kaisern tadelt er wiederholt mit den heftigsten Worten die widerchrist-





Abb. 58 · Das Münster zu Aachen \* \* \* \* \*

liche Natur des römischen Imperiums. Aehnliche Gedankengänge verrät im Jahre 799 der Ausruf Alkuins: „Drei Personen waren in der Welt bisher die höchsten: nämlich die apostolische Erhabenheit, welche den Sitz des heiligen Petrus, des Apostelfürsten, stellvertretend einnimmt . . . . Sodann die kaiserliche Würde und die weltliche Macht des zweiten Rom; aber auf wie gottlose Weise der Lenker jenes Reiches abgesetzt ist, nicht von Fremden, sondern von den

Seinen, ja den eigenen Brüdern, davon ist die Kunde überall hin gedrungen. Endlich die königliche Würde, in welcher unser Herr Jesus Christus Euch zum Leiter des christlichen Volkes einsetzte, die Ihr an Macht den beiden anderen Herrschern vorangeht, an Weisheit sie übertrefft und an Würde des Reiches sie überragt. Siehe, auf Dir allein beruht das ganze Heil der Kirche Christi. Du bist der Rächer der Verbrecher, Du der Leiter der Irrenden, Du der Tröster

der Betrübten, Du die Erhebung der Guten.' Kein Zweifel! Den beiden alten universalen Gewalten stellt Alkuin eine dritte höhere gegenüber: die Würde des Großkönigtums, welche auf dem Fundament des orthodoxen und universalen Christentums errichtet ist. Diese Grundanschauungen muß man im Auge behalten, wenn man die Ereignisse der Jahre 799 und 800 ganz verstehen will.

**D**er neue Papst Leo, ein Römer von Geburt, beugte sich der Macht der tatsächlichen Verhältnisse. Seine devote Gesinnung dem Frankenkönig gegenüber findet ihren Ausdruck in der Uebersendung der Schlüssel vom Grabe des heiligen Petrus und des Banners der Stadt Rom. Das war keine leere Huldigung mehr. Wer das Banner von Rom trug, der konnte Anspruch darauf erheben, daß ihm das römische Heer folgte, der war der Herr der römischen Miliz und der römischen Kastelle.' Mit dem Banner übergab der Papst auch die Oberherrschaft über den Kirchenstaat. Ausdrücklich sprach er ja die Bitte aus, ein fränkischer Königsbote möchte dem römischen Volke den Treueid für Karl abnehmen. Daß Leo in der Tat die Oberherrschaft Karls anerkannte, ergibt sich daraus, daß er seine Urkunden nach seinen Pontifikatsjahren und zugleich nach den Jahren der italienischen Herrschaft Karls, seit der Kaiserkrönung aber einzig nach den Regierungsjahren Karls datierte. Und dennoch! Wie man sich in Rom das Verhältnis zwischen Papst und Kaiser dachte, offenbart uns ein Bild, das der Papst im Lateran anbringen ließ. Der heilige Petrus überreicht auf demselben mit der rechten Hand dem knienden Papste die Stola, mit der linken dem gleichfalls knienden König Karl das Banner. (Vgl. Mosaikdruck-Titelbild.) Die Symbolik dieses Bildes war unverkennbar; denn in demselben Saale des Lateran befand sich ein Gegenstück dazu. Hier überreicht Christus dem heiligen Petrus die Schlüssel und dem Kaiser Konstantin das Banner. Karl ist also einbezogen in den universalen Zusammenhang, der sich an den Namen Rom knüpft; aber er ist nicht der einzige Herr im Gottesstaate. Gegen den Papst aber erhoben seine persönlichen und seine politischen Gegner im Kreise der Optimaten den schweren Vorwurf der

Sittenlosigkeit und des Meineides.' Es gäbe darob wieder mächtig in dem stets unruhigen Völklein Roms. Aristokraten überfallen am 25. April 799 den Papst, während er sich in feierlicher Prozession nach S. Lorenzo in Lucina begab. Er wird mißhandelt, kann aber entfliehen und begibt sich zum Frankenkönig. Die geschäftige Legende weiß alsbald zu erzählen, daß er von seinen Feinden geblendet worden sei und dann durch ein Wunder sein Augenlicht wieder erlangt habe. SSSSS

**D**iese Dinge veranlaßten Karl, sich nach Rom zu begeben, um selbst diese Angelegenheit zu untersuchen. Als Souverän hat er dann den Papst, den er zwang, den Reinigungseid zu leisten, gerichtet. Das Schwergewicht dieser Tatsache wird auch dadurch nicht gemindert, daß man aus Schonung für die päpstliche Autorität ihrem Träger gestattete, den Eid als einen vollständig freiwilligen zu bezeichnen. Gestützt auf seinen Patriziat hatte Karl tatsächlich die Suprematie über den Papst vor aller Welt dargetan. Die Macht des Frankenkönigs, nicht sein Recht hatten zu Gericht gesessen; denn dieser Bischof Roms war nicht wie jeder andere Reichsbischof in die fränkische Verfassung einbezogen, da die Grenzen seiner geistlichen Macht-sphäre mit den Grenzen des Frankenreiches nicht zusammenfielen. Vordem war er ein Untertan des römischen Reiches gewesen, jetzt war er ein Souverän, der sich als Rechtsnachfolger der oströmischen Kaiser im Westen betrachtete. Nur der Kaisertitel konnte an Stelle dieser päpstlichen Fiktion klare staatsrechtliche Verhältnisse schaffen; nur der universale Kaisertitel konnte ein Recht auf Suprematie über die geistliche universale Macht des Westens begründen. Drängte nicht alles dahin, daß Karl das Werk seines Lebens mit dem Diadem der Cäsaren krönte? SSSSSSS

**S**eit dem Tage von Tours und Poitiers hatte die Kirche in gewaltiger Arbeit sich abgemüht, die germanische Welt dem universalen Prinzip unterzuordnen. Wohl gelang das; aber der Erfolg bedeutete schließlich doch nur eine Schwächung der päpstlichen Herrschaftsidee. Das große, christliche Reich der Franken machte die Hauptländer des alten Imperiums seiner Hoheit untertan. Der fränkische König



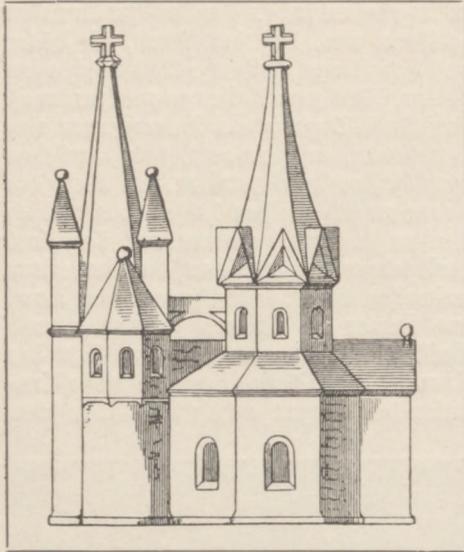


Abb. 60 · Modell der karolingischen Pfalz-Kapelle in einem Schlußstein der gotischen Chorhalle des Münsters \* \* \* \* \*

Dienste gestellt? Hat er das Imperium erstrebt? \* \* \* \* \*

So helles Licht auch die Quellen über die Epoche Karls breiten, in die Seele des großen Mannes können wir nur selten einen Blick werfen. Der weltgeschichtliche innere Kampf des Frankenkönigs an der Konfessio des Apostelfürsten wird immer ein Rätsel bleiben. Wir dürfen nur mutmaßen, aber nicht bestimmt behaupten, was es war, das dem Kaiser die Zornesader schwellen ließ, als der Papst ihn krönte, was es war, das den Groll des Tatensmenschen alsdann so schnell besänftigte. Der Name ‚Kaiser‘ und ‚Augustus‘, sagt sein Freund Einhard, ‚war ihm im Anfange so zuwider, daß er versicherte, er würde an jenem Tage, obgleich es ein hohes Fest war, die Kirche nicht betreten haben, wenn er des Papstes Absicht hätte vorherwissen können.‘ Diese Worte tragen so sehr das Gepräge der Natürlichkeit und Wahrheit, daß alle sophistischen Umdeutungsversuche die Tatsache niemals aus der Welt bringen werden, daß die Kaiserkrönung eine Ueberrumpelung Karls darstellte. Sobald man das aber zugibt, drängen sich Fragen über Fragen vor. Warum wurde Karl durch die Krönung so unliebsam überrascht? Was bewog den Papst zu

dieser Rechtsanmaßung? Warum schleuderte der sonst so impulsive König den verhaszten Reif jenem Papste nicht vor die Füße, den er seines Amtes für unwürdig und sicherlich nicht für berechtigt zu jenem Akte hielt? \* \* \* \* \*

In Karls Freundeskreise war die Liebe zur antiken Welt gewiß wieder wach geworden; aber die Antike, die man pflegte, trug ein geistliches Gewand. Die altchristlich-lateinische Bildung lebte wieder auf. Dieselbe bedeutete ebenso wie die Begründung einer päpstlichen Souveränität ein Wiederanknüpfen an den römischen Staatsgedanken. Und dennoch ist in diesem Kreise der Gedanke einer Wiedererneuerung des römischen Staatsgedankens nicht ausgereift. Jenen theologisch gerichteten Gelehrten erschien ja, wie Alkuins Worte dartun, das fränkische christliche Königtum als die das heidnische Imperium weit überragende Macht. Diese Auffassung wurde von Karl geteilt. Ihm galt seine königliche Würde höher als der Name des Kaisers. Wäre das kaiserliche Diadem das letzte Ziel seiner Eroberungspolitik gewesen – warum hat er es dann nicht nach der Angliederung des langobardischen Reiches einfach ergriffen? Etwa, weil ihm der Rechtsboden fehlte? Wer vergab denn in der Welt die römische Kaiserkrone? Nach den Rechtsanschauungen der Zeit galt der byzantinische Kaiser als der einzig vollberechtigte Erbe der weströmischen Cäsaren. Hat Karl nun ernstlich vor der Krönung daran gedacht, sich von Ostrom die Kaiserwürde verleihen zu lassen? Hätte er es getan, so hätte er damit zugleich seine Lieblingsidee des einen Gottesstaates, dem nicht nur der römische Kaisergedanke, sondern auch das heterodoxe byzantinische Kaisertum nach Karls Ansicht wesensfremd gegenüberstand; selbst durchbrochen. Es dürfte schwer halten, in seiner byzantinischen Politik dieses Leitmotiv aufzuzeigen. Daß dieser Weg bei der ganzen Haltung der byzantinischen Diplomatie vor der vollendeten Tatsache der Krönung überhaupt nicht gangbar sei, konnte gar nicht zweifelhaft sein. Das in Karl lebendige germanische Legitimitätsbewußtsein hat ihn gleich nach der Krönung freilich diesen Weg dennoch beschreiten lassen, zumal ihn die Lage in Byzanz und seine

Beziehungen zur Kaiserin Irene dann hoffen ließen, daß ihm der fehlende Rechtstitel zuerkannt würde, jener Rechtstitel, dessen er seiner Ueberzeugung nach zur Befestigung seiner neuen Würde in den Anschauungen seiner Völker und zum Schutze gegen Mißdeutungen der Krönung durch die Hand des Papstes bedurfte. S

**A**ls die einzige noch verbleibende, wenn auch rein fiktive Rechtsquelle konnte sodann noch Senat und Volk von Rom bezeichnet werden. Zwar der alte Senat war längst zu Grabe getragen. Aber der Gedanke der unveräußerlichen Majestätsrechte des römischen Volkes lebte immer noch fort; er äußerte sich jetzt in dem Rechte des römischen Volkes, den neuen Papst zu küren. Hätte Karl auf diesem Rechtsboden bauen wollen, wie leicht wäre ihm das gewesen bei der weltbekannten Bestechlichkeit, bei dem sprichwörtlichen Wankelmuth des in den Trümmern Roms herumlungernenden Volkes von Tagedieben. Von Karl ist der Gedanke der Wiedererneuerung des abendländischen Imperiums nicht ausgegangen; aber auch nicht

vom Papste. Dieser betrachtete sich ja als Rechtsnachfolger der römischen Cäsaren und begründete seinen Anspruch auf die Herrschaft über den Westen durch die größte Schenkung Kaiser Konstantins. S

**D**ie eigentliche Tendenz der berückichtigten Fälschung kommt einmal in der schon erwähnten verschwommenen Uebertragung der kaiserlichen Herrschaft über das Westreich, sodann aber auch in den Sätzen zum Ausdruck: 'Es erschien uns deshalb angebracht, unsere Herrschaft und Reichsgewalt nach dem Osten zu verlegen und an einem passenden Orte in der Provinz Byzanz eine Stadt unseres Namens zu erbauen und dort unser Imperium zu errichten; weil es nicht angemessen wäre, daß dort, wo der himmlische Imperator den Prinzipat über seine Priester und das Haupt der christlichen Religion hinsetzte, auch der irdische Kaiser Herrschaft ausübe.' Möglichster Ausschluß einer konkurrierenden Macht von Rom und päpstliche Suprematie über jede weltliche Gewalt im Westen ist der letzte Grund der Fälschung. Mag die Konstantinische Schenkung auch schon früher in ihrem Grundriß ent-

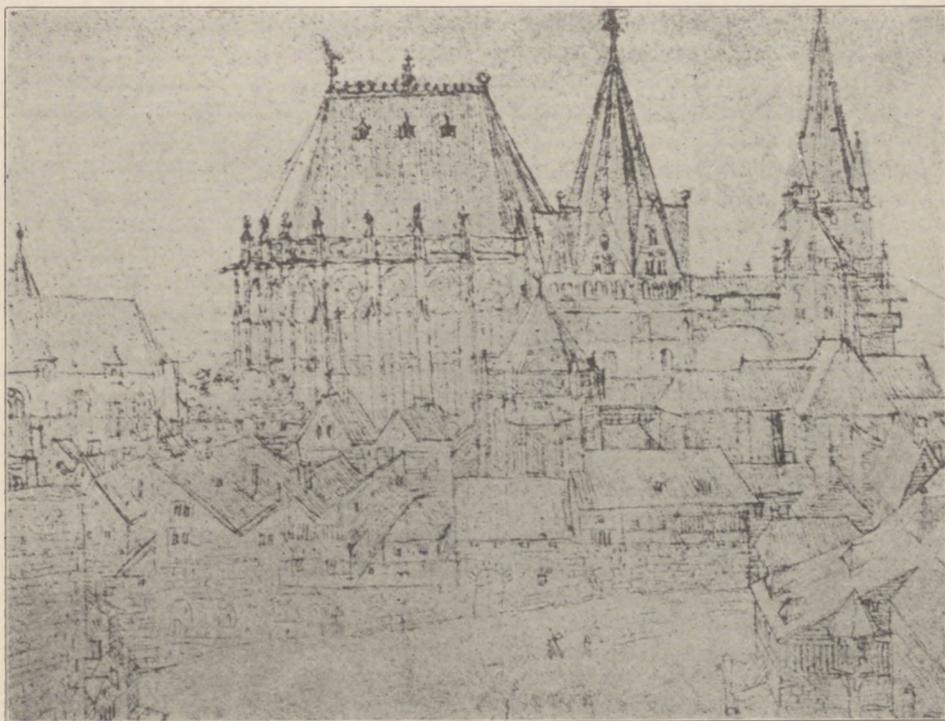


Abb. 61 · Münsterzeichnung von Albrecht Dürer 1520 \* \* \* \* \*

standen sein — diese Tendenz ist in dieselbe erst hineingetragen, als das Frankenreich die Erlangung einer solchen päpstlichen Suprematie in Rom ernstlich in Frage stellte. Wiederholt bezieht sich der Papst auf diese erdichtete Schenkung. Jene, welche dieses Schriftstück anfertigten, und diejenigen, die es tendenziös verwerteten, konnten unmöglich auf den Gedanken einer Erneuerung des weströmischen Imperiums verfallen.

**E**s gab nur einen Kreis, in dem ein solcher Gedanke auftauchen und Boden fassen konnte: das kleine Völklein der Nationalrömer. Wieder und wieder lehnte man sich in Rom gegen das geistliche Regiment auf, namentlich dann, wenn die Vertreter der papalen Idee ihres großen Berufes unwürdig waren. Dann trat ja der innere Widerspruch einer solchen geistlichen Herrschaft besonders scharf in die Erscheinung. In solchen wirren Zeiten, wo der geistliche Cäsar, welcher der Welt gebieten wollte, nicht einmal in seinem kleinen Gemeinwesen den Herrn spielen konnte, sehnte man sich in einzelnen Kreisen Roms nach der starken Faust eines Ordners und Richters. Die großen Erinnerungen mußten namentlich in solchen, die Geister aufrüttelnden Zeiten wieder Leben gewinnen; und dann erkannte man, in welchem schreiendem Mißverhältnis diese zu den armseligen Lebensverhältnissen der Gegenwart standen. Aus diesen sehnte man sich gerade dann heraus. Da sah man, als wieder ein ohnmächtiger, auf das schwerste beschuldigter Papst regierte, in den Mauern Roms in Macht und Herrlichkeit den Herrscher des Westens über den Mann zu Gericht sitzen, der sich als Rechtsnachfolger der weströmischen Cäsaren ausgab. Da, meine ich, hat der Kaisergedanke in den Herzen der allzeit leicht zu begeistern den Römer Fleisch und Blut angenommen. Und der Papst, der sich ohnehin nur gestützt vom Frankenkönige in Rom halten konnte, ist groß genug, mit der Stimmung seiner Römer zu rechnen. Er läßt sich zwar von der Volksströmung nicht fortreißen, sondern benützt dieselbe, um auf Umwegen — indem er sich bei der Krönung zum Repräsentanten des römischen Gemeinwesens macht — das alte Ziel zu erreichen, nachdem der gerade Weg bei den tatsächlichen Machtverhältnissen anscheinend auf lange Zeit verschlossen war. S S S S S S S

**W**ie wir nicht wissen, was bei der Krönung in Karls Seele vorging, so ahnen wir auch nicht, welche Gedanken den Papst dabei bewegten. Wenn nur etwas von dem Geiste des großen Gregor in ihm lebendig war, so mußte er doch nur mit tiefem Weh die alten Ziele der päpstlichen Politik in unendliche Fernen entschwinden sehen. Lebte dieser Papst nur dem Augenblick? Wollte er den Kaiser verpflichten, um seine Stellung in Rom selbst zu festigen? Vielleicht hat das mitgespielt bei seinen Entschlüssen; aber ausschlaggebend konnte es nicht sein. Was dann, wenn der Kaiser wieder jenseits der Alpen weilte? Oder dachte Leo doch etwas weiter? Wollte er vielleicht die Welt durch die Kaiserkrönung an seine eigene Stellung erinnern? Es scheint fast so. Mehr und mehr wurde das Rechtsverhältnis des Papstes zum fränkischen Könige in den letzten Jahrzehnten nach den Regeln des Königsschutzes und der Immunität gerichtet. Was unterschied äußerlich dieses römische Bistum in diesem nordischen Gottesstaate noch von irgendeinem anderen Bistum des Reiches? Wollte Rom nicht ganz zu einem fränkischen Metropolitanisitz herabsinken, so mußte der Papst der gottesstaatlichen Idee ihren alten Mittelpunkt, die ewige Roma, den alten Sitz des Imperiums, den neuen Sitz des Papsttums, wiedergeben. Das konnte geschehen und geschah wirklich durch die Krönung. Wie leicht konnte es dann ferner auch scheinen, als ob der Papst es sei, der das neue Imperium begründet habe. Auch seine Berechnung mag mitgespielt haben. Sollte es den klugen Beobachtern an der Kurie so ganz entgangen sein, daß dieser fränkische Großstaat nur durch die riesenhafte Persönlichkeit Karls zusammengehalten werden konnte? Sollte ihnen das Bedenkliche des Prinzips der Reichsteilung so gar nicht zum Bewußtsein gekommen sein? Genug, Leo beugte sich den tatsächlichen Verhältnissen. Und Karl? Seine Auffassung von seinem Königtum wurzelte in seiner tiefen Religiosität. Nun war er an der heiligsten Stätte der Christenheit im Gebete versunken. Der oberste Priester seiner geliebten Kirche erfaßte kühn den großen Moment und krönte ihn. Die Römer jauchzten dem Kaiser zu. Der Kaiser fährt zusammen; sein Herrschaftsideal war ganz anders geartet ernster





Karls Schöpfung bald wieder zerstören. Das Christentum betrachtete das Religiöse als sein eigentliches Arbeitsfeld; die Ideale des Glaubens und nicht die Ideale einer Profankultur bestimmten sein Arbeitsziel. Erhoben durch die römische Kultur, getragen von dem römischen Universalismus, bekämpften die Träger dieser christlichen Ideale leidenschaftlich die Weltfreudigkeit der Antike und den herben Individualismus des deutschen Menschen. Ohne Fühlung mit dem Volkstum konnte die römische Kultur ihre trostlose Erstarrung nicht überwinden.

Kultur anzueignen, und jene kleinere, obere Schicht, deren sittliche Vorstellungen unter dem Einflusse der antiken Humanität in christlicher Durchgeistigung standen, konnte mit der formalen und abstrakten Gelehrsamkeit der patristischen Zeit, zu welcher sie zurückkehrte, nur wenigen literarischen Schöpfungen einen Hauch von dem Wirklichkeitssinne der Alten, von deren Frische und Natürlichkeit des Empfindens, von deren naiver und unbefangener Freude an der Natur, von deren Sinn für Anmut und Grazie mitgeben. Wenn jene Kulturarbeit auch

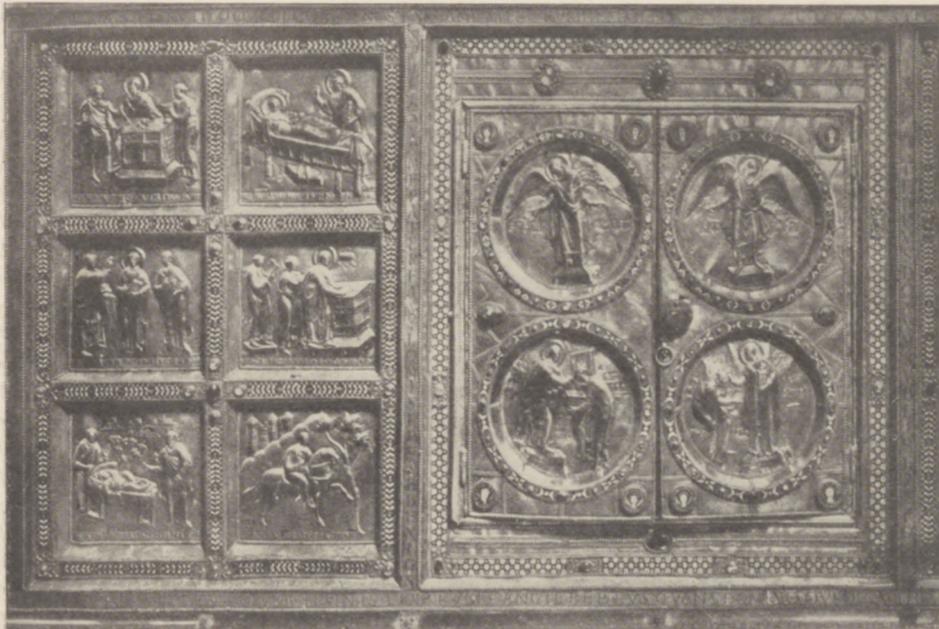


Abb. 63 · Paliotto von Wolvinius in S. Ambrogio zu Mailand (Karolingisch) \*-§ \*-§ \*-§ \*-§

Und doch ist die Pflege, die das Lateinische erfährt, stark genug, um die kulturelle germanische Eigenarbeit zu unterbinden, die im Bilderreichtum der Sprache, in den kosmogonischen und theogonischen Vorstellungen, in der originalen Ornamentik vielversprechende kulturelle Keime aufzuzeigen vermochte. Diese Widersprüche konnte auch Karls Genius nicht tilgen; sie charakterisieren das kulturelle Leben seiner Zeit. **D**ie klassizistische Bewegung im Karolingischen Zeitalter richtig zu werten, ist nicht leicht. Die große Mehrzahl in den germanischen Völkern war zufrieden, wenn es ihr gelang, sich Roms überlegene materielle

der Form einen Teil der verlorenen Schönheit zurückgewinnt, so kann der durch den Romanismus gebundene deutsche Individualismus sich doch nicht zu der vollen Würde, Größe und Ruhe der Antike erheben und die gereinigte Form mit neuem würdigen Inhalte ausfüllen. **T**rozkdem darf man von einer Karolingischen Renaissance sprechen! In den schrecklichen, an die Letzten Dinge gemahnenden Zeiten der ausgehenden Epoche der Merowinger beginnt ein maßloser Pessimismus zu herrschen. Zugleich aber erwacht eine unendliche Sehnsucht nach Erlösung und Wiedergeburt. Und diese Seh-

sucht spricht sich in den Worten der uralten Verheißungen eines großen Friedebringenden Zukunftskaisers aus. Nun war aber jener erwartete Weltmonarch ein römischer Kaiser. So eint sich ganz von selbst der Drang nach innerer Selbsterhöhung mit dem Wunsche nach einer Erneuerung der versunkenen Herrlichkeit Roms. Es ist kein Zufall, daß die Sibylle den ersten germanischen Cäsar, in welchem sie den großen Friedebringenden Monarchen des erneuerten römischen Erdkreises erkannte, dem Bilde des Orpheus, des Heros des antiken Mysteriums der Wiedergeburt, anzugleichen bestrebt ist. Der große Name Rom erklang auch früheren Zeiten immer wieder. Wenige Jahrzehnte zuvor versuchte man in Spanien, die Monumente der Alten wiederherzustellen, damit nicht alle in diesen letzten Zeiten verbauerten', wie der Bischof Braulio in der Einleitung zu den Werken seines Freundes Isidor von Sevilla schreibt. Von dem erhabenen Gefühle einer durch die abermalige Wiedergeburt der Menschheit zu erreichenden Verjüngung Roms sind diese ganz im Formalen aufgehenden Versuche aber nicht getragen. Dem Bischof Braulio ist die Antike nur die milde Trösterin der Mühseligen und Beladenen in einer untergehenden Welt. Wieviel mehr ist sie dem karolingischen Dichter, wenn dieser singt: 'Goldene Roma, verjüngte, dem Erdkreise wiedergeboren!' Hier ist sie zur gewaltigen Bewegerin erweckter Geister geworden. Das macht das Eigenartige dieser und der folgenden Epoche einer wirklichen Renaissance der Geisteskultur aus, daß die Erinnerung an die untergegangene Herrlichkeit Roms vor der Seele des Jahrhunderts auftaucht, als bereits die große Gegenwart und später der gewaltig erstarrte politische und religiöse Zukunftsglaube die Geister aufnahmewillig und aufnahmefähig gemacht hatte. Entschleierte auch die

Antike diesem Karolingischen Zeitalter demütigen Lernens ihr ewig schönes Antlitz noch nicht, so war doch für das Fortleben der antiken Kultur schon dadurch unendlich viel geschehen, daß sich die Vorstellung von der goldenen Zeit des Völkerfriedens unter den ersten römischen Kaisern allgemeiner wie ein Dogma festigte. Jene goldene Zeit — so schien es vielen — war nun unter Karl dem Großen wiedergekehrt. Dieser neue verheißene Messias Kaiser hatte, wie früher Augustus, in den Augen der Besten seiner Zeit den schrecklichen Ring der Zeiten geschlossen und eine neue Aera einer wiedergeborenen und geläuterten Menschheit, ein Zeitalter der gesteigerten Lebens- und Schaffensfreude, ein Reich des Friedens mit einem wundervollen Zukunftsglauben begründet. Man lernte die erhobene Stimmung der Augusteischen Dichter verstehen, weil man selbst von gleichen belebenden Gefühlen erfüllt war. In dieser auf das Allgemeinmenschliche gerichteten Stimmung der Vita nova, die freilich nur den kleinen Kreis um den germanischen Cäsar und nicht, wie in der Glanzzeit des römischen Kaisertums, die Massen ergreift, äußert sich bei aller Gebundenheit der germanische Individualgeist; sie gibt der ersten wirklichen germanischen Renaissance das Gepräge und bereitet der großen geistigen Bewegung des Abendlandes am Ausgange des Mittelalters den Boden. Das Wiedererwachen des Individualgeistes und die fortgesetzte Beschäftigung mit der Antike haben vereint schließlich die Wiedergeburt der Geisteskultur der Alten ermöglicht. **S S S**  
Als im Merowingerreiche die Kultur immer mehr zerfiel, wurden auf der Insel der Heiligen und Weisen' lateinische und griechische Autoren gelesen. Neben Arithmetik, Geometrie und Astronomie blühte hier bei den Iren eine geistliche Dichtkunst und kirchliche Musik auf. Mit dem Erbe der



Abb. 64 · Cassilokelch in Kremsmünster (zwischen 777 und 788) \* \* \*

Iren schalteten dann alsbald die Angelsachsen in schöpferischer Weise. In Canterbury wirkte Erzbischof Theodor aus Tharsus in Kleinasien für die Verbreitung der griechisch-lateinischen Bildung. Das Land der Angelsachsen gebar auch den ehrwürdigen Beda, den das Mittelalter als seinen vorzüglichsten Lehrer verehrte. Als bald kamen die Pioniere dieser wiederhergestellten lateinischen Bildung — das Griechische trat als bald wieder zurück — nach Sachsen. Bonifatius eroberte dem gelehrten klassischen Unterricht in Germanien ein ausichtsreiches Neuland; der Angelsachse Alkuin wird der Lehrer des großen Karl und damit der Erzieher Germaniens. In den Schulen der Klöster und bei den Kathedralen blüht erstaunlich schnell ein geistiges Leben auf. Namentlich Bayern geht hier voran. Schon 774 erläßt eine Synode zu Neuding unter dem Bayernherzog Tassilo Bestimmungen nicht nur für die sittliche, sondern auch für die wissenschaftliche Hebung des Klerus, 'damit die Priester nicht unwissende Leute seien, sondern die heiligen Schriften zu lesen und zu erfassen vermögen'. 'Ein jeder Bischof soll daher an seinem Sitze eine Schule errichten und einen weisen Lehrer bestellen, der nach der Ueberslieferung der Römer zu unterrichten und Schule zu halten verstehe.' Das ist das erste in Deutschland erlassene Schulgesetz, das für die folgende Zeit typisch werden sollte. S Doch auch im Frankenreiche des Westens war das Unterrichtsweisen nicht gänzlich vernichtet worden. Schon in der Merowingerzeit hören wir von Königen und Heerführern, die Geschmact

an den geistigen Bestrebungen hatten. Die Pfalzschule für die Kinder der Vornehmen reicht noch in die merowingische Zeit zurück. Dieselbe bestand auch noch unter Karl Martell und Pippin. Auch Klosterschulen waren noch tätig. Aber der Sinn für die Wert-



Abb. 65 · Karolingische Elfenbeintafel in der städt. Bibliothek in Frankfurt a. M. \*-§ \*-§ \*-§ \*-§

schätzung des gelehrten Unterrichts war im Westreich doch auf sehr kleine Kreise beschränkt. Indes, schon in den ersten Regierungsjahren des großen Karl sieht man das Streben nach höherer Geisteskultur mit elementarer Kraft hervorbrechen. Der spätere Abt von Masmünster, Adam, widmete Karl 780 eine Handschrift der *Ars grammatica* des Diomedes, und 781 begann Godeschalk seine kalligraphische Prachtleistung, das auf Purpur geschriebene Evangeliar. Und in Karl selbst regt sich besonders dieser aufwärts strebende Geist. Der Drang nach Erkenntnis gewinnt ein ungeheures Leben in diesem großen Menschen. Sein auffallender Hang, die Probleme zu meistern, macht nicht einmal vor den Unebenheiten der geheiligten Ueberslieferung Halt; seine für diese Zeit kühne Empirie sucht eine Erklärung für die großen Naturereignisse, welche seine Mitwelt in Schrecken setzt. Schon mit dem Lorbeer des Kriegers geschmückt, wiederholt Karl die Disziplinen der Schule, um die Lücken seines Wissens auszufüllen. Wie Alkuin berichtet, bemühte er sich mitten unter den Geschäften des Hofes und der Regierung, in die tiefsten Geheimnisse der Weltweisen einzudringen, mit deren Erforschung sich kaum einer abgibt, der überreiche Muße besitzt'. Besonders pflegte er das Studium der Grammatik; daneben

wandte er ‚viele Zeit und großen Fleiß darauf‘, wie Einhard erzählt, ‚um sich in Rhetorik, Dialektik, vorzüglich aber in der Astronomie zu unterrichten‘. Einem solchen Mann mußte die Antike mehr sein, als den Gelehrten der vorangegangenen Zeit. Während die gebildeten Kreise vor ihm in der Beschäftigung mit den Geisteschätzen der Alten nur ein notwendiges Uebel, ein prädeutisches Hilfsmittel zum Studium der heiligen Schrift und der klassischen Werke der Patristik erkannten, wird Karls Wert-schätzung jener Literatur schon zu einer Quelle innerer Befriedigung für ihn. Gewiß fand Karl die Helfer, die er brauchte; aber jenen Vorarbeitern mußte er mit seiner selbsterworbenen Erkenntnis der Notwendigkeit einer kulturellen Neuschöpfung, mit seiner tatgewaltigen Energie erst den Weg durch die merowingische Unkultur bahnen,

welche auch das letzte vom großen Erbe der Antike: den Sinn für die schöne sprachliche Form, hatte völlig verkümmern lassen. Und was die Helfer betrifft, so hat er sie doch selbst aus allen Ländern herausgesucht und durch sein kongeniales Streben an sich gefesselt. Schon den Zeitgenossen mußte es offenbar werden, daß Karl aus sich selbst heraus diese geistige Blüte zeitigte. Der spätere Mönch von St. Gallen spiegelt diesen Eindruck wieder, wenn er ausführt, vor den Tagen Karls habe die Welt sich mit den Wissenschaften überhaupt nicht abgegeben; erst unter seinem Zepter seien die Franken den alten Römern und Griechen gleichgekommen an Bildung. SSSSSSS

Der Mittelpunkt dieses neuen geistigen Lebens ist Karl und im weiteren Sinne sein Hof. Hier gab es nicht nur Helden des Schwertes, trunkeste Recken, welche in-grimmig, wie der Haudegen Dibod, das Vordringen der neuen ästhetisierenden Kultur beobachteten, sondern auch Ritter des Geistes. Ein Charakterkopf vor allen war Alkuin (730 bis 804). Die berühmte Schule von York hatte ihn erzogen. Aus dem rasch sich erweiternden, aber nur langsam sich vertiefenden Quell der spezifisch mittelalterlichen Theologie, welcher zuerst aus angelsächsischer Erde hervorbrach, hat er geschöpft. Er lebte und webte, wie die Männer der theologischen Blütezeit des 9. Jahrhunderts, in der Gedankenwelt der altchristlich lateinischen Zeit. Mit dem Rüstzeuge der großen Theologen der nachkonstantinischen Zeit kämpfte er in seinem bedeutendsten Werke, seiner Abhandlung über den Trinitätsglauben. Mit diesem Werke verpflanzte er die angelsächsische Theologie auf das Festland. Zur vollen Freiheit einer wissenschaftlichen Persönlichkeit kann Alkuin sich bei dieser Abhängigkeit nicht durchringen. Seine Theologie wird zu einer gekünstelten Dialektik, die nicht imstande ist, das Ganze in der Theologie zu überschauen und den Blick zum Höchsten zu erheben. Leise hat diesen Mann der Genius des Altertumes berührt. Ist ihm auch das Wissen nur Mittel zum Zweck, nur eine Handhabe, um zur Erkenntnis Gottes vorzu-



Abb. 66 · Karolingische Elfenbeintafel im Besitze des Herrn Frank Max Lean \* \* \* \* \*

dringen, so empfindet er doch schon Freude an weltlichem Wissen, liebt er mit Genuß einige lateinische Dichter. Erst im Alter, in seiner Weltabgeschiedenheit von St. Martin in Tours, warnt er vor der gefährlichen Lektüre des Vergil. Aber auch das germanische Naturgefühl regt sich bei seinen Studien. Gern folgt er dem Lauf der Gestirne; die Geheimnisse der werdenden wie der vergehenden Natur ziehen ihn an; in der unendlich bewegten Außenwelt verehrt er das Bewegende. Das reiche Seelenleben dieses Mannes offenbart uns seine Briefsammlung, welche für unsere Kenntnis jener Epoche überhaupt so bedeutsam ist. Wir sehen gerade darin, wie er das Aufsteigen seines kaiserlichen Freundes mit reinster Anteilnahme verfolgt und wie er auf die Gestaltung des Gottesstaatsbegriffes Karls einen wesentlichen Einfluß ausübt. In Karl war die große Ahnung aufgegangen, daß der Staat nicht nur zu Eroberungen da sei, nicht nur ein Rechts- und Polizeistaat sei, sondern auch die höhere Aufgabe der sittlichen und geistigen Erziehung des Volkes zu erfüllen habe. In Alkuin, dem geborenen Lehrer, wird diese Ahnung zum tatkräftigen Wollen. Unterstützt von dem kongenialen Verständnis seines Freundes hat Alkuin den Keim zu jenem großen Gedanken gelegt, den wohl erst Dante am Abschluß des Mittelalters auf eine präzise Formel gebracht hat: der Endzweck des Staates ist die Kultur. Neben Alkuin ragt der Grammatiker Petrus von Pisa hervor, in dessen schon persönlich gefärbten Versen häufiger eine feine Ironie zum Worte kommt. Da war ferner Paulus Diaconus, welcher auf geistigem Gebiete dem großen Karl durch Weite des Blickes am näch-



Abb. 67 · Goldreliefs auf dem Einbände des Codex aureus (Kgl. Hof- und Staatsbibliothek München) Handschrift 870 · Dedel jünger

sten kam und bemerkenswerterweise auch von diesem entsprechend eingeschätzt wurde. War es die Tatsache, daß er einen Blick tun durfte in die Schönheit der griechischen Geisteswelt, die bei ihm, mehr als bei den übrigen, die klassische Bildung als einen hochgewerteten Eigenbesitz erscheinen ließ? Mit der Liebe zur Antike einte sich bei ihm die Liebe zum langobardischen Volkstum, zu dessen Sagen und Ueberlieferungen. In der Einsamkeit von Monte Cassino schrieb er die Geschichte dieses unglücklichen Stammes. Germanentum und Antike im Bunde geben ihm das starke Naturgefühl, das freudige Entzücken über den ewigen Frühling des Comersees, über die Majestät eines Sonnenaufganges.



nien sich eher eine Kenntnis der literarischen Schätze der Alten aneignen konnte. Karl schätzte diesen Sänger neben Paulus wohl am höchsten. Die Selbständigkeit der Gesinnung, die Liebe zur Antike um ihrer selbst willen, die Freude an der freien Größe bei den Menschen und in der umgebenden Natur brachten ihn dem wahlverwandten Karl näher. **S** Noch mancher andere könnte genannt werden in diesem Kreise, der schon in seiner Zusammenziehung die Universalität des Reiches widerspiegelte, in dessen Mittelpunkt der fränkische Kaiser steht, er, der allzeit von ihm Empfangende und doch durch sein Denken und Wollen unendlich viel mehr Gebende. Hier herrschte der Geist. Pfeile des Witzes flogen hinüber und herüber. Auch der berbe Humor wurde nicht verschmäht. Vergessen schien hier die weltgebietende Stellung Karls zu sein; er war Freund unter Freunden und trug wie die übrigen einen Beinamen: den bezeichnenden Namen David. Bunt wie der Kreis waren auch die literarischen Bestrebungen, die aus ihm hervorgingen. Neben der häufig mit to-mischem Pathos einherschreitenden, nach einer unsäglich schwerfälligen Methode vorgehenden gelehrten Abhandlung tänzelt ein fecker Humor; den Ernst des getragenen Briefwechsels, der sich so gern mit den größten Lebensproblemen befaßte, scheuchten die Augenblickskinder: ein rasch hingeworfenes Gedicht, ein schalkhaftes Rätsel. **S** In all der Mannigfaltigkeit offenbart sich aber stets ein ruhender Pol: die Richtung auf das Uebersinnliche, Göttliche. Das Theologische nimmt den breitesten Spielraum in dieser literarischen Produktion ein. Der Kleriker vergaß nie, daß die profanen Studien nur eine Brücke bildeten zu der höheren geistlichen Erkenntnis. Der große Karl selbst ging von dem Gedanken aus, daß die Kirche die berufene Trägerin seines Kulturideales sei, daß das Ziel der Volksbildung die christliche Unterweisung durch genügend vorgebildete Kleriker bilden müsse. Gleich in seinen ersten Kapitularien sagt er: „Die das Gesetz Gottes nicht verstehen, sind auch nicht imstande, es zu predigen“. Die Träger dieser kirchlich gerichteten Literatur wollten die Antike erneuern, aber nicht die Antike der Cäsaren, sondern die christliche Latinität des 4. Jahrhunderts. In dieser Epoche suchen und finden sie ihre Autoritäten. Was sie

sonst noch an antikem Material zusammentragen, dem geben sie eine christliche Verbrämung. Wenn sie Autoren des heidnischen Rom nachahmen, so geschieht das durchweg nur, um eine größere Gewandtheit in der Sprache der Kirche zu erlangen. Da mußte der Geist der Rhetorenschulen wieder mächtig werden. Wie dereinst, sucht man den Lernstoff zu vermehren, ohne das Bedürfnis zu empfinden, den Kreis seiner Anschauungen zu erweitern und zu vertiefen. Leere theologische Spitzfindigkeiten hüllen sich in das selbstgefällige und eitle Gewand eines formalen Aesthetentums, das noch auf lange Jahrhunderte die Geister hindern sollte, sich in die höchsten Fragen zu versenken. Aber dennoch: die erhabenen christlichen Ziele geben diesen vielfach so plumpen, trockenen und haarspaltenden literarischen Erzeugnissen den Grundzug eines tiefen Ernstes und einer aufrichtigen Gewissenhaftigkeit. **S S S S S S S S S S**

**E**in greifbarer Vorteil dieser lateinischen Literatur tritt sofort zutage; die Sprache Roms gewinnt den alten edlen Anstand wieder, den sie in der barbarischen Zwischenzeit gänzlich eingebüßt hatte. Man lernte aus der Latinität der Kaiserzeit, der Bibelübersetzungen und der Kirchenväter und formt für die neuen Begriffe, welche die fortgeschrittene Entwicklung zeitigte, die notwendige sprachliche Form. **S** Und noch einen anderen Fortschritt kann die karolingische Literatur aufweisen: von der ungeheuren Lebendigkeit der scharf umrissenen Individualität Karls geht ein Hauch wenigstens auch auf diesen Kreis von Denkern und Schriftstellern über. Der germanische Naturfaktor der mittelalterlichen Kultur äußert sich. Gewiß ist die Wissenschaft rezeptiv und reproduzierend; aber sie behandelt ihren Stoff schon philologisch. Die Kritik macht ihre ersten schüchternen Gehversuche. Die theologische Bildung erhält einen literarischen Charakter, den freilich die Kirche bald nach dem Hinscheiden der starken Persönlichkeit Karls wieder gänzlich austilgen sollte. Es regt sich ein weltlicher Zug auch im Geistigen. Die große Gegenwart hat die Freude am Leben geweckt und die asketische Weltuntergangsstimmung zurückgedrängt. Die weltflüchtigen Geister empfinden wieder Interesse am Seienden und werdenden. Eine Geschichtsschreibung be-

müht sich, das Weltgeschehen, das die Zeit erhob, festzuhalten, und eine frische Poesie breitet über die Epoche ihr verklärendes Licht. Zuvor war die Bildung ganz für die Erziehung des Klerus bestimmt. Schon deshalb stand ihr die Laienwelt ablehnend gegenüber. Das ändert sich jetzt. Auch Nichtkleriker offenbaren schon häufiger ihr Interesse für höheres geistiges Leben. Karl selbst nimmt die Söhne seiner Vornehmen in seine Hofschule auf. **S** Nachhaltig frei-

freien Größe des Menschen, seine fromme Scheu vor den dämonischen Gewalten, welche die Natur beherrschen, in der Dichtung dieser Epoche hervor. Die alten germanischen hymnischen Lieder zu Ehren der Götter waren auch zu Karls Zeiten noch nicht verklungen; der alte volksmäßige Heldensang wurde noch gepflegt. Karl kannte und liebte ihn; wie Einhard uns erzählt, ließ er ihn sammeln. Der frömmelnde Sohn vernichtete diese Sammlung. Manche der alten Mären

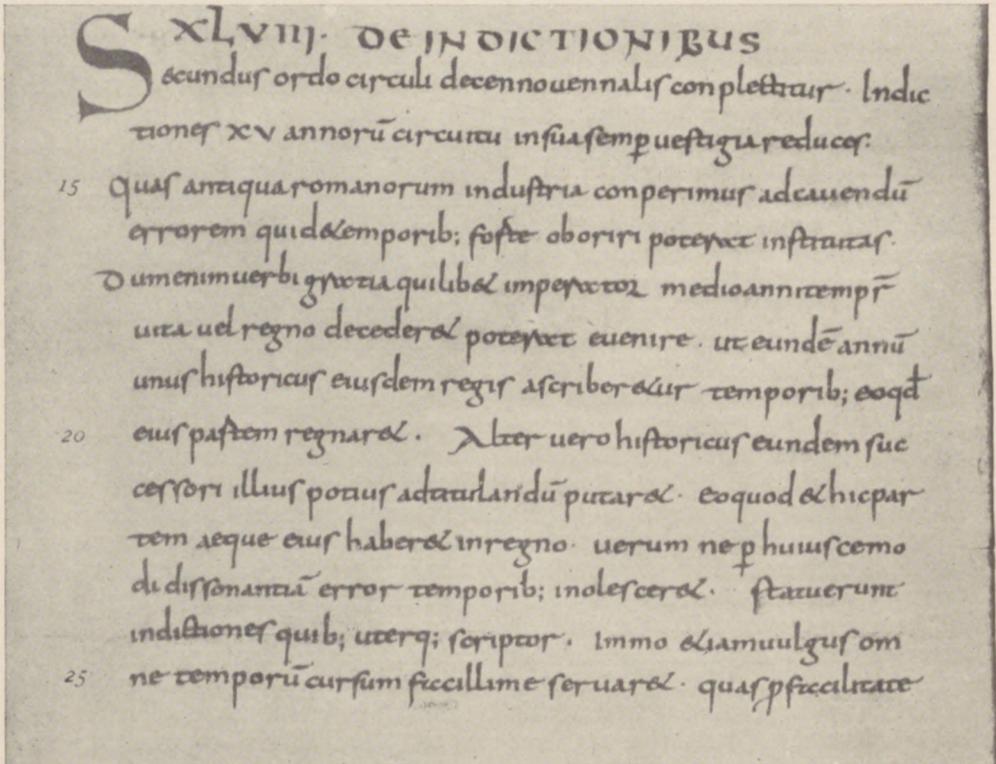


Abb. 69 · Karolingische Minuskelschrift (800) aus Bede's De temporum ratione · (Würzburg, Universitäts-Bibliothek) \* \* \* \* \*

lich war in dieser gelehrten Literatur die Wirkung des deutschen Naturfaktors nicht. Schon die Tatsache, daß diese Geisteskultur und vor allem diese Theologie im fremdsprachigen Gewande einherging, verhinderte, daß sie bodenständig werden konnte; und auch die spätere Scholastik, die an jenen karolingischen Klassizismus anknüpfte, hat es nicht zu einer fruchtbaren Berührung mit dem Volksleben bringen können. **D**eutlicher tritt der germanische Individualgeist, seine helle Freude an der

von Göttern und Helden lebten im deutschen Märchen fort, diesem anmutigen Zeugen des germanischen Naturfaktors in der älteren Kultur unseres Volkes. Wie diese, so gestatten uns auch die späteren Heldenlieder Rückschlüsse auf die verlorenen. Und da sehen wir, wie die dichtende Phantasie unserer Väter aus dem vollen Menschenleben heraus schöpfte, um dann diese individualistischen Stoffe im Heldensang poetisch zu verklären und im Mythos zu vergöttlichen. Doppelt ist der Verlust dieser alten Epik



die Schrift an Schönheit und Deutlichkeit. Bald belebte man auch mit Ornamenten und Figuren die Eintönigkeit des beschriebenen Pergaments. **S**o schafft der junge Kulturgeist emsig. Schon dünkt er sich stark genug, in dichterischen Schöpfungen mit den großen Mustern Roms zu wetteifern, die Gedankentiefe der lateinischen Patristiker für neue tiefgründige Arbeiten ausschöpfen zu

können und vergißt dabei, daß er Schüler bleiben muß, weil er Schüler sein will. Er wagt es nicht, mit dem Rüstzeug der Alten schöpferisch zu gestalten – und doch erzeugt nur der freigelebene Gedanke den neuen Gedanken. Wenige nur treten uns hier und da als geistige Persönlichkeiten entgegen, und diese wenigen sind Karls besondere Freunde. Selbst einem Alkuin gegenüber, der so Großes in seiner wissen-

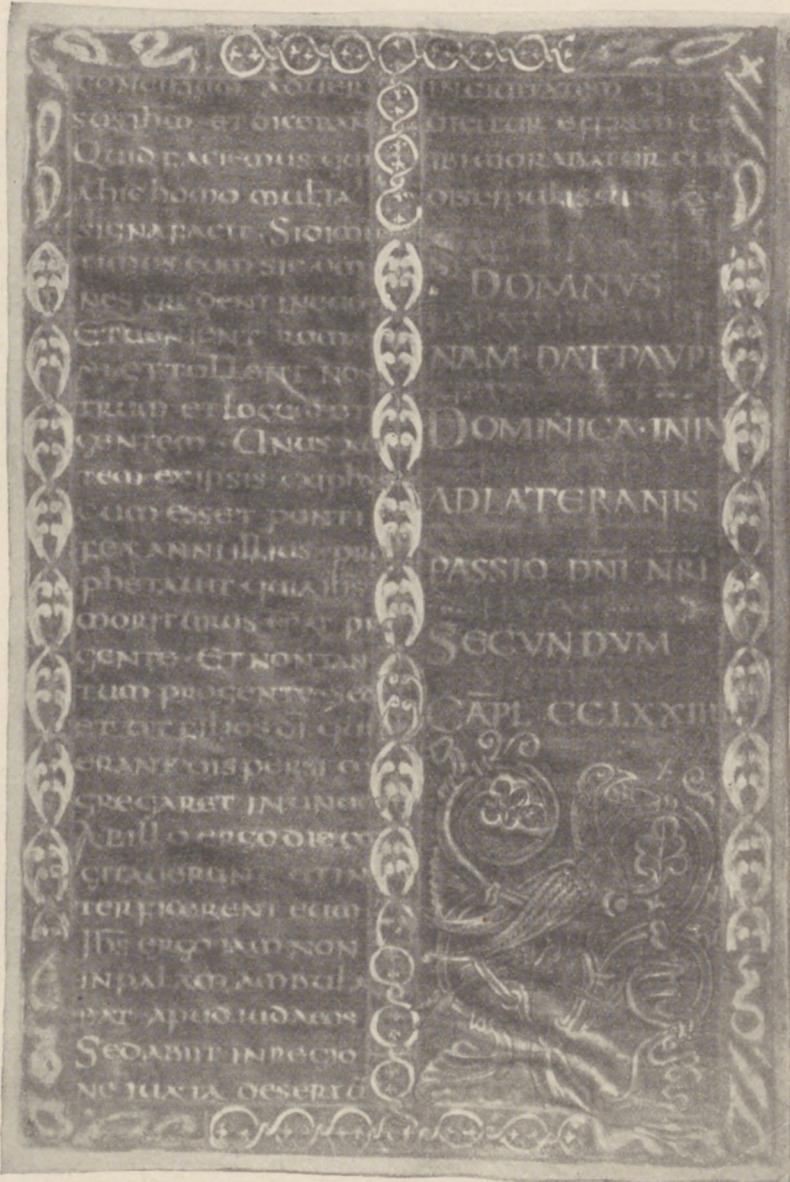


Abb. 70 · Aus dem Evangeliar Karls des Großen · Uncialschrift des Godeschalk. 781



welcher Karl beseelte, nicht so ganz unterdrückt ward von dem kalten, innerlich hohlen und selbstgefälligen Klassizismus dieser Tage. Fulda, Reichenau und St. Gallen wurden die Zentren der frühesten mittelalterlichen Kultur. Namentlich die beiden letzten hatten durch ihre ersten Lehrer Tasso und Grimald enge Beziehungen zu der Palastschule und damit zu dem Geiste, der in ihr wirksam war. Gerade hier begann man frühzeitig, die epischen Stoffe des Germanentums zu bearbeiten, hier suchte man das ungelente Deutsch in grammatikalische Regeln zu zwingen, hier sind die wenigen althochdeutschen und altsächsischen Denkmäler

entstanden, hier versuchte man zuerst, den lateinischen Bildungstoff in die heimische Sprache zu übertragen, was wir an der Hand der Glossen verfolgen können, und machte hier so die deutsche Sprache geschmeidig genug, um theologische Begriffe umgrenzen und erfassen zu können. ¶

Das gesamte profane Wissen wurde im Rahmen des 'Trivium' und 'Quadrivium' gelehrt, die zusammen die sieben freien Künste ausmachten. Seit Isidor von Sevilla († 636) wurden diese beiden Bezeichnungen allgemein benutzt. Derselbe Isidor gab dem Mittelalter auch in seinen 'Etymologien' ein vielgebrauchtes Lehrbuch. Nicht geringerer Autorität erfreute sich als

Lehrbuch das satyrische Büchlein des Martianus Capella, welcher die sieben freien Künste in einem allegorischen Kompendium zusammenfaßte. ¶ Das klassische Altertum lebte in den Fächern des Triviums im mittelalterlichen Unterricht fort. Da unterrichten zunächst die Grammatiker mit Hilfe der 'Ars' des Aelius Donatus — bezeichnenderweise des ersten von Gutenberg gedruckten Buches — in der Sprachlehre und erklärten die Klassiker: mit Vorliebe Ovid, Lucan, Horaz, sodann auch Statius, Terenz, Sallust, Sueton, Seneca, Livius und weniger Tacitus. Von christlichen Dichtern waren Prudentius, Sedulius, Venantius gefeierte Namen. Die Grammatik ist die Königin unter den sieben freien Künsten. Ihr untergeordnet sind Dialektik und Rhetorik. Für jene Kunst der Dialektik mußten Boethius,



Abb. 72 · Miniatur aus dem Codex aureus (Harlen) um 800 n. Chr. ¶¶



Abb. 73 · Ansicht von Nymwegen von Jan van Goyen \* \* \* \* \*

Augustinus, Martianus Capella, Cassiodor, Isidor und Alkuin den Lernstoff darbieten. Plato und Aristoteles blieben dieser Disziplin nicht fremd; aber von Plato kannte man nur den ‚Timäus‘ in lateinischer Uebertragung, und Aristoteles war nur durch die Uebersetzungen des Boethius und Victorinus bekannt. Ein Lehrbuch der Rhetorik schrieb Marius Victorinus und später Alkuin. Das Quadrivium umfaßte Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik. Diese Schulen erzogen auch die Männer, welche, an die Traditionen eines Hieronymus und Cassiodor anknüpfend, neben der geistlichen auch die weltliche Literatur durch Abschriften vervielfältigten. Die Abschreibetätigkeit gerade dieser karolingischen Epoche hat uns die wichtigsten Geistesätze des Altertums erhalten. War auch das Interesse der Abschreiber zumeist nur darauf gerichtet, den Schulen den nötigen Lernstoff für den Unterricht und für das Studium der lateinischen Sprache zu liefern, so bleibt ihnen doch der Ruhm, das antike Erbe uns Nachgeborenen gerettet zu haben. Ihrer Tätigkeit ist es auch zu danken, wenn sich überall die Büchersammlungen mehrten. Auch hier ging Karl mit gutem Beispiele voran.

Seine Hofbibliothek nahm den ersten Rang ein; ihr Bestand offenbart uns die weiten Grenzen der Interessen Karls. Auch die Klöster und Domschulen verfügten bald über größere Büchersätze. Die energische und entschlossene Hinwendung Karls zur Antike kam auch der Kunst in Germanien zugute. Einmal versuchte man, das fremde Vorbild nachzuahmen, sodann aber empfing man Anregungen zu erhöhter schöpferischer Eigenarbeit. Auch auf künstlerischem Gebiete lassen sich deutlich die beiden Faktoren des mittelalterlichen Kulturlebens erkennen. Weniger tritt das freilich in der Baukunst hervor. Hier wirken die überstarken Einflüsse der späteren römischen und der byzantinischen Kunst. Karl zeigt sich hier als der Eroberer und Tatenmensch, welcher durch Nachahmung der baulichen Konstruktionen der spätrömischen und byzantinischen Kunst und durch Ueberführung antiker Säulen, Musive und Bildwerke seinen kriegerischen Erfolgen in der Art des Triumphators monumentalen Ausdruck verleiht. So ersteht in Aachen nach dem Muster von San Vitale in Ravenna das herrliche Oktogon seiner Marienkirche. In Aachen, in Nymwegen und Ingelheim erheben sich



der Epoche und ihrem Helden sein Gepräge. **S S S S S S S S S S**

**G**ewiß entbehrte das von den Arnulfingern gewaltsam aufeinandergetürmte Staatsganze schließlich der gesicherten Grenzen; Slaven, Normannen und Sarazenen bedrohten fast schon bei Karls Lebzeiten die Grenzmarken des Reiches. Gewiß tauchten namentlich an den Südgrenzen des Reiches schon damals jene Probleme auf, welche vielfach die Geschichte des Mittelalters bewegten. Aber sollte der Bauernkönig, der da plötzlich als Cäsar der Welt gebieten mußte, des Grenzschutzes halber den völligen Ruin der bäuerlichen Grundlage seines Staates heraufbeschwören? Kann man den Volkstönig tadeln, daß er jene Probleme nicht meisterte, deren die Jahrhunderte nicht Herr werden konnten? Darf man diesen kühn vorwärtsstürmenden Recken, dessen geographischer Horizont nicht allzu ausgedehnt gewesen sein wird, einer Schuld zeihen, wenn er, plötzlich zur europäischen Politik gezwungen, nicht sofort jenen Weltbezug einer vorsichtig abwägenden, listenreichen, den Osten und den Westen zugleich weitblickend umspannenden Diplomatie herstellen konnte, in welchem die alte Kulturmacht am Bosphorus sich seit Jahrhunderten bewegte? Gewiß, der große Widerstreit zwischen geistlicher und weltlicher Macht blieb das wirksamste Erbe der Regierung Karls. Durch die Förderung des Kulturgedankens des Romanismus hat er selbst dazu beigetragen, das romanische universale Kirchenideal zu erhöhen. Aber hatte der auf seine Kirchenhoheit pochende und von seiner hohepriesterlichen Stellung im Gottesstaate durchdrungene germanische Cäsar bei der kläglichen Lage des Papsttums nicht Grund zu der Selbsttäuschung, daß sein gewaltiger Wille diesen Gegensatz endgültig beseitigt habe? Das romanische Ideal des Bischofs von Hippo, das Jahrhunderte berauschte, hat auch den hohen Sinn dieses ersten germanischen Kaisers in seinen Bannkreis gezogen; aber Karl hat als einziger jene Gottesstaatsidee gewaltsam dem fränkischen Staatsgedanken untergeordnet und so eine Einheit von Staat und Kirche hergestellt, die freilich nur durch seinen Willen bestand. Er selbst hat aber diese Einheit, ohne es zu wollen, preisgegeben, als er den Reichszusammenhang

durch sein Teilungsgesetz in Frage stellte. Ist es aber zu verwundern, wenn ein solcher mit seinem Volke verwachsener, von einem starken Wirklichkeitsinn erfüllter Held sich nicht völlig von jenen weltfernen universalen Träumen gefangen nehmen ließ, wenn er erkannte, daß große Gebiete, wie die britischen Inseln, abseits seines Imperiums lagen, wenn er sich der Ueberzeugung nicht verschloß, als er Italien und Aquitanien eine Art Selbstverwaltung verlieh, daß diese Länder doch eigene Wesenseinheiten und Fremdkörper in seinem fränkischen Reiche seien, daß also jenes universale Gottesreich ein Ideal darstelle, dem die Wirklichkeit niemals voll entsprechen könne? Kann man von Karl verlangen, daß er jählings mit der altüberkommenen privatrechtlichen Auffassung vom Königtum brach? Kann diese Auffassung nicht durch die Erwägungen verstärkt worden sein, daß seine Nachfolger zur Leitung des Gesamtreiches nicht genügend befähigt seien, daß die durch den fränkischen Imperator geschützte Kirche trotz aller Teilung doch noch eine höhere Einheit zwischen den entstehenden Einzelreichen herstellen werde? Gewiß, Karls innere Politik endete mit einem völligen Fehlschlag. Er wollte die Staatseinheit auf bäuerlicher Grundlage dauernd sicherstellen; er begründete indes gegen seinen Willen den Feudalstaat. Die mit unzulänglichen Mitteln durchgeführte Zentralisation der Reichsverwaltung steigerte nur die Willkür der Beamten und die Selbständigkeitsbestrebungen der Großen. Gleich der erste germanische Cäsar konnte des übermächtigen Sondergeistes nicht Herr werden, mit dem die ganze Reihe seiner Nachfolger zu rechnen oder zu kämpfen hatte. **S S S**

**D**ie überragende Bedeutung Karls für seine Zeit und für die nachfolgenden Jahrhunderte liegt nicht darin, daß er einem einzigen großen Ziele in rastloser, folgerichtiger Tätigkeit zustrebte, sondern darin, daß er, als tatenfroher Waffenheld von Erfolg zu Erfolg schreitend, die Idee eines germanische und romanische Stämme zu einer beglückenden Einheit zusammenfassenden christlichen Rechts- und Kulturstaates in eigener Gedankenarbeit erfaßte, durch ungemein fruchtbare Anregungen und Anordnungen, die weiterwirkend auch den Sturz seines Reiches überdauerten, förderte

und so den deutschen Stämmen ‚das Bild eines großen Staatsmannes wiedergewann und in der Erinnerung fixierte‘. Karl hatte sich sein Ziel zu weit gesteckt; die zu überwindenden, aus dem deutschen Sondergeist sich ergebenden Gegensätze waren zu mächtig, der gewaltige Wille, der auf Zeit und Nachwelt einen so tiefen moralischen Eindruck machte, scheiterte an den bestehenden Verhältnissen. Aber wenn Karls Schöpfung auch vor ihrer Vollendung vorzeitig zusammenbrach, so erhielt sich dennoch der von ihm wieder in die abendländische Geschichte eingeführte staatliche Einheitsgedanke. Karl hat dem halbanarchischen Zeitalter des egoistischen Sonder-



lebens der Stämme und Teilstämme des Abendlandes ein Ende gemacht und den Westen wieder die Notwendigkeit und den Nutzen der Zusammenfassung vieler Stammeseinheiten zu einem Staatsganzen gelehrt. Karls lebenzeugende Gedanken auf staatlichem, wirtschaftlichem, kulturellem und religiösem Gebiete wirkten in der Stille weiter, und als man daran dachte, für die deutschen Stämme, deren durch Karl hergestellte Verbindung sich nicht wieder lösen sollte, ein Reichshaus zu errichten, da baute man auf dem alten Grundrisse der karolingischen Monarchie mit jenen Trümmern des übergroß gedachten christlichen Gottesreiches, welche Austrasiens Erde deckten. S



## Literaturverzeichnis

Die ganze Literatur hier anzugeben, welche ich bei der Ausarbeitung dieser Monographie benutzte, wäre zwecklos, da meine Darstellung nicht für Fachgenossen geschrieben wurde; ich beschränke mich darauf, in systematischer Anordnung die Werke zu nennen, welche jene, die Einzelfragen ein besonderes Interesse entgegenbringen, weiterführen können und welche mir selbst eine besonders wertvolle Stütze waren.

### I. Kap. 1. S S S S S S S S S S

- O. Sierke, Das deutsche Genossenschaftsrecht. 3 Bde. Berlin 1868—1881. \* \* \* \* \*
- F. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. 5. Aufl. Stuttgart 1903 ff. \* \* \*
- L. Hahn, Rom und Romanismus im griechisch-römischen Osten. Leipzig 1906. \* \* \* \* \*
- J. Kaerit, Studien zur Entwicklung und theoreti- schen Begründung der Monarchie im Alter- tum. (Hist. Bibliothek, VI. Bd.) München 1898.
- F. Kampers, Alexander der Große und die Idee des Weltimperiums in Prophetie und Sage. (Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. I, 2 und 3). Freiburg i. B. 1901. \* \* \* \* \*
- F. Kampers, Die Sibylle von Tibur und Vergil (Historisches Jahrbuch 1908, S. 1 ff. und S. 241 ff.). \* \* \* \* \*
- Ed. Meyer, Geschichte des Altertums, Bd. I—III. Stuttgart 1884—1901. \* \* \* \* \*
- R. Reichenstein, Werden und Wesen der Hu- manität im Altertum. Straßburg 1907. \* \* \*
- W. Schücking, Die Organisation der Welt. (Staatsrechtliche Abhandlungen, Festgabe für P. Laband.) Tübingen 1908. \* \* \* \* \*
- P. Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christen- tum. (Handbuch zum Neuen Testament. 3. und 4. Lieferung.) Tübingen 1907. \* \* \* \* \*

### I. Kap. 2. S S S S S S S S S S

- A. Ehrhard, Das Mittelalter und seine kirch- liche Entwicklung. (Kultur und Katholizismus. VIII.) Mainz 1908. \* \* \* \* \*
- B. Grisar, Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. I. Bd. Freiburg i. Br. 1901. \* \* \*
- L. M. Hartmann, Geschichte Italiens im Mittelalter. Bd. I—III, 1. Leipzig 1898—1908.
- A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands. 1. Teil, 3. und 4. Aufl. 2. Teil, 2. Aufl. Leipzig 1904 und 1900. \* \* \* \* \*
- B. Holtmann, Das Neue Testament und der römische Staat. Straßburg 1892. \* \* \* \* \*
- Kultur der Gegenwart, Teil I, Abteilg. IV: Die christliche Religion, und zwar die von Ad. Jülicher, Ad. Harnack, U. Bonwetsch, K. Müller bearbeiteten Abchnitte. Leipzig 1906.
- R. Schwemer, Papsttum und Kaisertum, uni- versalhistorische Skizzen. Stuttgart 1899. \* \* \*
- Wendland, siehe oben I, 1. \* \* \* \* \*

### I. Kap. 3. S S S S S S S S S S

- A. Baumgartner, Die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker. Freiburg i. Br. 1900. \* \* \* \* \*

- J. Beloch, Der Verfall der antiken Kultur. (Historische Zeitschrift 84. Bd. 1900) \* \* \*
- J. Burckhardt, Die Zeit Konstantins des Großen. 3. Aufl. Leipzig 1898. \* \* \* \* \*
- A. Ebert, Allgemeine Literatur des Mittel- alters im Abendlande bis zum Beginne des 11. Jahrhunderts. 1<sup>2</sup>. Leipzig 1889. \* \* \* \* \*
- Hartmann, siehe oben I, 2. \* \* \* \* \*
- G. Kaufmann, Rhetorenschulen und Kloster- schulen. (Raumers Historisches Taschenbuch. 4. Folge, 10. Jahrgang. Leipzig 1869.) \* \* \*
- Kultur der Gegenwart, Teil I, Abteilung VIII: Die griechische und lateinische Literatur und Sprache von U. v. Wilamowitz-Moellendorf, K. Krumbacher, J. Wackernagel, Fr. Leo, E. Norden, F. Skutsch. 2. Aufl. Berlin 1907. \* \* \*
- Th. Lindner, Weltgeschichte seit der Völker- wanderung. I. Bd. Stuttgart 1901. \* \* \* \* \*
- Th. Mommsen, Apollinaris Sidonius und seine Zeit (Reden und Aufsätze). Berlin 1905. \* \* \*
- O. Seeck, Geschichte des Untergangs der an- tiken Welt. 2. Aufl. Berlin 1897. \* \* \* \* \*
- Wendland, siehe oben I, 1. \* \* \* \* \*

### II. Kap. 1. S S S S S S S S S S

- Sierke, siehe oben I, 1. \* \* \* \* \*
- W. Arnold, Deutsche Geschichte. 2. Bde. Gotha 1879—83. \* \* \* \* \*
- B. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte. I. Bd. 2. Aufl. u. II. Bd. Leipzig 1906, 1892. \* \* \* \* \*
- A. Dove, Ausgewählte Schriften. Leip- zig 1898. \* \* \* \* \*
- Sehhardts Handbuch der Deutschen Geschichte, neu herausgeg. von F. Hirsch. I. Bd. Stuttgart 1910. \* \* \* \* \*
- W. Guffe und W. Schulze, Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern. 2 Bde. Stuttgart 1894—96. \* \* \* \* \*
- A. Heusler, Deutsche Verfassungsgeschichte. Leipzig 1905. \* \* \* \* \*
- G. Kaufmann, Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen. 2 Bde. Leipzig 1880—81.
- A. Kleinclauz, L'Empire Carolingien, ses origines et ses transformations. Paris 1902.
- K. W. Nitzsch, Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden. Heraus- gegeben von G. Matthäi. I. Bd., 2. Aufl., Leipzig 1892. \* \* \* \* \*
- N. Reitter, Der Glaube an die Fortdauer des römischen Reiches im Abendlande während des 5. und 6. Jahrhunderts. Münster 1900. \* \* \*
- L. Schmidt, Allgemeine Geschichte der ger- manischen Völker bis zur Mitte des 6. Jahr- hunderts. (Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte.) München 1909. \* \* \*
- G. Waif, Deutsche Verfassungsgeschichte. II bis IV. 3. Aufl. Berlin 1882. \* \* \* \* \*

II. Kap. 2. \* \* \* \* \*

Arnold, Hauck, Kaufmann, Kleinclausz, Nitsch siehe oben. \* \* \* \* \*  
 B. Lillienfein, Die Anschauungen von Staat und Kirche im Reich der Karolinger. Heidelberg 1902.  
 W. Ohr, Der Karolingische Gottesstaat in Theorie und Praxis. Leipzig 1902. \* \* \* \* \*  
 S. Schnürer Die Entstehung des Kirchenstaates. Köln 1894. \* \* \* \* \*  
 W. Sickel, Kirchenstaat und Karolinger. (Historische Zeitschrift, 84. Bd. 1900) \* \* \* \* \*  
 A. Werminghoff, Geschichte der Kirchenverfassung Deutschlands im Mittelalter. I. Bd. Hannover 1905. \* \* \* \* \*

II. Kap. 3. \* \* \* \* \*

Brunner, Ebert, Sierke, Zutische-Schulze siehe oben. \* \* \* \* \*  
 F. G. Schultheiß, Geschichte des deutschen Nationalgefühles. I. Bd. München 1894. \* \* \* \* \*  
 G. Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur. Leipzig 1904. \* \* \* \* \*

III. Kap. 1. \* \* \* \* \*

Arnold, Brunner, Gebhardt, Hartmann, Kaufmann, Nitsch siehe oben. \* \* \* \* \*

S. Abel, Jahrbücher des Fränkischen Reiches unter Karl dem Großen. I. Bd. 2. Aufl., bearb. von B. Simion. II. Bd. von B. Simion, Leipzig 1888, 1883. \* \* \* \* \*  
 K. Th. von Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgegeschichte. I. Bd. 2. Aufl., Leipzig 1909. \* \* \* \* \*  
 E. Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern. Stuttgart 1896. \* \* \* \* \*

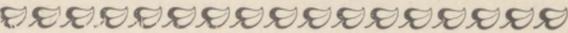
III. Kap. 2. \* \* \* \* \*

Hauck, Lillienfein, Ohr, Werminghoff siehe oben.  
 J. A. Ketterer, Karl der Große und die Kirche. München 1908. \* \* \* \* \*

III. Kap. 3. \* \* \* \* \*

Ebert, Hauck, Kultur der Gegenwart siehe oben. \* \* \* \* \*  
 K. Burdach, Sinn und Ursprung der Worte Renaissance und Reformation. (Sitzungsberichte der Kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften XXXII, 1910). \* \* \* \* \*  
 F. A. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland. Stuttgart 1889. \* \* \* \* \*  
 W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen. I. Bd. 7. Aufl. Stuttgart 1904. \* \* \* \* \*



Verzeichnis der Abbildungen 

Titelbild (Mosaikdruck). Der hl. Petrus als Spender der geistlichen und weltlichen Gewalt zwischen Papst Leo und Karl dem Großen. Von Papst Benedikt XIV. restauriertes Mosaikbild im Triforium des Lateran zu Rom. Nach einem Original-Aquarell (vgl. S. 102). \* \* \* \* \*

Abb. 1. S. Pietro in Vaticano. (4. Jahrh.) Die Fassade wurde im 13. Jahrh. restauriert. \* \* \* \* \*

Abb. 2. Innenansicht der alten Peterskirche nach Raffael. \* \* \* \* \*

Abb. 3. S. Costanza in Rom. Der älteste Teil ist vor 360 wahrscheinlich als Grabmal für Konstantins Töchter errichtet. \* \* \* \* \*

Abb. 4. St. Clemens-Basilika in Rom. Mit Bauresten aus römischer Zeit und aus dem vierten Jahrhundert \* \* \* \* \*

Abb. 5. San Giorgio in Velabro zu Rom. Altchristliche, 682 erneuerte und wiederholt restaurierte Basilika \* \* \* \* \*

Abb. 6. Santa Prassede in Rom. 9. Jahrh. \* \* \* \* \*

Abb. 7. Uncial-Schrift aus dem Hieronymuskommentar zum Buch Ecclesiastes. \* \* \* \* \*

Abb. 8. Der Würzburger Palimpsest mit merowingischer Handschrift über schöner alter Uncial-Schrift. \* \* \* \* \*

Abb. 9. Betkapelle des alten Benediktinerklosters zu Cividale in Friaul. Langobardenbau aus dem 8. Jahrh. \* \* \* \* \*

Abb. 10. Betkapelle des alten Benediktinerklosters zu Cividale in Friaul. \* \* \* \* \*

Abb. 11. Sarg aus einem langobardischen Fürstengrabe. \* \* \* \* \*

Abb. 12. Votivkrone des Königs Reccesvinth im Cluny-Museum zu Paris. \* \* \* \* \*

Abb. 13. Abteikirche St. Riquier. 8. Jahrhundert \* \* \* \* \*

Abb. 14. St. Johann zu Poitiers (Merowingisch). \* \* \* \* \*

Abb. 15. Inneres von St. Johann zu Poitiers. \* \* \* \* \*

Abb. 16. Reiterstatuette Karls des Großen aus Metz, jetzt im Carnavalet-Museum zu Paris. \* \* \* \* \*

Abb. 17. Baurisse von St. Johann zu Poitiers. \* \* \* \* \*

Abb. 18. Frühchristlicher Altar aus der Stephanskapelle des „alten Doms“ zu Regensburg. \* \* \* \* \*

Abb. 19. Säule in der Krypta der 822 vollendeten Michaelskirche in Fulda. \* \* \* \* \*

Abb. 20. Darstellung der Taufe. Aus der Handschrift des Wessobrunner Gebets. \* \* \* \* \*

Abb. 21. Siegel Pippins. \* \* \* \* \*

Abb. 22. Glasbecher aus fränkischen Gräbern. \* \* \* \* \*

Abb. 23. Kamm der Königin Theodelinde im Domstift zu Monza. \* \* \* \* \*

Abb. 24. Fächerkapitel der Königin Theodelinde im Domstift zu Monza. \* \* \* \* \*

Abb. 25. Merowingische Münze von Rennes. \* \* \* \* \*

Abb. 26. Merowingische Münze der Kirche von Limoges. \* \* \* \* \*

Abb. 27. Ein Kreuzifix aus Karolingischer Zeit. \* \* \* \* \*

Abb. 28. Fibeln aus fränkisch-alemannischen Gräbern. \* \* \* \* \*

Abb. 29. Karolingischer Gürtelbeschlagn aus Eisen mit Silber und Gold taufiert. \* \* \* \* \*

Abb. 30. Gürtelschnalle aus merowingischer Zeit. \* \* \* \* \*

Abb. 31. Schwert des Königs Childerich. \* \* \* \* \*

Abb. 32. Krieger nach Karolingischen Handschriften. \* \* \* \* \*

Abb. 33. Albrecht Dürer, Karl der Große. Ölgemälde im Germanischen Museum zu Nürnberg. \* \* \* \* \*

Abb. 34. Siegel Karlmanns. \* \* \* \* \*

Abb. 35. Reliquien Widukinds aus Enger. Vorder- und Rückseite. \* \* \* \* \*

Abb. 36. Krieger aus einem Karolingischen Pfalterium. \* \* \* \* \*

Abb. 37. Solidus der Kaiserin Irene. \* \* \* \* \*

Abb. 38. Die deutsche Kaiserkrone (11. Jahrh.) in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien. \* \* \* \* \*

Abb. 39. Römisches Bad zu Aachen. \* \* \* \* \*

Abb. 40. Der Königsthron im Aachener Münster. \* \* \* \* \*

Abb. 41. Das Schwert des Aachener Domstiftes, welches Harun al Raschid Karl dem Großen überlieferte. \* \* \* \* \*

Abb. 42. Münze Pippins. \* \* \* \* \*

Abb. 43. Münze Karls des Großen. \* \* \* \* \*

Abb. 44. Beamter oder Prinz und Königin Irmentrude. Aus der Bibel Karls des Kahlen. \* \* \* \* \*

Abb. 45. Siegel Karls des Großen. \* \* \* \* \*

Abb. 46. Antiker Sarkophag Karls des Großen. Das Relief stellt den Raub der Proserpina dar. \* \* \* \* \*

Abb. 47. Der Karlschrein. Anfang des 13. Jahrh. \* \* \* \* \*

Abb. 48. Relief auf dem Karlschreine. \* \* \* \* \*

Abb. 49. Schmalsteite des Karlschreines. Karl der Große zwischen Papst Leo und Bischof Turpin. \* \* \* \* \*

Abb. 50. Elefantentrost im Berliner Gewerbemuseum, im Typus des Stoffes des Karlschreines. \* \* \* \* \*

Abb. 51. Der Marienschrein im Münster zu Aachen. 13. Jahrh. \* \* \* \* \*

Abb. 52. Figur Karls des Großen am Marienschrein im Aachener Münster \* \* \* \* \*

Abb. 53. Kopfreliquiar Karls des Großen. \* \* \* \* \*

Abb. 54. Karl der Große das Münster tragend, in der Reliquienkapelle des 14. Jahrh. \* \* \* \* \*

Abb. 55. Die Grabplatte Hadrians I. Auf Befehl Karls des Großen im Frankenreiche gefertigt. \* \* \* \* \*

Abb. 56. Baurisse des Klosters St. Gallen vom Jahre 820. Mit Zugrundelegung des Planes in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen. \* \* \* \* \*

Abb. 57. Einhard-Basilika zu Steinbach. \* \* \* \* \*

Abb. 58. Der Dom zu Aachen \* \* \* \* \*

Abb. 59. Inneres des Aachener Münsters; Blick vom Octogon in den Chor. \* \* \* \* \*

Abb. 60. Modell der karolingischen Pfalzkapelle in einem Schlusstein der gotischen Chorhalle des Münsters \* \* \* \* \*

Abb. 61. Münsterzeichnung von Albrecht Dürer 1520. \* \* \* \* \*

Abb. 62. Elfenbeintafel in St. Gallen. Die Innenseite war mit Wachs überzogen und diente Karl d. Gr. als Schreibtisch. \* \* \* \* \*

Abb. 63. Palioffo von Wolvinius in S. Ambrogio zu Mailand (Karolingisch). \* \* \* \* \*



Abb. 64. Tassilokelch in Kremsmünster (zwischen 777 und 788.) \* \* \* \* \*

Abb. 65. Karolingische Elfenbeintafel in der Stadt. Bibliothek in Frankfurt a. M. \* \* \* \* \*

Abb. 66. Karolingische Elfenbeintafel im Besitze des Herrn Frank Max Lean. \* \* \* \* \*

Abb. 67. Goldreliefs auf dem Einbände des Codex aureus (Kgl. Hof- und Staatsbibliothek München). Handschrift 870, Deckel jünger. \* \* \* \* \*

Abb. 68. Deutsches Vaterunser. Aus dem Cod. 911 der St. Gallener Stiftsbibliothek vom Ende des 8. Jahrh. \* \* \* \* \*

Abb. 69. Karolingische Minuskelschrift (800). Aus Bedas De temporum ratione. (Würzburg, Universitätsbibliothek). \* \* \* \* \*

Abb. 70. Aus dem Evangeliar Karls des Großen. Uncialschrift des Godeschalk. 781. \* \* \* \* \*

Abb. 71. Sündenfall aus der Alkuin-Bibel (Kgl. Bibliothek zu Bamberg). \* \* \* \* \*

Abb. 72. Miniatur aus dem Codex aureus (Barley) um 800 n. Chr. \* \* \* \* \*

Abb. 73. Ansicht von Nymwegen von Jan van Goyen. \* \* \* \* \*

Abb. 74. Der Karolingische Zentralbau auf dem Valkenhof bei Nymwegen, eine Nachahmung der Aachener Pfalzkirche. \* \* \* \* \*



Die Bilder, welche nicht nach Original-Photographien hergestellt wurden, sind folgenden Werken entnommen: \* \* \* \* \*

Ada-Handschrift, Die Trierer. Leipzig 1889.

Abb. 71 \* \* \* \* \*  
H. Bergner, Handbuch der bürgerlichen Kunstaltertümer in Deutschland. Leipzig 1906.

Abb. 32, 36, 44 \* \* \* \* \*

F. Bock, Die Kleinodien des hl. römischen Reiches deutscher Nation. Wien 1864. Abb. 38

Catalogue of the imperial byzantine Coins in the Brit. Mus. by Wroth Vol. II. London 1908.

Abb. 37 \* \* \* \* \*  
Catalogue of ancient manuscripts in the British Mus. Part. II (Latin). London 1884. Abb. 72

H. Chroust, Monumenta palaeographica München I (1902). Abb. 7, 8, 69 \* \* \* \* \*

G. Dehio, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes. Stuttgart 1884 ff. Abb. 1, 2, 6, 13, 17

F. v. Falke, Geschichte des deutschen Kunstgewerbes. Berlin 1858. Abb. 28, 30, 31, 44 \* \* \* \* \*

K. Faymonville, Der Dom zu Aachen. München 1909. Abb. 48, 60 \* \* \* \* \*

Festschrift zur 72. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Aachen 1900. Abb. 39

Geschichte, Illustrierte, des Kunstgewerbes. Herausgegeben von G. Lehnert, Berlin 1910.

Abb. 12, 35, 63 \* \* \* \* \*

Ed. Heyck, Deutsche Geschichte I. Bielefeld 1905. Abb. 18, 19, 20, 40, 41 \* \* \* \* \*

Fahrbuch der Kgl. Preuß. Kunstsammlungen. XXIII, 1902. Abb. 67 \* \* \* \* \*

M. Kemmerich, Die frühmittelalterliche Porträtplastik in Deutschland. Leipzig 1909. Abb. 65, 66 \* \* \* \* \*

H. Kuhn, Allgemeine Kunstgeschichte, Plastik. Einsiedeln 1909. Abb. 56, 62, 64 \* \* \* \* \*

Kunstdenkmäler des Großherzogtums Hessen, (Kreis Erbach). Darmstadt 1891. Abb. 57 \* \* \* \* \*

F. Kessing, Die Gewebesammlung des Kgl. Kunstgewerbemuseums. Berlin 1900 ff. Abb. 50

H. Michel, Histoire de l'art. Tome I. Paris 1905. Abb. 16 \* \* \* \* \*

Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum, I. Nürnberg 1886. Abb. 29 \* \* \* \* \*

O. Poise, Die Siegel der deutschen Kaiser und Könige. Dresden 1909. Abb. 21, 34, 45 \* \* \* \* \*

F. R. Rahn, Das Psalterium Aureum von St. Gallen. St. Gallen 1878. Initialen, Dignetten nach Karolingischen Handschriften \* \* \* \* \*

Rheinlande, Die. IX., 1909. Abb. 49, 53, 54

F. Steffens, Lateinische Palaeographie. Freiburg (Schweiz) 1903. Abb. 68 \* \* \* \* \*

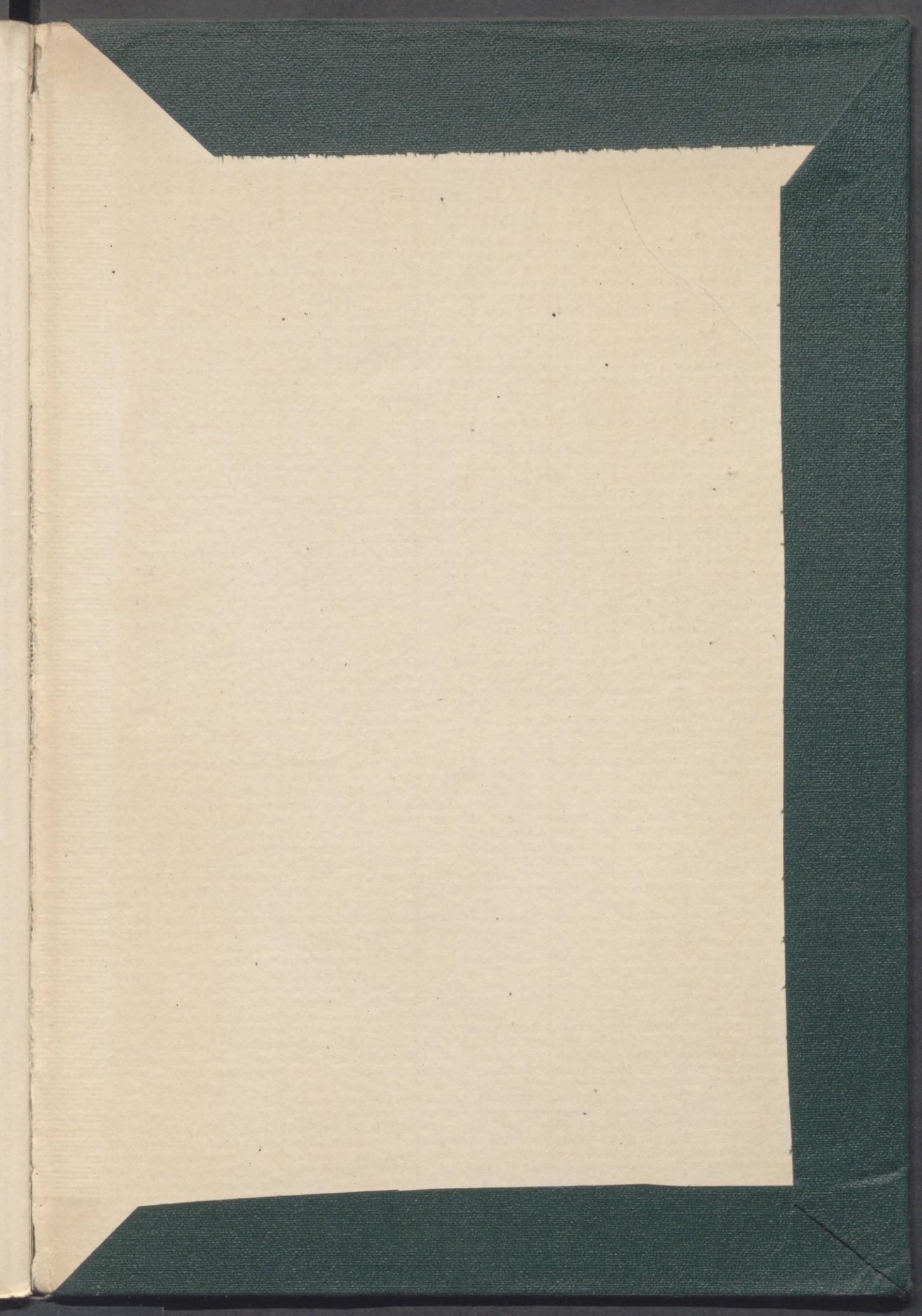
Weltgeschichte, Allgemeine, von Theodor Fritzsche, G. F. Herzberg etc., IV. Bd., Berlin 1889.

Abb. 11, 22, 23, 24, 25, 26, 55 \* \* \* \* \*

Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, III, 1881, Abb. 46. V, 1883, Abb. 52. IX, 1887, Abb. 61 \* \* \* \* \*

Zeitschrift für christliche Kunst, Düsseldorf I, 1888, Abb. 74. V, 1892, Abb. 27 \* \* \* \* \*





Biblioteka Główna UMK



300052683034